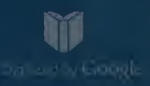
REISEBILDER. SKIZZEN AUS DER NATUR U. DEM MENSCHENLEBEN ... MIT 6...

Hermann KLETKE, Theodor HOSEMANN









Der Maulthiertreiber

REISEBILDER.

SKIZZEN

aus der Natur u. dem Menschenleben.

ZUR BELEHRUNG



UND UNTERHALTUNG

für die reifere Jugend gesammelt u. herausgegeben

von

H. KLETKE

mit

6 colorirten Zeichnungen von

THEOD: HOSEMANN

Verlag von Julius Springer in Berlin.


BRITISH MUSEUM

Vorwort.

Die nachfolgenden Reisebilder schließen sich nach Zweck und Inhalt dem „Buch der Reisen“ und dem „Neuen Buch der Reisen“ an, deren ungemein günstige Aufnahme mir den erfreulichen Beweis gegeben hat, daß ich mich über die anregende Kraft, die jeder frischen Anschauung des Natur- und Menschenlebens innewohnt, nicht getäuscht habe. — Die Reisebilder wurzeln, gleich jenen früheren Darstellungen, durchweg in dem ursprünglichen Boden wirklicher Erlebnisse, und wenn sie hier und da einen abenteuerlichen Charakter annehmen, so ist es die Phantasie der Wirklichkeit selbst, die sie, wetteifernd mit der Dichtung, so bunt gestaltet hat. Uebrigens hoffe ich dem Geist der Jugend, für welche diese Bilder zunächst, wenn auch durchaus nicht ausschließlich, bestimmt sind, mit der Fülle lebendiger Unterhaltung auch einen Reichthum belehrenden Inhalts gleichzeitig gegeben zu haben.

Die vorzüglichsten Quellen aus denen ich meine Stoffe theils sammelte, theils übersetzte und bearbeitete, sind folgende:

Sechs Jahre in Surinam oder aus dem militairischen Leben dieser Colonie, von A. Kappler, Stuttg. 1854; Reise um die Welt in den Jahren 1844—1847 von Carl Graf Görtz, Stuttg. und Tüb. 3 Bde. 1853 und 1854 (die Lanzenschlange auf Martinique — eine Tigerjagd in Ostindien); Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852, von Moritz Busch, 2 Bde. Stuttg. und Tüb. 1854 (Acht Tage im schwarzen Sumpfe); Reise um die Welt und drei Fahrten der Königl. Brit. Fregatte

Herald nach dem nördlichen Polarmeere zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1845—1851, von Berthold Seemann, 2 Bde. Hannover 1853 (Lebensweise und Sitten der Eskimos — das Land der Eskimos); Reisen von Friedrich Gerstäcker, Bd. 5: Java. Stuttg. und Tüb. 1854 (die Opiumhöhlen in Batavia. — Von dem nämlichen Verfasser, dem „Ausland" entlehnt, ist: der Kirauea); die mexikanischen Bilder sind nach R. J. Mason bearbeitet, die Gewitternacht in Texas ist von Gottfried Menzel, die Pantherjagd von Albert Schott („Ausland"), die Hahnenkämpfe in Central-Amerika von Moritz Wagner (Kölnische Zeitung), Marry Spears ist der Zeitschrift „Atlantis" entnommen, der Schlangenbändiger in Südamerika, das Religionsfest in Bengalen dem „Ausland", ein Sturm in der Sandwüste den ethnographischen Reisebildern des Malers Kiesewetter, die Bärenjagd im Uralgebirge den Reiseblättern des Majors Wangenheim von Qualen, (Rigaer Zeitung), der Fischfang in China den Wanderungen des Engländers Robert Fortune in den Nordprovinzen China's — von dem Letzteren ist auch das Leichenbegängniß eines buddhistischen Priesters in China — der Feldzug in Neu-Seeland ist nach den Mittheilungen des englischen Oberstlieutenants Mundy über seinen Aufenthalt in den australischen Colonien bearbeitet, die Jagd der wilden Rinder in Australien findet sich in dem Buschleben in Australien von H. W. Haygarth (deutsch von Lindau. Dresden und Leipzig 1849). Den noch übrigen Aufsätzen liegen fast sämmtlich englische Quellen zum Grunde.

Berlin, im August 1854.

H. K.

Inhalt.

Amerika.

Afrika.

Asien.

Australien.

Amerika.

I.

Abenteuer in Surinam.

Aus dem Leben eines holländischen Korporals.

1.

Eine Buschpatrouille.

Die holländische Colonie Surinam liegt zwischen dem 3. und 6. Grade nördl. Breite, und dem 53. bis 56. westl. Länge von Greenwich. Im Osten grenzt Surinam an das französische Guyana, von dem es durch den Maroni oder Marowyne getrennt ist, im Westen scheidet es der Correntin von der früheren holländischen, jetzt englischen Besitzung Berbice; im Süden, wo dessen Grenze noch nicht einmal richtig bestimmt ist, stößt es an die gebirgigen Savannen, die die Wasserscheide der in den Amazonenstrom sich ergießenden Flüsse und der nach Norden zu mündenden Gewässer ausmacht. Im Norden bespült der atlantische Ocean seine Küste.

Die Hauptströme sind der Maroni, Surinam, Saramacca, Coppename und Correntin, wiewohl noch eine Menge anderer Flüsse das Land bewässern und in allen Richtungen durchschneiden.

Alle diese Flüsse stehen durch natürliche Kanäle, hier Kreeks genannt, mit einander in Verbindung, so daß man aus dem Correntin in den, 56 Stunden (in gerader Linie) östlicher gelegenen, Maroni kommen kann, ohne sich den Beschwerlichkeiten einer Seereise aussetzen zu müssen.

Nickerie oder Nickeriepünt ist der Grenzposten gegen Westen zwischen Surinam und der englischen Colonie Berbice. Da mehrere Pflanzungen in seiner Nähe liegen, so ist er von ungleich größerer Wichtigkeit, als der von allen Pflanzungen weit entfernte Posten Prinz Willem Frederik, der an der Grenze von Französisch-Guyana liegt.

Er ist auch deswegen mit 60 Mann besetzt, um die Neger am Entfliehen nach der andern Seite des Correntin, wo sie frei sind, zu verhindern. Der Posten liegt auf einer Sandritze, die sich mehrere Stunden östlich ausdehnt.

An einem etwa drei Stunden langen Fahrweg, der sich von Osten nach Westen längs der Küste hinzieht, liegen verschiedene jetzt verlassene Baumwollenpflanzungen. Ein gegrabener Canal von etwa 3 Fuß Tiefe, der längs dieses Weges läuft, dient zum Transport der Baumwolle nach dem Posten, wo sie auf die Schiffe verladen wird. Auch werden die Lebensmittel für diese Pflanzungen, die auf eigenen, weiter aufwärts an der Nickeriekreek gelegenen Kostgründen gebaut werden, auf diesem Canale dahin gebracht.

Das Land längs der Seeküste besteht aus großen morastigen Savannen, die bis an den obern District reichen und durch jede Springfluth unter Wasser gesetzt werden.

Obgleich die Entfernung zwischen dem Ober- und Niederdistrict kaum neun Stunden beträgt, so ist es doch höchst mühsam und gefährlich, dahin zu gelangen, da am Ufer der See weicher Schlamm und Mangel an süßem Wasser, im Innern aber die Moräste den Marsch sehr erschweren.

Ebenso ist die Küste längs des Ufers des Correntin; große Sümpfe, mit Binsen und dornigen Bäumen bewachsen, bedecken die Fläche zwischen diesem Strome und der Nickeriekreek.

Dessenungeachtet entflohen schon viele Sklaven, die durch diese Sümpfe bis zum holländischen Ufer des Correntin durchdrangen, wo sie Flöße verfertigten, auf welchen sie sich zur Fluthzeit nach dem englischen Ufer treiben ließen.

Man hatte Maßregeln getroffen, um durch zahlreiche Wachen auf dem Posten und dem vor der Mündung der Kreek liegenden Schooner das Entfliehen zu Wasser, wenn auch nicht ganz unmöglich zu machen, doch

sehr zu erschweren; aber den Fluchtversuchen, welche zu Fuß nach dem Correntin unternommen wurden, konnte man weniger vorbeugen.

Anfangs November erhielten wir die Nachricht, daß zwei Neger von der Pflanzung Waterloo auf diesem Wege entlaufen seien. Man löste augenblicklich zwei Kanonenschüsse als Zeichen für den Schooner, der sogleich eine Schaluppe nach dem Posten sandte. Drei Patrouillen wurden alsbald beordert, den Flüchtigen nachzusetzen. Sechs Mann mußten sich sofort zu Wasser nach der Nannaykreek begeben, welche auf holländischer Seite ist und oberhalb der ersten Insel in den Correntin mündet. Sie blieben dort als Stationsposten. Drei andere mußten mit dem großen Bote des Postens immerwährend längs der Küste kreuzen, und vier Mann sollten unter dem Commando eines Korporals durch die Sümpfe nach dem Correntin zu kommen suchen, wo sie sich mit dem Detaschement an der Nannaykreek vereinigen sollten.

Da ich noch nie eine Buschpatrouille mitgemacht hatte, so bat ich den Commandanten, mich mit der letzteren gehen zu lassen. Wir fuhren nun gegen 5 Uhr Abends nach der Pflanzung Margarethenburg, von welcher aus wir den andern Morgen unsere Reise durch die Sümpfe antreten sollten. Wir hatten Lebensmittel auf vier Tage und waren mit Gewehren und Säbeln bewaffnet. Als Schlafplatz wies man uns eine Kammer an, in die wir ohne Licht eintraten, um die Mosquitos nicht anzulocken. Unausgeschälter Kaffee lag einige Fuß hoch auf dem Boden. Wir tappten im Finstern herum und machten uns unser Nachtlager zurecht. Die Soldaten vergruben sich unter den Kaffee, um von den Mosquitos nicht geplagt zu werden. Ich fand zufälligerweise in einer Ecke einen Haufen Leinwand, welche ich auf dem Kaffee ausbreitete und mich damit bedeckte.

Mit anbrechendem Tage machten wir uns reisefertig. Jetzt erst bemerkte ich mit Schrecken, daß ich zu meiner Lagerstätte die frischgewaschenen Hemden des Pflanzers benutzt hatte, welche man den andern Tag bügeln wollte, und die durch meine mit Oel eingeschmierten Schuhe freilich nicht weißer geworden waren.

Der Bastian der Pflanzung brachte uns auf den äußersten Damm derselben, von dem aus ein unabsehbarer, mit Binsen bewachsener Morast sich ausdehnte, den wir nun in südwestlicher Richtung durchwaten sollten.

Wir marschirten auch meistens bis an die Knie im Schlamme durch das Schilf, das so dicht wie Waizen stand und wohl 12 Fuß hoch war. Millionen Ameisen kletterten daran herum und fielen uns auf den Leib, wo sie ein unerträgliches Jucken verursachten. Abwechselnd mußte einer von uns der Vorderste sein, mit dem Hauer das Schilf abhauen, oder, wenn dasselbe zu dicht stand, auf den Boden drücken, um uns einen Weg zu bahnen. Man kann sich denken, wie beschwerlich und ermüdend ein solcher Marsch ist, und wie langsam es vorwärts ging.

Gegen Mittag erreichten wir eine Sandritze, die wohl 4 Fuß höher als der Sumpf mit Hochwald bedeckt war, und wo wir einige reife Papayas (Früchte des Melonenbaumes) fanden. Ich kletterte auf einen der äußersten Bäume, um mich in der Gegend umzusehen, und fand, daß der Hochwald, wo wir wenigstens trocknen Fuß zu haben glaubten, wohl noch vier Stunden entfernt war.

Bisher waren wir immer südwestlich gegangen, in welcher Richtung die Nannaykreek liegen mußte; aber jetzt weigerten sich meine Soldaten einstimmig, mir in dieser Richtung weiter zu folgen, weil nach Westen zu der Hochwald bedeutend eher zu erreichen war. Wir verließen deßhalb die Ritze wieder und setzten unsern Marsch im Sumpfe fort. An manchen Stellen war dieser mit Bäumen bewachsen, welche über und über mit Stacheln bedeckt sind. Sie haben rothe Schmetterlingsblüthen und werden auf vielen Kaffeeplantagen reihenweise gepflanzt, um unter ihrem Schatten das Wachsthum der Kaffeebäume, welche die Sonne nicht vertragen können, zu fördern. In derselben Gegend werden kleine, etwa 8 Fuß hohe Palmen getroffen, welche ebenfalls mit 4 Zoll langen, nadelscharfen Stacheln besetzt sind. Sie standen manchmal so dicht, daß man sich durch sie einen Weg hauen mußte, und dann doch noch von allen Seiten gestochen wurde. Unsere Hosen und Hemden, von welchen wir freilich nicht die besten mitgenommen hatten, wurden zu Fetzen zerrissen.

Außer einer großen Abomasschlange, die ihren Kopf aus dem Wasser herausstreckte, und einigen Raubvögeln, welche auf alten, abgebrannten, von Termiten ausgefressenen Bäumen saßen, sahen wir kein Wild.

Abends 6 Uhr hatten wir den Hochwald noch nicht erreicht, und wir waren genöthigt, im Sumpfe unser Nachtquartier zu nehmen. Wir hieben

deshalb bei einem alten trocknen Baume mit unsern Hauern einen ungeheuren Haufen Schilf ab, um eine trockene Lagerstätte zu haben, und ließen den Baum, der vom ersten Hiebe eines Hauers stürzte, darauf fallen. Bald loderte ein lustiges Feuer empor, an dem wir Speck und Bananen rösteten, und Trinkwasser gab uns der Sumpf genug. Müde vom Marsche des Tages, legten wir uns um das Feuer, und wir schliefen, nachdem wir unsere Gewehre um den Leib geschnallt hatten, bald so gut, als in der Hängematte, ungeachtet aller Ameisen und Termiten des Baumes, die sich an uns hinaufflüchteten.

Mit anbrechendem Tage verließen wir unsern Bivouac und wanderten weiter. Allmählig wurde der Sumpf trockener und an die Stelle des Schilfes traten Gesträuche und Gras. Wir füllten unsere Feldflaschen zum letztenmale aus dem Sumpfe, tranken noch zum Ueberfluß so viel, als wir verschlucken konnten und marschirten im Gesträuche, durch welches man noch immer mit dem Säbel den Weg hauen mußte, dem Hochwalde zu.

Wir hörten jetzt deutlich die Brandung der See.

Plötzlich hieb der Vorderste in ein Nest blauer Capassi-Marabonsen. (Dies sind große blaue Hornissen, deren Nester manchmal zwei Fuß lang sind, und an der Außenseite wie von Ringen umgeben scheinen, die einige Aehnlichkeit mit der Schaale des Armadills [Capassi] haben, daher ihr Name.) Er sah die Gefahr, warf sich auf den Boden und versteckte sein Gesicht so gut als möglich. Ich war unmittelbar hinter ihm und bekam von den erzürnten Insekten fünf bis sechs Stiche in Gesicht und Schulter, daß ich vor Schmerz meinte rasend zu werden.

Die verletzten Theile schwollen fürchterlich an; doch entstand glücklicherweise kein Fieber, und Schmerz und Geschwulst verminderten sich durch Reiben mit Genever.

Wir waren nun endlich im Hochwald, der das Ufer des Correntin in einer Breite von etwa einer Viertelstunde umzog. Unzählige Krabbenlöcher befanden sich im Boden, der aus einem lehmartigen Schlamme bestand, in welchem man manchmal bis an die Knie einsank. Oft blieben unsere Schuhe darin stecken, und es kostete viel Mühe, sie wieder herauszuziehen.

Wir erreichten den Strand und es zeigte sich nun, was ich voraus-

gesagt hatte, daß wir durch unser zu viel nach Westen gerichtetes Marschiren viel zu weit entfernt vom Orte unserer Bestimmung herausgekommen waren. Wir sahen die Schornsteine von Marysbhope an der andern Seite des Flusses und weit, weit entfernt die Papageyeninsel, die in der Gegend lag, wo die Mündung der Nannaykreek sich befand.

Auf einer Sandbank kletterten wir über tausende von abgeschälten Bäumen, die uns den Weg versperrten und marschirten nach Süden. Es herrschte eine glühende Hitze, deßhalb stellte sich bald der Durst ein, der nicht gelöscht werden konnte, weil unser Wasser schon ausgetrunken war. Alle Baumblätter waren in Folge der lange anhaltenden Trockenzeit wie mit einem Reifen von Salz überzogen, und das Stromwasser war so salzig, wie das des todten Meeres. Den noch übrigen Genever theilte ich löffelweise aus, um den Mund befeuchten zu können.

Abends 5 Uhr kamen wir an das Ende der Sandbank und mußten nun wieder unsere Reise im Schlamme fortsetzen. Aber die aufsteigende Fluth trieb uns bald wieder in den Wald zurück, wo wir genöthigt waren, unser Nachtlager aufzuschlagen.

Muthlos und beinahe außer Stand ein Wort zu sprechen, durchliefen wir den Wald nach einem Tröpfchen Wasser, bis die anbrechende Dunkelheit uns am weitern Suchen hinderte. Mit einem Löffel schöpfte ich aus allen Krabbenlöchern, aber das Wasser in denselben war ungenießbar, und das wenige, welches wir in einem hohlen Baume gefunden hatten, erregte augenblicklich heftiges Erbrechen. Um uns vor den Mosquitos zu schützen, machten wir vier Feuer an, in deren Mitte wir unsern Schlafplatz anlegten. An's Essen dachte Niemand.

Ich erinnerte mich, früher gelesen zu haben, daß man in Holland am Rande der See Cisternen graben kann, die ein gutes trinkbares Wasser geben, wenn sie tiefer, als die niedrigste Ebbe, und höher, als die höchste Fluth angelegt sind.

Obgleich ich nun voraussah, daß, wenn man dieß hier anwenden wolle, man 15 bis 18 Fuß tief graben müsse, so wollte ich doch das unmöglich Scheinende wagen, wenn wir gleich mit Werkzeugen nicht versehen waren. Auf die Hülfe der Soldaten durfte ich hierbei nicht rechnen, da sie es lächerlich fanden, sich für nichts zu plagen. Ich schnitt nun mit meinem

Messer alle Wurzeln in einem Kreise von etwa 3 Fuß Durchmesser aus dem Boden, wühlte die Erde heraus, was nicht besonders schwer ging, und traf auf eine Lage lehmartigen, harten Schlammes, der etwa 3 Fuß tief war und schnell sich herausschaffen ließ. Jetzt fand ich Sand, und bei einer Tiefe von etwa 5 Fuß quoll mir Wasser entgegen, das süß und trinkbar war. Da die Soldaten den Erfolg meiner Mühe sahen, halfen sie mir nun auch. Der Sand wurde in Mützen herausgeschafft, wobei sich die oben Befindlichen auf den Bauch legen mußten, um ihn aus meinen Händen zu nehmen. Ich stieg nun aus meinem Loche, ließ das Wasser sich sammeln und die Unreinigkeiten sich setzen. Hierauf reinigte ich mich selbst im Strome, und erquickte mich sodann mit den Uebrigen am Wasser unserer Quelle. Dies war freilich nicht so gut, wie das Regenwasser, aber sehr klar und trinkbar. Hierzu zogen wir noch den übrigen Vorrath von Bananen und Speck hervor und speisten nach Herzenslust.

Die hell brennenden Feuer und ein günstiger Seewind trieben die Mosquitos von uns weg, und wir schliefen, unbekümmert um den Rest des Wege, den wir den folgenden Tag noch zurückzulegen hatten, als gegen Mitternacht ein Trupp Brüllaffen auf den Bäumen über uns ein höllisches Geschrei anhuben und wir erschrocken aus dem Schlafe auffuhren. Wir fachten nun die beinahe erloschenen Feuer wieder an, deren Schein diese unwillkommenen Ruhestörer in eilige Flucht trieb.

Am Morgen, nachdem wir statt des Kaffee's uns mit Wasser erfrischt und auch unsere Feldflaschen damit gefüllt hatten, verließen wir mit schwerem Herzen unser Lager und marschirten durch dick und dünn weiter. Eine Sandritze, die längst des Ufers hin sich erstreckte, erleichterte uns Anfangs den Marsch, obgleich wir uns bei jedem Schritte durch Lianen und stachlichte Palmen winden mußten. Ich fand hier eine große Schildkröte, die ich mit dem Säbel aufhieb, um wenigstens das Fleisch im Brodsack mitnehmen zu können, da sie zum Tragen zu schwer war. Der Wald wurde immer dichter und die Fluth erlaubte uns nicht, längst des Strandes zu marschiren. Jeder Schritt, den wir durch diese Wildniß machten, kostete vorher fünf Minuten Arbeit mit dem Säbel.

Wir waren auf drei Seiten von Lianen umgeben, die von der Dicke eines Bindfadens bis zu der eines Ankertaues sich vorfanden und alle Ge-

sträuche und Bäume umstrickten; auf der vierten Seite aber rollten die Wellen der Fluth durch die Wurzeln des Gesträuches, so daß wir von Zeit zu Zeit von dem schmutzigen Wasser über und über bespritzt wurden. Wir machten, so unglaublich dies auch scheint, wohl einige hundert Schritte auf den Zweigen und Luftwurzeln der Bäume, ohne den Boden zu berühren, ja manchmal waren wir 15 Fuß über ihm und es kostete uns keine kleine Mühe, das Gewehr nachzuziehen.

In die Länge auf diese Affenart zu reisen, war unmöglich; wir beschlossen deßhalb, die Ebbe abzuwarten und dann entweder zurückzukehren, oder weiter zu reisen, wenn der Strand nicht aus zu weichem Schlamme bestände. Wir blieben so in den Zweigen sitzen und erblickten glücklicherweise bald ein Boot, das den Correntin aufwärts fuhr.

Ein Hemd, das ehemals weiß gewesen war, wurde an einen Stock gebunden und mit diesem geweht; auch waren wir so glücklich, unsern mit Schlamm bedeckten Gewehren zwei Schüsse zu entlocken, worauf die Mannschaft des Bootes, die aus vier, nach der Nannaykreek bestimmten Indianern bestand, uns bemerkte und aufnahm. Kaum saßen wir im Boote, so wusch ein gewaltiger Platzregen, der erste nach vielen Monaten, uns allen Schlamm vom Leibe.

Die zwei weggelaufenen Neger hatten beinahe den gleichen Weg, wie wir, nach dem Correntin eingeschlagen, und, nachdem sie den Strand erreicht hatten, eines unserer kreuzenden Boote angerufen, in der Meinung, es sei ein englisches von der gegenüberliegenden Pflanzung.

Man nahm sie auch willig ein, doch konnten sie bald ihren Irrthum wahrnehmen, weil man auf ihre Bitte, sie nach dem jenseitigen Ufer zu führen, dem Posten Nickerie zerstreute.

In der Nannaykreek trafen wir nun das unser harrende Detaschement.

2.

Der Wachposten Prinz Willem Frederik.

Ich hatte von vier Dienstjahren 2½ Jahre auf Posten zugebracht und glaubte deßhalb, zu Anfang des Jahres 1840, wenn die Posten gewöhnlich abgelöst werden, in Garnison bleiben zu dürfen.

Dies war aber nicht der Fall, denn ich wurde nach dem entlegenen Posten Armina, dessen sämmtliche Wachmannschaft abgelöst wurde, beordert.

Unser Detaschement bestand aus dem Commandanten, einem zweiten Lieutenant der Colonial-Guiden, einem Sergeanten, einem Korporal, zehn Jägern und drei Kanonieren. Die Haushälterin des Sergeanten (eine Mulattin mit ihrem Kinde) vermehrte die Gesellschaft. Außerdem waren noch zehn Matrosen von allen Farben, sowie ein Kapitain, an Bord.

Es war der Schooner Beschermer, der früher auf Nickerie als Wachtschiff gedient hatte und ganz besonders darin geschickt war, die zur Seekrankheit geeigneten Constitutionen so krank und elend als möglich zu machen.

Die für den Posten bestimmten Lebensmittel und das Gepäck der Offiziere füllten den Raum des an sich schon kleinen Fahrzeuges so an, daß es unmöglich war, einen Fuß auf das Verdeck zu setzen. Selbst für unsere Kisten fand sich kein Platz mehr und sie mußten deshalb auf dem Verdeck stehen bleiben.

Es war Ende Januars, als wir Paramaribo verließen, und noch war die Mündung des Flusses nicht erreicht, als schon die meisten von uns, und ich wohl am ärgsten, von der Seekrankheit befallen waren. Man hörte nichts als Klagen und Stöhnen, und einer fiel über den andern. An Essen und Trinken war bei mir wenigstens nicht zu denken, und immerwährendes Erbrechen schwächte mich so, daß selbst der Lieutenant, der sonst nicht viel weggab, mir eine Tasse Kaffee anbot. Glücklicherweise währte die Reise nicht lange, denn schon am Morgen des vierten Tages lagen wir in der Mündung der Marowyne (Maroni) vor Anker.

Kaum hörte man das Brausen der Fluth an den vielen Sandbänken,

welche diesen Strom so gefährlich machen, als der Kapitän die Anker lichten ließ und unter beständigem Looden hineinseegelte.

Noch hatten wir drei Faden Wasser, als kaum eine Minute später der Schooner mit solcher Gewalt an eine Bank stieß, daß wir Alle zu Boden stürzten.

Jetzt folgte Stoß auf Stoß, so daß das Steuerruder losriß und der lose Kiel sich ablöste. Die Sache sah sehr gefährlich aus, denn es zeigte sich ein bedeutender Leck. Anhaltend mußte man pumpen; überhaupt wurden alle erdenklichen Mittel angewendet, um das Fahrzeug wieder flott zu machen.

Obgleich die Sache weniger lebensgefährlich war, weil in den zwei Booten des Schooners wir uns Alle leicht hätten retten können, so stand doch die Ladung auf dem Spiel.

Der sonst so bedächtige Kapitän hatte den Kopf ganz verloren; doch wurde das Fahrzeug bei aufsteigender Fluth wieder von selbst flott und unter immerwährendem Pumpen erreichten wir glücklich den Posten Prinz Willem Frederik, der von ferne einem halbverfallenen Indianerdorfe nicht unähnlich sah.

Abends 5 Uhr betraten wir mit unsern Habseligkeiten das Land, wo wir den Kommandanten und den Doctor von Armina trafen. Sogleich traf man Anstalten, um den Schooner auszuladen, und wir waren beinahe die ganze Nacht damit beschäftigt, Fleisch-, Mehl- und Salzfässer nach dem Posten zu rollen. An Schlaf war bei der Unzahl von Mosquitos gar nicht zu denken.

Der Posten selbst war wirklich noch tausend Mal schlechter, als er vom Strande aus erschienen war; denn er bestand nur aus drei Hütten, von welchen die erste, am Strome stehende, großartig Kommandanten-Wohnung genannt wurde. Eine andere hieß Kaserne, diese lehnte sich unter einem Winkel von beinahe 40 Grad an die Bäckerei an, welche eine entgegengesetzte Richtung angenommen hatte. Alle drei waren aus Pallisaden gebaut, mit Pinablättern gedeckt und so gut gegen Regen und Mosquitos verwahrt, daß, wenn Thüren und Fenster geschlossen waren, die Ziegen durch die Lücken der fehlenden Pallisaden ins Haus kommen konnten. Beim Regen blieb kaum ein Plätzchen übrig, um die Gewehre trocken zu halten und bei heftigem Winde flüchtete man aus guten Gründen ins Freie.

Ein drittes Feld für einen wirksamen Geist, dachte ich, als der kommandirende Korporal, den ich ablösen mußte, mir einige Tage später nebst dem Inventarium den Posten übergab und mir mit wichtiger Miene, als gäbe er Juwelen weg, die alten Schaufeln, Rechen u. s. w. zustellte. Die Geräthschaften waren überhaupt so alt und abgenutzt, daß man in der Amsterdamer Judenbrennstraße keine schlechteren finden wird.

Die Soldaten, welche zur Ablösung des Postens Armina bestimmt waren, wurden gleich am Tage nach unserer Ankunft im großen Boote des Postens dahin abgeschickt und wir mußten dem Kapitain des Beschermers bei der Wiederherstellung seines unglücklichen Fahrzeuges helfen. Da der als trefflicher Segler bekannte Schooner ungemein spitz und tief gebaut war, der Leck aber unten am Kiel sich befand, so kostete es keine geringe Mühe, das Fahrzeug so hoch an's Land zu schaffen, daß man dem Schaden abhelfen konnte. Endlich war er wieder so weit in Stand gesetzt, daß man die kleine Reise nach Paramaribo mit ihm wagen konnte.

In den letzten Tagen des Januar schiffte sich der abgehende Offizier mit seinen Untergebenen ein, und ich dankte Gott für die Erlösung von einer Truppe, für welche es bei den schlechten Lokalitäten noch an Platz fehlte.

Einen Tag nach der Abreise des Detachements machte sich auch der Lieutenant und der Doktor auf den Weg nach dem Hauptposten. Ersterer lud so viel als möglich in seine zwei Boote und segelte unter meinem herzlichen Wunsch einer glücklichen Reise davon.

Ich bezog nun die Kommandanten-Wohnung, welche ebenfalls aus Pallisaden bestand, doch in einem etwas besseren Zustand als die Kaserne sich befand.

Zum Glück war eine hinreichende Menge von Nägeln und neuen Pallisaden vorräthig, so daß ich mit Hülfe meiner fünf Soldaten mein Haus nothdürftig ausbessern und wenigstens so weit herrichten konnte, daß die Ziegen nicht mehr herein konnten.

Mein Geschäft auf dem Posten war ein sehr einfaches und geringes, und die Besatzung, welche aus einem Korporal und fünf Soldaten bestand, unter welchen ein Bäcker war, hatte nichts zu thun, als für ihren Unterhalt zu sorgen. Sah man auf der See ein Schiff in der Richtung nach

Westen, so zog man die holländische Flagge auf, und nahm sie wieder weg, wenn dasselbe passirt war.

Außerdem mußten die Lebensmittel, welche alle drei Monate auf einem Schooner von Paramaribo aus hierher geschickt wurden, so lange verwahrt werden, bis sie nach und nach vom Hauptposten Armina abgeholt wurden. Dieser lag etwa achtzehn Stunden weiter landeinwärts, diente zur Vertheidigung gegen die Buschneger und war mit einem Offizier, einem Sergeanten, 13 weißen und 6 schwarzen Soldaten besetzt. Ueberdies waren noch etwa 8 Neger zum Unterhalt des Postens und zum Transport der Lebensmittel bestimmt. Ein Doktor und ein Krankenwärter besorgten das Hospital.

So wenig wir nun auch auf unserem Posten zu thun hatten, so ärmlich wäre unser Leben gewesen, wenn uns nicht bei jeder Gelegenheit von Armina her Bananen geschickt worden wären; denn der Posten selbst war auf einer Sandritze und der unfruchtbare Boden brachte nur wenige Awarapalmen hervor, die ein undurchdringliches Gesträuch bildeten.

Hinter dem Posten waren Sümpfe, die nur in den großen Trockenzeiten zugänglich waren, und längs des aus Sand bestehenden Seestrandes, auf welchem man zur Zeit der Ebbe fünf Stunden westlich gehen konnte, zog sich ein Saum von Hochwald hin, worin Cokus-, Haiawa- und andere Bäume des Hochlandes gefunden wurden, und hinter welchen Süßwassersümpfe, bewachsen mit Schilf und Gras, parallel mit der Küste liefen. Längs des Strandes fand man stellenweise ganze Gruppen von Cekuspflanzen, die manchmal 25 Fuß hoch und über und über mit Stacheln bedeckt waren. Eine rothe, faustgroße Feige wuchs in Menge an ihr, die zwar süß von Geschmack war, aber zäh und selbst von den Indianern wenig beachtet wurde.

Meine erste Arbeit nach der Ausbesserung meines Hauses war die Herstellung meines Bettes.

Es befand sich nämlich in meiner Kammer eine aus alten Brettern zusammengenagelte Bettstelle, deren vier verlängerte Pfosten da waren, um mit Gardinen behangen zu werden. Diese waren aus alten Hosen und Hemden meiner Vorgänger zusammengeflickt und hatten so viel Löcher und Risse, als Tage im Jahre sind, daher die Mosquitos freien Eingang hatten. Nach zwei Tagen, welche ich mit Schneiden und Nähen zubrachte,

war die Bettlade im besten Zustande und es fehlte nichts mehr, als eine Art Strohsack, wenn ich nicht auf den harten Brettern liegen wollte. Doch zu einem solchen fehlte es an Zeug und ich mußte mich bequemen, auf getrocknetem Gras und Laub meine Nächte zu durchträumen.

Vom Lieutenant hatte ich auf Credit mehrere Ziegen gekauft, die sein Vorgänger ihm zurückgelassen hatte, und so konnte ich nun meinen Kaffee und Milch trinken; überdies hatte ich auch einige Hühner. Auch meine fünf Mann ließen sich, wenn kein Dram zu bekommen war, zu Manchem gebrauchen, und so war ich in meiner neuen Lage sehr wohl zufrieden.

Der ganze, bedeutende Strom war außer den beiden Militärposten bloß von Indianern und weiter landeinwärts vom Hauptstamme der Buschneger, den Aukanern, bewohnt. Ein ziemlich bedeutendes Caraibendorf lag bloß eine Viertelstunde vom Posten entfernt, und die Bewohner desselben besuchten mich beinahe täglich.

Ich war seit der Abreise des Offiziers kaum acht Tage frei und ohne Zwang auf meinem Posten, als wir am frühen Morgen des 7. September das Boot eines großen Schiffes, das seit zwei Tagen in der Mündung des Stromes vor Anker zu liegen schien, auf unsern Posten zukommen sahen. In diesem befand sich der Kapitain desselben mit der ganzen Equipage, nebst zwei Passagieren. Sie hatten ihr reichbeladenes, nach Paramaribo bestimmtes Schiff, ein großes holländisches Backschiff, Katharina Jakoba, das auf einer Bank des Stromes gestrandet war, verlassen. Sie hatten vorher die Rettung des Schiffes vergeblich versucht und dabei beide Anker verloren. Kapitän und Passagiere, die über den Verlust ihrer hoch versicherten Ladung getröstet schienen, sahen bald ein, daß wir in Ermangelung eines Fahrzeuges nichts zur Rettung des Schiffes beitragen konnten. Doch gab mir Ersterer die Erlaubniß, an Bord gehen zu dürfen und auf Rechnung der Assekuranz, welche doch den ganzen Plunder, der zu 45,000 fl. versichert war, bezahlen mußte, abzuholen, was ich für gut fände.

Es war dies das erstemal, daß ich in einen solchen Fall kam, der mich um so mehr in Verlegenheit brachte, als in meinen Instruktionen, in denen es keineswegs an kleinlichen Klauseln fehlte, kein Wort über einen solchen Fall vorgemerkt war. Ich fragte deshalb den Kapitän um Rath,

dieser übergab mir das Handelsgesetzbuch und überließ es mir, die betreffenden Stellen herauszufinden. Bald war ich darüber im Reinen und erklärte dem Kapitän, daß ich mit Hülfe der Indianer so viel als möglich von der Ladung an's Land schaffen, davon ein Inventarium aufsetzen und dies dem Gouverneur übersenden wolle, überdies werde ich den Vorfall dem Kommandanten auf Armina per Expressen anzeigen und innerhalb zwei Tagen einen Extrarapport durch Indianer über See dem Gouverneur zuschicken. Hierauf wurde ich vom Kapitän mit dem Inhalt der Ladung bekannt gemacht, welche, außer einer Menge feiner und ordinärer Lebensmittel, in Manufakturwaaren und über 1200 Kisten Genever bestand. Wegen der Menge der verschiedensten Weine und geistigen Getränke konnte ich auf den Beistand der Soldaten, welche Erztrunkenbolde waren, nicht rechnen; denn die Gegenstände, welche ich von Bord abzuholen gedachte, mußten wegen Mangels an Raum unter freiem Himmel aufbewahrt werden und waren somit jeden Angriff bloßgestellt.

Ich sprach jedoch mit meinen fünf Mann, bat sie auf's Dringendste, sich nicht zu betrinken, mir in Allem getreulich beizustehen, setzte ihnen auch auseinander, welchen Vortheil wir aus diesem unglücklichen Zufall ziehen könnten, und gebrauchte dabei alle Ueberredungskunst, die mir zu Gebot stand. Hierauf erhielt ich von ihrer Seite das heiligste Versprechen, daß sie sich lieber die Zunge abbeißen, als einen Schnaps trinken wollten, um diese Vortheile doch ja nicht entschlüpfen zu lassen.

Die Matrosen waren gegen Mittag in ihrem Boote abgefahren, um, wie sie vorgaben, ihr zurückgelassenen Kleidungsstücke abzuholen.

Voll vom Gedanken an Reichthum und Ehre, lief ich, wiewohl es beinahe Hochwasser war, und ich stellenweise bis um den Hals in demselben gehen mußte, nach dem ersten Indianerdorf, um noch denselben Abend so viel als möglich von dem Schiff abholen zu können. Es war aber gerade Tanzunterhaltung im Dorfe, und ein ganzes Boot stand voll Tapana zum Labsal der Tanzenden in der großen Hütte. Deßwegen war es für heute nicht möglich, weder durch Belohnung noch Drohung Corjaalen zu bekommen, weil sie sich in ihrer Freude nicht stören lassen wollten. Doch versprach mir der Kapitän des Dorfes, am andern Morgen mit wohlbemannten kleinen und großen Corjaalen zu kommen.

Schon glaubte ich, meinen Plan, noch diesen Tag an Bord zu gehen, aufgeben zu müssen, als sich ein fremder Indianer anbot, mich in seinem kleinen Corjaal, das kaum zwei Menschen fassen konnte, auf das Schiff, das wohl eine Stunde seewärts vom Posten lag, zu bringen.

Glücklicherweise war es stilles Wetter und bei der Ebbe, die unterdessen eingetreten war, gelangten wir schnell an Bord.

Es bemerkte mich kein Mensch; denn alle Matrosen waren unterm Verdecke, wo Kisten und Ballen aufgeschlagen und aufgeschnitten wurden, um so viel als möglich plündern zu können. Das war eine Haushaltung zum Entzücken! Hier ward eine Kiste mit Leinewand, dort eine Porzellankiste erbrochen und was den rohen Kerls nicht anstand, wurde in Scherben zerschlagen. Fäßchen Butter, die ihnen im Wege standen, wurden nicht auf die Seite gesetzt, sondern muthwillig zertrümmert, so daß die schöne Butter, welche sonst für die Soldaten meist nur ein Schaueſſen blieb, in allen Ecken herumspritzte. Lampenballons, von welchen das Stück 4—5 fl. kostete, hatten, wie so manches andere Werthvolle, dasselbe Schicksal.

Kaum hatte man mich erblickt, so wurde ich mit einem Hurrah empfangen und vom Bootsmann mit einer diesen Leuten eigenen Höflichkeit zum Essen eingeladen. Das Aufgetischte war freilich nichts Warmes, bestand aber doch in Sachen, die nie auf dem Küchenzettel eines Korporals figuriren. Man hatte nämlich eine Kiste voll blecherner, luftdicht verschlossener Büchsen gefunden, welche gebratene Feldhühner, Gänse, Fleischspeisen, Salm und andere Leckereien enthielten und man las mir, während ich mit einem alten Messer eine Büchse Feldhühner öffnete, all' das Köstliche vor, wovon ich Gebrauch machen könne, verbunden mit der Aufforderung, zu essen, bis mir der Bauch berste. Zugleich holte der Küchenjunge weißen Zwieback und der Steuermann öffnete eine Kiste mit feinem Rheinwein, wozu der dienstfertige Bootsmann noch als Dessert eine große Flasche Konfect beifügte, von welchem man gerade eine Kiste gefunden hatte.

Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß ich mit allem zu einem guten Diner Nöthigen versehen war, gingen sie an ihre fernere Untersuchung, während welcher ich bei schrecklichem Appetit, da ich seit dem

Morgen nichts mehr gegessen hatte, eine treffliche Mahlzeit hielt, obgleich Löffel und Gabel mir dabei fehlten.

Wein trank ich wenig, denn ich hatte mir fest vorgenommen, mir in diesem Wirrwarr meine fünf vollen Sinne zu erhalten.

Kaum war ich fertig, so gab man mir durch ein Freudenschrei aus dem untern Raum zu erkennen, daß man einen angenehmen Fund gethan habe. Dieser bestand in einer Kiste seidener Tücher und Westenzeuge, wovon man mir mit einem halben Dutzend Foulards ein Geschenk machte. Leider wurde mir Dieses, wie noch so manches Andere, von Matrosen oder Soldaten aus meiner Kiste gestohlen, und es blieb mir von allen diesen Kleinigkeiten am Ende beinahe nichts übrig. Endlich hatten die Matrosen ihre Kisten vollgepfropft, an Lebensmitteln und Getränken so viel mitgenommen, als man laden konnte und seegelten damit nach dem Posten, während meine ganze Ladung nur in drei Fäßchen Butter bestand, weil ich nicht mehr mitnehmen konnte.

In Hause traf ich schon Alle betrunken an, und Nachts sah ich Bacchanalien, worüber ich erstaunte, obgleich ich doch schon manche solche Partie mit angesehen hatte. Kapitän, Passagiere und Steuermänner logirten in meiner Wohnung; die Matrosen aber, deren etwa acht waren, bei den Soldaten in einer Kammer von 16 Fuß Länge und 9 Fuß Breite, aus der die Kaserne bestand, in welcher nun zwölf Personen kampiren sollten. Ans Schlafen wurde natürlich bei dem Ueberfluß an Genever nicht gedacht; denn Jeder wollte diese Gelegenheit benutzen, um sich einmal wieder was zu gut zu thun. Alles lagerte sich im Kreise um ein Licht, das alle Augenblicke auslöschte, weil der Wind von allen Seiten durch die Wände blies. Endlich stellte man es in eine leere Geneverkiste, wodurch die Hälfte der Gesellschaft sich immer im Dunkeln befand. Zwei offene Kisten Genever und Branntwein, nebst acht großen Gläsern Konfekt, von deren einem ich schon auf dem Schiff gegessen hatte, standen zur Verfügung der ehrbaren Gesellschaft.

Ich ließ sie machen, was sie wollten, weil ich fest davon überzeugt war, daß ein Verbot nichts helfen würde. In der Bäckerei saß ich die halbe Nacht, mit dem Schreiben eines langen, ausführlichen Rapports an den General-Gouverneur beschäftigt, was bei der Anzahl von Mosquitos,

die in Legionen mich umschwärmten, keine Kleinigkeit war. Meine Hände waren auch in Folge unzähliger Stiche so rauh, wie ein Reibeisen geworden und das Papier war mit Blutflecken besäet. Zum Glück war es jedoch nur das Concept, das ich bei Tag in's Reine schrieb. Es war bereits nach Mitternacht, als ich in meine Wohnung mich zurückzog, um da eine Schlafstelle zu suchen.

Der Lärm in der Kaserne war verstummt; denn die Meisten lagen wie bewußtlos am Boden und fühlten keine Mosquitostiche mehr; nur die Schiffsjungen, welche noch keine solche Säufer waren, liefen heulend und fluchend umher.

Ich hatte mein Bett an den Schiffskapitän, einen schon bejahrten Mann abgetreten; die zwei Passagiere hatten sich aus meiner und den Schiffsflaggen eine Art Zelt über ihre Matratzen gemacht, die Steuerleute aber und ich lagen auf dem Fußboden der Außenkammer, wo es nicht möglich war, vor dem Gesumse und den Stichen dieser diabolischen Insekten ein Auge zu schließen.

Mit Sehnsucht erwartete ich den Morgen. Plötzlich vernahm ich ein jammervolles Angstgeschrei, das auf dem Platze erscholl, und eilte hinaus, um die Ursache zu erfahren. Einer der Schiffsjungen, der noch nie in einem Tropenlande gewesen war, kam mir zitternd entgegen und erzählte von einem schrecklichen Thiere, das unter einem Stapel Bretter, worunter er sich vor den Mosquitos habe verstecken wollen, säße. Ich untersuchte nun den Stapel und fand eine große Kröte, die durch ihren dumpfen Schrei den armen Jungen so erschreckt hatte.

In der Frühe des andern Morgens kamen beinahe alle Indianer des Dorfes mit ihren Corjaalen, von welchen die größte, dem Kapitän der Indianer, Christian, gehörig, wenigstens 50 Fuß Länge und 5 Fuß Breite hatte. Er selbst, neugierig gemacht durch die Erzählungen des Indianers, der mich den vorigen Tag auf's Schiff brachte, hatte seine drei Weiber mitgenommen, von welchen die jüngste, kaum 16 Jahre alt, ihm besonders an's Herz gewachsen zu sein schien.

Wir kamen schnell an Bord, und jetzt sah ich erst, wie gräulich die Matrosen den Abend zuvor hier gehaust hatten. Im Schiffsraum lag Alles durcheinander, wie Heu und Stroh, und vor den Glas- und Porzellan-

scherben war den Indianern besonders bange. Ich fand glücklicherweise einen Korb mit Stiefeln und Schuhen, von welchen ich den Männern austheilte, die freilich für ihre niedlichen Füße die meisten zu groß fanden. Nun zog man an's Licht, was mir von Bedeutung zu sein schien, und es wurden so schnell als möglich alle Corjaalen damit beladen. Es kostete wirklich keine geringe Mühe, das Völkchen im Zaume zu halten und größere Trunkenheit zu verhüten.

So verschiedene Getränke und Leckereien auch an Bord waren, so machte doch nichts auf diese Menschen Eindruck; nur Genever, Zwieback und Stockfische wurden von ihnen in Anspruch genommen.

Gleichgültig luden sie Alles, was ich ihnen bot, in ihre Corjaalen; nur als ich zufälliger Weise einige große Schachteln mit seidenen Frauenhüten, Blumen und Bändern fand, kamen Alle auf mich zu, mich darum zu bitten. Als ich ihnen den Plunder, der doch nicht viel werth war, überließ, fielen sie wie reißende Thiere darüber her, und die Vordersten, welche das Glück hatten, mehrere zu bekommen, setzten sie übereinander auf, während die, welche keine bekamen, sich nicht zufrieden geben wollten.

Mehrere blecherne Büchsen voll sogenannter St. Nicolas-Kuchen, welche allerlei Figuren, als Dampfbote, Thiere u. s. w. vorstellten und mit kleinen Stückchen Schaumgold beklebt waren, erregten ihre Aufmerksamkeit in ebenso hohem Grade und zwar nicht wegen des feinen Geschmackes, denn keiner wollte auch nur die Probe machen und davon essen, sondern wegen der Figuren, die sie so drollig fanden. Sie machten Schnüre daran und trugen sie so lange um den Hals, bis der Kuchen, von Schweiß und Wasser durchnäßt, als Brei an ihnen herabfloß. Man denke sich nun ein paar Dutzend rothe, nackte Menschen in Stiefeln und Schuhen, mit stapelweise übereinander gesetzten und mit Blumen garnirten Damenhüten, behangen mit Colliers von Lebkuchen, die Masten und Schiffsleitern auf- und abklettern, Kisten und Fässer einladen und die Flaschenzüge versetzen, so kann man wirklich nichts Barockeres sich vorstellen.

Indeß wir Alle nach Kräften arbeiteten, saß das Oberhaupt mit seiner Frau in der Cajüte und trank eine Flasche nach der andern aus. Die mancherlei Getränke, welche sein junges Weibchen getrunken hatte, verursachten ihr einen solchen Rausch, daß sie ohne Bewegung am Boden lag,

und mit starren Augen wie ein Schaf blökte. Trostlos saß der total betrunkene, alte Mann neben seiner Liebsten, unvermögend ihr beizustehen.

Das Boot war unterdessen geladen und die Indianer drangen auf die Abreise, weil die Fluth mit Gewalt heraufkam, und es gefährlich war, länger zu verweilen. Nach manchem vergeblichen Versuche, die Frau wieder zur Besinnung zu bringen, rieb ich ihr das Gesicht mit Eau de Cologne, von welcher eine Kiste voll der schlechtesten Sorte sich an Bord befand. Es mochte ihr vielleicht etwas davon in die Nase gekommen sein, denn sie fing an, schrecklich zu niesen und machte ein Gesicht, das mir so komisch vorkam, als ihr mit Lebkuchen geschmücktes Volk.

Mit Mühe klomm endlich Christian in die Corjaal und empfing sein Weibchen sanft in seinem Schooß. Wir hatten ihr ein Tau um den Leib gemacht und sie wie ein Faß in die Corjaal gelassen.

Die See war unterdessen so ungestüm geworden, daß mir für die Ladung und mein Leben bange war und das Jammern und Streiten der furchtsamen Weiber war gar nicht geeignet, mir Muth einzuflößen. Die Corjaal war übermäßig geladen; denn außer 400 Fäßchen Butter à 14 Pf., 10 Fässern Madeira im Werthe von 1200 fl., war noch eine Menge Wein und Lebensmittel, Quincaillerie und Federbetten aufgethürmt. Dabei saßen mit Alt und Jung gewiß 40 Personen darin. Endlich waren Alle eingestiegen und schon ließ man das Tau los, um abzufahren, als eine Welle das Brett (den Stern), woran an großen indianischen Corjaalen das Steuerruder befestigt ist, herausschlug und das Wasser wie durch eine geöffnete Schleuse in die Corjaal strömte. Ein Zetergeschrei der Weiber erfüllte die Luft. Schnell aber hatte der Steuermann sich in die Oeffnung gesetzt, um das weitere Eindringen von Wasser zu verhüten, während ein Anderer Brett und Steuer wieder befestigte und die Risse mit Stücken seiner Camises ausstopfte, wodurch dem Schaden abgeholfen war. Ich dankte Gott, als ich zu Hause ankam.

Hier wurde nun Alles in größter Eile ausgeladen und am Strand niedergelegt. Die Sorge für Weiterschaffung und Aufbewahrung des Mitgebrachten wurde mir allein überlassen. Mit zwei Kisten Genever fuhr mein Völkchen nach seinem Dörfchen, um sich da recht gütlich zu thun.

Meine Soldaten waren wieder in dulci jubilo und konnten sich kaum auf den Füßen halten.

Die Matrosen schliefen, somit war ich genöthigt, Alles selbst zu thun.

Auf Brettern, welche ich in den Sand gelegt hatte, rollte ich die schweren Fässer aufwärts in die Mitte des Platzes. Mit schweren Kisten formte ich ein Carré, in dessen Mitte die kleineren Gegenstände, als Butter-, Weinfäßchen, Kisten u. s. w. niedergelegt wurden. Hierauf überdeckte ich Alles mit Brettern, um den Regen und die Sonnenhitze abzuhalten. Es herrschte nun ein Ueberfluß auf dem Posten, bei welchem die Soldaten weder Maaß noch Ziel kannten. Was sie nicht von den Matrosen bekommen konnten, suchten sie von meinen mitgebrachten Waaren, über welche ich ein geregeltes Inventarium führte, wegzunehmen. Sie aßen und kochten gemeinschaftlich mit den Matrosen, wobei die vielen, vom Schiffe abgeholten Lebensmittel die besten Mahlzeiten gegeben hätten. In Folge des beständigen Trinkens aber verwendete man keine besondere Sorgfalt auf die Küche. So wurde einmal ein ganzes etwa 10 Pfund schweres Fäßchen gesalzener Bratwürste in den Topf gethan; dadurch wurde das Essen so salzig, daß man es nicht mehr genießen konnte, und man vor Zorn den ganzen Fraß zur Thüre hinauswarf, wo die auflauernden Stinkvögel königlich schmausten, und wobei es lustig anzusehen war, wie sie sich um die noch aneinandergereihten Bratwürste herumzerrten.

Den zweiten Tag fuhr ich mit so vielen Corjaalen, als aufzutreiben waren, wieder an Bord, und weil da die große Corjaal von den zwei Passagieren, welche den andern Tag nach Paramaribo fahren wollten, gemiethet wurde, so fuhr ich des Abends abermals an's Schiff, um heute noch so viel als möglich abzuholen.

Von jetzt an gebrauchte ich die Vorsicht, alle feineren Weine und theuren Leckerbissen in der Vorkammer meines Hauses niederzulegen und so aus den Klauen der Soldaten und Matrosen zu retten. Mit diesen hatte ich meine liebe Noth; denn sie waren nicht mehr mit Genever und rothem Weine, von welchem ein Faß offen dalag, so daß sie trinken konnten, so viel sie wollten, zufrieden, sondern verlangten Rheinwein und Madeira, wovon ich Fässer und Kisten im Hause aufbewahrte.

Da ich ihnen erklärte, daß ich nicht befugt sei, über diese Güter,

welche der Assecuranz gehörten, zu disponiren, und natürlich das Verlangte verweigerte, so beschlossen sie, mich zu zwingen und das Haus zu stürmen. Dies wäre nun gerade kein Hexenwerk gewesen; denn außer dem alten und kränklichen Kapitän und den zwei Passagieren befanden sich darin nur noch die zwei Steuermänner, welche aber geheime Ursachen dazu hatten, auf Seiten ihres Schiffsvolkes zu bleiben. Sie marschirten nun, mit Aexten und Säbeln bewaffnet, heran, und forderten mich noch einmal zur Herausgabe von Rheinwein auf. Statt der Antwort lud ich meine zwei Gewehre und drohte, den ersten, der über meine Schwelle käme, niederzuschießen. Der Kapitän kramte gegen sein Volk alle seine Beredtsamkeit aus und stellte ihnen vor, welchen Strafen sie verfallen würden.

Sie zogen sich endlich unter allerlei Drohungen zurück, und tranken nun wieder Schiedams edlen Trank, der ihnen kurz zuvor viel zu schlecht gewesen war.

Bei dieser Scene waren die Matrosen die Aergsten gewesen und sie hatten offenbar die Soldaten dazu aufgewiegelt.

Am dritten Tag kam Christian mit seiner Corjaal, um die beiden Passagiere nach Paramaribo zu bringen. Ich setzte durch, daß auch zwei der schlimmsten Matrosen, welchen ich nicht trauen konnte, mitgeschickt wurden. Der Kapitän wollte noch einige Zeit bleiben, um das Schicksal seines Schiffes abzuwarten.

Sonderbar schienen mir die Gesetze der Assecuranz zu sein, weil er es nicht wagte, etwas von Bord zu holen. Eine große Barkasse, mit welcher man in 4—6 Tagen bei anhaltender Thätigkeit die ganze Ladung außer den Backsteinen, welche als Ballast dienten, leicht hätte retten können, lag unbenutzt am Strand, und so war ich genöthigt, ohne die mindeste Hülfeleistung von Seiten des Schiffsvolks, die Sachen nach und nach an's Land zu bringen.

Die Passagiere hatten einen Rapport an den General-Gouverneur, dem ich ein Inventarium über alle bis jetzt ans Land gebrachten Güter beigelegt hatte, mitgenommen. Einen andern Rapport hatte ich den Tag zuvor dem Kommandanten auf Armina durch Indianer zugeschickt.

Mir war nun nach der Abreise der zwei Passagiere und Matrosen wieder leichter ums Herz, weil ich einerseits mich vor Revolutionen auf

meinem Posten gesichert glaubte, anderseits deswegen, weil ich wieder in meiner eigenen Kammer logiren konnte.

Täglich fuhr ich mit Corjaalen an Bord; aber da diese nur klein waren, so war auch das ans Land Gebrachte von geringer Bedeutung.

Da das Schiff auf seiner Sandbank jedem Wellenschlag zu trotzen schien, und selbst nach sechs Tagen noch kein Leck an ihm zu bemerken war, so war ich auch fest davon überzeugt, daß bei eifriger Arbeit Ladung und Schiff hätten gerettet werden können.

Acht Tage nach dem Stranden des Schiffes kam mein Kommandant von Armina in Begleitung des Doktors. Er war sogleich nach Empfang meines Schreibens abgereist; denn die Sache lag ihm sehr am Herzen, und er bedauerte nur, daß ich die armen Schiffbrüchigen nicht genugsam unterstützen konnte. Auch von dem, auf dem Posten herrschenden Wirrwar und Wohlleben war er durch meinen Brief und den Ueberbringer desselben hinlänglich unterrichtet, und er hatte deswegen außer einigen Boschen Bananen nicht das Mindeste mitgebracht, das zur Unterstützung der Armen hätte dienen können.

Der Doktor, welcher den Kommandanten begleitete, merkte so gut wie dieser, daß es hier etwas zu verdienen gäbe. Seine Menschenfreundlichkeit war also nicht der geringste Grund, diese Reise zu machen, bei welcher ihn der Kommandant nur mit Widerwillen mitgenommen hatte, und bloß deswegen, weil er sich auf keine Weise zurückhalten ließ. Ich machte sogleich nach der Ankunft des Kommandanten ihm den pflichtschuldigen Rapport, zeigte ihm das Inventarium, und gab ihm auch das Concept des an den General-Gouverneur abgesandten Briefes. Letzteren mißbilligte er höchlich, weil ich als Korporal nur an ihn zu rapportiren und durch mein eigenmächtiges Handeln mich eines unverantwortlichen Fehlers gegen die Disciplin schuldig gemacht habe, weswegen auch ohne Zweifel ein ernstlicher Verweis wegen eines solchen gesetzwidrigen Schritts vom Gouvernement erfolgen werde. Ich machte mir darüber keine Sorge, weil ich wohl einsah, daß der Unzufriedenheit des Lieutenants über meine Anmaßung ganz andere Motive zu Grunde lagen, als die eines Versehens gegen die Dienstordnung.

So unangenehm ihm mein eigenmächtiger Schritt auch war, so be-

ruhigte er sich doch wieder bei der Masse von Gegenständen, welche theils noch an Bord sich befanden und zu bekommen waren, theils seit der Absendung meines Inventariums durch mich wieder abgeholt worden waren.

Das gemeinschaftliche Interesse, welches wir bei der Sache hatten, hob so ziemlich die Scheidewand auf, welche zwischen mir als Korporal und den beiden Offizieren bestand, und es herrschte eine Vertraulichkeit unter uns, als wären wir aus einem Teige gebacken.

Inzwischen fuhren die zwei Boote, welche der Kommandant mitgebracht hatte, alle Tage an Bord und holten den größten Theil der Güter ab.

Das Schiff sank später immer tiefer, so daß bei hoher Fluth die Wellen manchmal darüber hinschlugen und den untern Raum bald mit Wasser ausgefüllt hatten. Man war deshalb genöthigt, einige große Löcher hineinzuhauen, damit das Wasser mit der Ebbe wieder herauslaufen konnte. Viele hundert Körbe mit Erdäpfeln und Zwiebeln füllten den vordern Theil des Raumes aus, wo ich sie gelassen hatte, weil sie mir von zu geringem Werth waren.

Diese waren nun dem Seewasser ausgesetzt und verfaulten mit unerträglichem Geruche, von welchem wir selbst auf dem Posten die Nase voll hatten, wenn der Wind nordöstlich wehte.

Einige Tage nach der Ankunft des Kommandanten wurden die Soldaten, welche sich so schlecht betragen hatten, mit Ausnahme von einem, der mir zuweilen noch ein wenig geholfen hatte, nach dem Posten Armina gesandt. Ihre Kisten wurden zuvor auf dem Platze vom Kommandanten untersucht und ihnen Genever und Branntwein abgenommen, weil auf der Reise dahin leicht ein Unglück hätte entstehen können.

Nachdem der Kapitän, die Matrosen und die Soldaten abgereist waren, war ein stilles, angenehmes Leben, bei welchem man Alles recht untersuchen konnte, ohne gestört zu werden, an die Stelle lärmender Bewegung getreten.

Es waren vier Neger zurückgeblieben; welche mit mir oder dem Doktor täglich an Bord fuhren. Bei unserer Zurückkunft überraschte uns der Kommandant, der ein Meister in der Kochkunst war, mit den delikatesten Mahlzeiten, welche aus dem Ueberflusse unter seiner Leitung bereitet wurden.

Das Boot kam endlich von Armina an und brachte drei schwarze und einen weißen Soldaten.

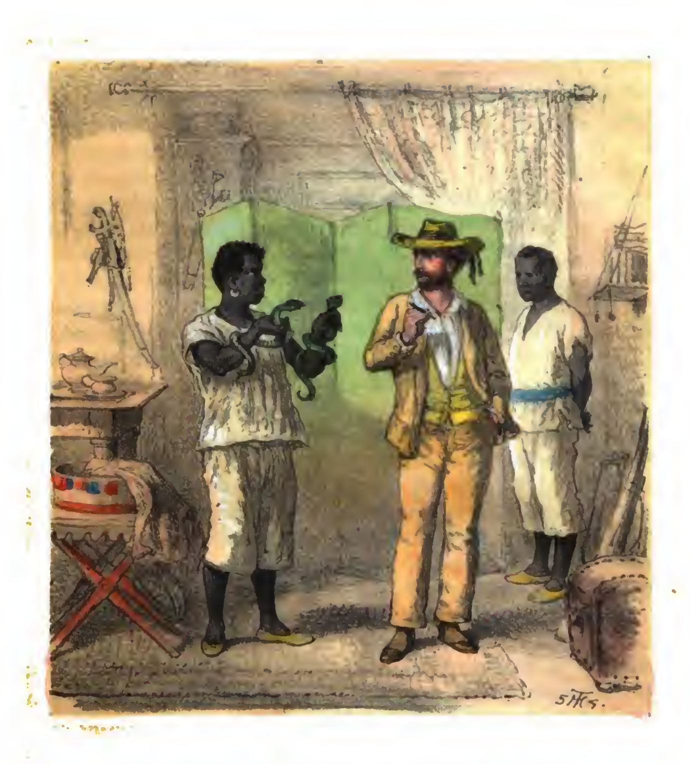
Zugleich kam ein Schooner mit einem Gouvernementsbefehl an mich, worin mir das Gouvernement seine besondere Zufriedenheit über die von mir getroffenen Maßregeln bezeugte, und mir zugleich befohlen war, die geretteten Güter mit dem Schooner abzuladen, an dessen Bord sich sechs Kriegsmatrosen befanden, um dem Kapitän, einem alten, schlauen Engländer, dem solche Affairen nichts Neues waren, beizustehen. Jetzt machte sich der Kommandant, nachdem er noch so viel als möglich in seine zwei Boote gepackt hatte, mit dem Doktor davon, über die Unmöglichkeit seufzend, daß man nicht das ganze Schiff nach Armina transportiren könne.

II.

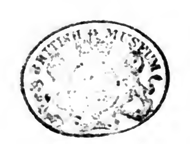
Ein Schlangenbändiger in Südamerika.

Alle heißen Länderstriche Amerika's sind voll giftiger Schlangen. Mittel gegen ihren verderblichen Biß aufzufinden, mußte besonders den Indianern wichtig erscheinen, welche barfuß die dichtverstrickten Wälder durchstreifen. Das wirksamste unter allen bisher entdeckten ist eine Pflanze Namens Guaco, deren Blättersaft sich als ein vollkommenes Gegengift gegen den Biß alles giftigen Gewürmes erweist. Der Guaco ist eine Art von Weide mit Laub von dunkelgrüner, mit Violet gemischter Farbe und gelben, in Büscheln wachsenden Blumen. Er blüht unter dem Schatten anderer Bäume längs den Stromgestaden und findet sich nicht in den kälteren Hochlanden, in denen gleichfalls jene tödtlichen Geschöpfe fehlen.

Das gegen den Biß gebrauchte Gegengift besteht in einem aus den Blättern dieser Pflanze gezogenen Safte oder Thee. Man kann ihn entweder zur Heilung oder als Präservativ trinken, und in letzterem Falle darf man es wagen, die gefährlichsten Schlangen zu berühren. Diese Eigenschaften des Guaco wurden lange Zeit sehr geheim gehalten, und waren nur wenigen Eingebornen Südamerika's bekannt. Es knüpften sich



Ein Schlangenbändiger in Süd-Amerika.



für die Eingeweihten allzu ansehnliche Belohnungen daran, sowohl von denen, welche durch Schlangen gebissen worden waren, als auch von Neugierigen, die den Festen solcher Schlangenzähmer beizuwohnen wünschten. Gegenwärtig sind aber die medicinischen Vorzüge des Guaco in jenen Ländern allgemein bekannt, und seine Wirkungen können nur noch den Fremden oder Reisenden in Erstaunen versetzen.

Als ich mich, erzählt ein Reisender, vor einiger Zeit zu Margarita befand, hörte ich gleichfalls von dieser seltsamen Pflanze und wünschte mich selbst von ihren Kräften zu überzeugen. Unter den Sclaven des Orts hatte sich einer als Schlangendoktor berühmt gemacht, und da ich zu den Bekannten seines Herrn gehörte, erlangte ich sehr leicht das Versprechen, daß meine Wißbegierde befriedigt werden solle. Wenige Tage darauf trat der Neger in meine Stube, in seinen Händen ein paar Korallen-Schlangen von jener Gattung, die man als die schönste, aber zugleich auch als die giftigste bezeichnet. Hände und Arme des Negers waren völlig nackt; dabei bewegte, drehte und wickelte er sich die Schlangen anscheinend mit größter Sorglosigkeit um die Gelenke. Ich hatte ihn anfangs in Verdacht, daß er den Thieren die Fangzähne vorher ausgebrochen habe; diese Muthmaßung war indeß grundlos, denn der Neger öffnete beiden den Rachen und zeigte mir das Innere. Sämmtliche Zähne befanden sich wirklich in vollkommenem Stande, und dennoch machte das Reptil nicht den mindesten Versuch sie zu brauchen. Im Gegentheil, es äußerte nicht nur keinen Zorn über die rauhe Behandlung des Negers, sondern zeigte sich fast erschrocken vor ihm.

Um die vollkommenste Gewißheit zu erlangen, ließ ich einen großen Schäferhund in das Gemach bringen, und zwar auf eine Stelle, wo die Schlangen ihn erreichen konnten. Man hatte ihn angebunden und so konnte er, seines Entsetzens ungeachtet, nicht zurückweichen. Nach kurzer Zeit biß ihn eine der Schlangen rückwärts im Genick. Jetzt wurde der Hund losgelassen, schien aber anfangs der empfangenen Wunde wenig zu achten. Fünf Minuten später fiel er um, wälzte sich und zuckte auf dem Boden. Blut und Schaum rann ihm aus Maul und Nasenlöchern, nach einer Viertelstunde war er todt.

Voll Begierde das Geheimniß kennen zu lernen, bot ich dem Neger

eine ziemliche Summe, und er entfernte sich mit der Versicherung meinen Wunsch zu erfüllen. Am folgenden Tage kam er wieder mit einer Hand voll Blätter, die ich als Blätter des „Bejuco de Guaco" oder der Schlangenpflanze erkannte. Nachdem er sie zwischen zwei Steinen zerrieben hatte, that er sie in einen Topf und goß etwas Wasser dazu. In wenig Minuten war der Thee fertig und man hieß mich zwei kleine Löffel voll hinunterschlucken. Hierauf machte der Neger drei Einschnitte in jede meiner Hände an den Fingerspalten, sowie drei ähnliche an jedem Fuß zwischen den Zehen; durch diese Einschnitte inoculirte er mir den Guaco-Extrakt. Außerdem punktirte er mir die Brust, sowohl auf der rechten wie auf der linken Seite, und vollzog eine ähnliche Impfung. Jetzt war ich für die Schlangen vorbereitet, von denen der Neger einige, und zwar von den Korallen- und Cascabel-Arten mitgebracht hatte.

Bei aller Lust ein Schlangenzauberer zu werden, muß ich dennoch bekennen, daß mir beim Anblicke des grausigen Gewürms der Muth sank. Allein der Neger ließ nicht mit Betheuerungen nach, und als ich ihn versicherte, daß mein Tod ihm das Leben kosten würde, und er gleichwohl in seinem Zureden beharrte, so faßte ich endlich den Entschluß, das Wagniß zu bestehen. Mit etwas bebender Hand griff ich nach einer der Korallen-Schlangen und ließ sie sanft durch meine Finger gleiten. Vortrefflich, das Thier verrieth keine Neigung zum Beißen, sondern ringelte sich selbst durch meine Hände, verzagt und erschrocken, wie mir schien. Dies machte mich kühner; ich nahm eine andere, und noch eine andere, bis ich drei auf einmal gefaßt hielt. Ich legte sie fort und ergriff jetzt eine Schlange von der Cascabel-Gattung, der Klapperschlange des Nordens. Auch diese, obgleich sie sich etwas lebhafter betrug, gab nicht das mindeste Zeichen von Zorn. Nachdem ich einige Minuten mit ihr gespielt hatte, hielt ich sie ungefähr in der Mitte ihres Leibes, als ich zu meinem Entsetzen gewahr wurde, daß sie plötzlich den Kopf erhob und wie ein Pfeil nach meinem linken Arm fuhr! Ich fühlte, daß ich gebissen war, und die Schlange von mir schleudernd, wandte ich mich mit einem Schauder der Verzweiflung zu meinem Gefährten.

Der Neger, der mit verschlungenen Armen die ganze Zeit über ruhig zugeschaut hatte, erwiderte meine dringenden und bangen Fragen mit

wiederholten Betheuerungen, daß keine Gefahr vorhanden sei, und daß die Wunde durchaus nichts auf sich habe. Er that nicht anders, als sei der giftige Schlangenbiß nur ein Mosquitostich gewesen. Noch mehr als seine Worte beruhigte mich seine gleichgültige Haltung; dessenungeachtet nahm ich zu doppelter Sicherheit einen frischen Schluck Guacothee und wartete zitternd den Erfolg ab. In kurzer Zeit machte sich ein leichtes entzündliches Anschwellen rings um die Wunde bemerkbar, aber schon nach Verlauf weniger Stunden ließ es gänzlich nach und ich befand mich vollkommen wohl.

Später wiederholte ich diesen Versuch noch öfter mit Schlangen, die ich selbst in den Waldungen gefangen hatte, und zwar mit einigen der giftigsten Art. Ich bediente mich dabei keiner weiteren Vorsicht, als daß ich eine Dosis Guacosaft zu mir nahm; doch erwies sich schon das Kauen der Blätter dieser Pflanze als genügend. Dieses Präservativ wird meist von allen denen benutzt, die ihr Beruf — als Jäger oder Holzhauer — in die von gefährlichem Gewürm wimmelnden, dichten Baumnetze der südlichen Forste führt.

Ohne Zweifel hat der Guaco schon manches Leben gerettet. Die Indianer wissen von der Entdeckung dieses Heilmittels eine hübsche Sage zu erzählen. In den Tierras Calientes (heißen Erdstrichen) — giebt es, wie sie erzählen, einen geierartigen Vogel — Gavilan — dessen Hauptnahrung aus Schlangen besteht. Wenn dieser Raubvogel nach seinen Opfern jagt, stößt er einen lauten aber einförmigen Ton aus, der dem Worte Guaco — langsam ausgesprochen — gleichkommt. Die Indianer bilden sich nun ein, dieser Ton rufe die Schlangen, über die er eine geheimnißvolle Macht besitze, durch welche sie aus ihren verborgenen Höhlen gelockt würden. So weit die Sage; doch das Folgende mag Wahrheit enthalten. Die Eingebornen fügen nämlich hinzu, daß der Gavilan, bevor er die Schlangen angreife, jedesmal Blätter von dem Bejuco de Guaco genieße. Diese Beobachtung hat auf die Vermuthung geführt, daß die Pflanze ein Gegengift enthalte, und der Versuch, welchen man anstellte, hat den Beweis ihrer Wunderkraft gegeben.

III.

Die Lanzenschlange auf Martinique.

Die Lanzenschlange ist von allen Giftschlangen fast die größte, und bei ihrer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, wie bei ihrer ungeheuren Vermehrung wohl die schrecklichste und verderblichste; sie wird (erzählt ein deutscher Reisender) bis 8 Fuß lang und fast armsdick. Martinique und die englische Kolonie Santa Lucia sind die einzigen Orte, wo man sie gefunden hat; an diesen Orten aber ist sie so häufig, daß man staunt, dieselben nur noch von Menschen bewohnt zu finden. Auf einzelnen Pflanzungen hat man mehrere hundert des Jahres erschlagen, in der Umgebung von Fort Vauban in acht Jahren 2400, aus der Umgegend des Fort Royal werden jedes Vierteljahr an 700 gegen Prämie eingeliefert. Man nimmt die Zahl der jährlich durch Schlangenbiß Getödteten durchschnittlich auf funfzig (unter einer Bevölkerung von weniger als 100,000 Seelen) an, aber binnen sieben Monaten des Jahres 1845 hatte man in einem einzigen Kirchspiel achtzehn Opfer der Lanzenschlange begraben. Hunderte werden jährlich gebissen, um vom Tode gerettet nur meist jahrelangen Leiden entgegenzugehen; das Thier ist so häufig, daß man ihm täglich begegnet, und als ich dem Direktor des botanischen Gartens den Wunsch aussprach einige zu besitzen, hatte er am nächsten Morgen eigenhändig in dem Garten selbst zwei gefangen, die eine 6, die andere 5½ Fuß lang. Nicht nur des Tags, sondern auch des Nachts treibt sie ihr Wesen, und Niemand auf der Insel wagt es, sich auch nur einen Fuß breit von den gebahnten Wegen zu entfernen, in den Bergen spazieren zu gehen, zu jagen oder einem ähnlichen unschuldigen Vergnügen zu fröhnen; sie klettert und schwimmt vortrefflich, kommt in die Höfe, Gärten und Häuser, und ist mit einem Wort Herrin der Insel. Obgleich sie nicht völlig ohne Veranlassung angreift, so reizt sie doch schon die Bewegung des Vorübergehenden oder die leiseste Berührung, und ihre Gewandtheit, ihre pfeilschnellen Bewegungen, ihre Giftzähne von 10 Linien Länge, die durch jede Verwahrung dringen, erreichen das Opfer gewiß. Die meisten Gebissenen

sind Neger, die in den Zuckerfeldern, dem Lieblingsaufenthalt der Lanzenschlange, arbeiten; darum erinnert der Aufseher von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme an die Schlangen; der Schreck, wenn eine Schlange gefunden wird, ist furchtbar; alle springen zurück, heulen und schreien, und der Muthigste wird dann beauftragt das Ungethüm zu erlegen. Die getödtete Schlange wird an einen Baum aufgehängt; an einem besondern Baume im Innern der Insel hängt eine schauerliche Trophäe von wohl 300 dieser Ungeheuer.

Man sollte glauben, daß eine so entsetzliche Landplage die größten Anstrengungen hervorrufen müßte, sich derselben zu entledigen, daß die Aerzte Tag und Nacht auf wirksame Gegenmittel sännen, aber nichts von dem allen: man begnügte sich eine kleine Prämie auf getödtete Schlangen auszusetzen, statt durch Ausrottung von Dickichten, Verminderung ihrer Nahrungsmittel, der Ratten, Ansiedelung schlangenvertilgender Thiere Alles aufzubieten, das Uebel an der Wurzel anzugreifen. Allerdings hat man den Versuch gemacht, den Sekretär, jenen hochbeinigen, schlangenfressenden Falken aus Afrika, heimisch zu machen; ein paar Jagdliebhaber haben sich jedoch den Spaß gemacht, die seltenen Thiere wegzuschießen, und da war man es auch zufrieden. Es gehört in der That die volle kreolische Indolenz dazu, den Besitz dieser Kolonie mit der Lanzenschlange zu theilen. Was die Aerzte betrifft, so sind diese zum Theil freilich schuldlos, denn es ist gegen die Landessitte, bei ihnen Hülfe gegen den Schlangenbiß zu suchen; vielmehr vertraut sich der Gebissene einem sogenannten Panseur, einem alten Neger an, der mit empirischen Mitteln oder abergläubischen Besprechungen seine Kunst versucht, und so groß ist die Unvernunft, daß man, wenn mehrere Glieder gebissen sind, nicht selten für jede Wunde einen eigenen Panseur zu Rathe zieht, deren jeder ganz unabhängig von dem andern seine Kur anfängt. Selbst die Vornehmen und Gebildeten verschmähen die Hülfe des Arztes; so wurde vor einigen Jahren ein junger, allbeliebter Mann aus den ersten Kreisen von St. Pierre gebissen, drei Panseurs wurden gerufen, sie wandten ihre Mittel sämmtlich zu gleicher Zeit an, und der Gebissene starb, wo es denn freilich hinterdrein an Thränen nicht fehlte.

Die Lanzenschlange lebt hauptsächlich von Ratten, verschlingt aber auch ganze Hühner. Die Furcht der Eingebornen läßt sie 8—10 Fuß weit springen; nach allem aber, was ich gesehen und gehört habe, glaube

ich, daß sie nicht über die Hälfte ihrer Körperlänge weit springt, sie schießt aber dann unglaublich schnell zu, wobei sie freilich oft fehlbeißt. Auge und Nase sind bei ihr sehr entwickelt, desto unvollkommener das Ohr.

Die Fabeln der Bewohner von Martinique über die Lanzenschlange sind endlos, und es spiegelt sich darin die abergläubische Angst, des gemeinen Mannes namentlich, vor dieser entsetzlichen Landplage. Ich gebe nur eine kleine Probe, die man mir sehr ernsthaften Gesichtes erzählte: die Lanzenschlange lebt mit allen Thieren des Feldes in Feindschaft, selbst mit der Natter, welche giftlos ist; die Natter wird gebissen, worauf die Lanzenschlange, von Reue ergriffen, in den Wald eilt und bald mit einem Blatt im Munde zurückkehrt, das sie heilend auf die Wunde der Natter legt.

Wie denn jedes Uebel auch seine gute Seite hat, so auch die Schlangenplage auf Martinique. Die Verwüstungen, welche die Ratten, eine Frucht der europäischen Kolonisation, in den Zuckerfeldern und überhaupt anrichten, sind auf den meisten westindischen Inseln ein wahres Leiden; hier aber steuert ihnen die Lanzenschlange, deren Hauptnahrung die Ratten sind, in bedeutendem, sehr merklichem Maaße. Dieser Umstand hat denn auch einen Pflanzer auf Guadeloupe zu dem verrückten und verruchten Einfall gebracht, dort ein Dutzend Lanzenschlangen als Rattenvertilger freizulassen. Zum großen Glück haben sie sich nicht eingewöhnt, wie überhaupt in der Beschränkung des Wohnorts dieser Schlangenart etwas sehr Eigenthümliches liegt.

IV.

Ein Kampf mit Indianern in den Pampas.

Die ungeheuern Pampas, welche sich westlich von Buenos-Ayres ausdehnen, bilden eine Fläche, die mehrere hundert (englische) Meilen breit ist. Man kann drei Abtheilungen unterscheiden. Die erste ist mit dickem Klee und blühenden Disteln bewachsen, von denen sich manche bis zu einer

Höhe von zehn, elf Fuß erheben; die zweite ist mit langem Gras bedeckt und die dritte mit immer grünenden Bäumen und Gesträuchen, die in so weitem Abstand von einander wachsen, daß ein Pferd bequem zwischen ihnen durch laufen kann. Am Rande dieser letzten Abtheilung zeigen Felsen und Ströme die Nähe der Anden an, deren steile und mit ewigem Schnee bedeckte Riesenhäupter sich stolz zum Himmel emporheben und sich wie eine unübersteigliche Schranke dem von Osten kommenden Wanderer entgegenstellen.

In dieser meerähnlichen Fläche liegt die Hacienda (ländliche Besitzung) San Hiacinto, in der ich (so erzählt ein englischer Reisender) übernachtet hatte. Ich verließ sie am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, um meinen Körper, der in der Nacht von den Mosquitos furchtbar zugerichtet worden war und schmerzhaft brannte, in den klaren Wellen eines Gewässers zu erfrischen, welches unweit der Hacienda vorbeiströmte. Tiefe Stille herrschte weit und breit; nur eine Heerde wilder Pferde, die durch das hohe Gras galoppirte, vermochte ich beim schwachen Dämmerlicht zu unterscheiden.

Meine Büchse über der Schulter, stieg ich rasch den steilen Abhang in das kleine Thal hinunter, in dessen Grunde der Strom, eines der vielen von den Anden herabströmenden Gewässer, schäumend in seinem Felsbette fortbrauste. Als ich unten war, stieg die Sonne eben am Rande der unermeßlichen Fläche empor, und ihr warmer Hauch zerstreute die düstern Nebelschichten tief im Thale. Ich legte meine Kleider ab, stellte mich mitten in den Strom auf einen hervorragenden Stein und goß das frische Wasser mit Hülfe eines großen Gefäßes, welches ich von der Hacienda mitgenommen hatte, auf meine schmerzhaften Glieder; denn ich wagte es nicht, aus Furcht vor den Thieren, die sich im Wasser aufhalten könnten, selbst in die tiefe Fluth hinabzutauchen.

Als ich nach einer Weile ein wenig inne hielt, vernahm ich plötzlich in dem niedrigen Gebüsch, welches den steilen Abhang der Schlucht bedeckte, ein Rauschen. Dieses Rauschen mahnte zur Vorsicht, denn gerade damals wurden die Pampas von zahlreichen Horden feindlicher Indianer durchstreift, die ihre Verwegenheit soweit getrieben hatten, mehrere Dörfer am Fuß des Gebirges zu überfallen und zu plündern. Ich sah mich

scharf nach allen Seiten um, ohne jedoch weder ein lebendes Wesen, noch irgend eine Gefahr zu entdecken, die mich bedroht hätte. Ich fuhr also in meiner Beschäftigung fort — aber kaum hatte ich ein, zweimal mein Bad erneuert, als ein lautes Geschrei mein Ohr traf. Zu gleicher Zeit glitt ich vom Stein und fiel der Länge nach in das tiefe Wasser neben den Felsen. Ich empfand einen tiefen Schmerz im linken Schenkel und an der röthlichen Farbe des Wassers erkannte ich, daß ich verwundet sei. Dies Alles war das Werk eines Augenblickes. Als ich jetzt meine Blicke nach der Gegend richtete, wo ich das Rauschen zuerst vernommen hatte, wurde ich einen indianischen Krieger gewahr, der noch den Bogen emporhielt, von welchem er einen Pfeil auf mich abgeschossen hatte. Ich ließ ihm keine Zeit noch einen zweiten aus dem Köcher zu ziehen und auf die Sehne zu legen; sondern sprang vom Strom ans Ufer, ergriff meine Büchse und kniete hinter einem Felsstück nieder, welches mich vollkommen vor meinem Gegner schützte und mir zugleich die Möglichkeit gewährte, ihn sicher aufs Korn zu nehmen. Allein so schnell wie er erschienen war und mein Leben bedroht hatte, so rasch verschwand er wieder, nicht anders als ob er in den Boden versunken sei, auf dem er gestanden hatte. Indeß ich wußte recht gut, daß ihn das dichte Gesträuch, in welchem er sich zusammenkauernd verborgen hatte, nur so lange schützen könne, als er keinen Versuch machte, seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Ich sparte daher meinen Schuß auf und begnügte mich damit, die Büchse nach der Richtung hin, in welcher er sich verborgen hielt, im Anschlag zu halten, und die Gelegenheit zum Feuern ruhig abzuwarten. Die Entfernung zwischen uns konnte höchstens 90 Schritt betragen.

Das Geschrei, welches mir das Leben gerettet hatte, war von einem der Leute aus der Hacienda erhoben worden, der, beunruhigt über mein frühes Fortgehen, mir gefolgt war, um etwaige Aufträge oder Befehle in Empfang zu nehmen. Er hatte sodann am Rande der Schlucht den auf mich zielenden Indianer erblickt und jenen Schrei ausgestoßen, welcher den letzteren zu einer unwillkührlichen Bewegung veranlaßte, in Folge deren der Pfeil mich nur streifte.

Auf den Ruf dieses Mannes eilten uns Alle, die sich in den Gebäuden der Hacienda befanden, insbesondere meine Reisegefährten, schleunigst

zu Hülfe. Die Ankunft dieser kleinen Schaar mußte die Lage des Indianers zu einer äußerst gefährlichen machen, denn er war dann von allen Seiten einem Feuer ausgesetzt, welches er schwerlich vermeiden konnte. In der That schien er auch die Gefahr, die ihn bedrohte, vollkommen zu würdigen, denn bevor noch die Heraneilenden den Rand der Schlucht erreicht hatten, sprang er aus dem schützenden Gesträuch hervor und versuchte in raschen Sätzen die Höhe der Felswand zu erklimmen. Ein wildes anhaltendes Geschrei kündigte mir seine Flucht an; einige Schüsse, die auf ihn abgefeuert wurden, verfehlten ihn wegen zu weiter Entfernung, nur ich befand mich in der gehörigen Schußweite — einen Augenblick zögerte ich, doch meine eigene bedenkliche Lage, die Aufregung, in der ich mich befand, gaben den Ausschlag — ich drückte los und eh' der Schuß noch verhallt war, stürzte der Leichnam meines Feindes von einer Felskante zur andern durch dichtes Gras und wildverwachsenes Gesträuch in das Wasser hinab.

Einige Sekunden später war ich von glückwünschenden Freunden und den erschrockenen Bewohnern der Hacienda umringt. Der Leichnam des Erschossenen, ward ans Land gezogen, und zwei befreundete Indianer, die sich bei uns befanden, erkannten in dem Getödteten den mächtigen Häuptling eines der südlichen Stämme, welche die Dörfer am Fuß der Anden verheerten. Was den Häuptling nach der Hacienda geführt hatte, blieb uns anfangs unerklärlich, später sagten uns welche von den Wegweisern, die uns und andere Reisende nach der Hacienda geleitet hatten, daß drei andere Indianer in einiger Entfernung stromabwärts aus der Schlucht hervorgekommen, auf ihre gleichfalls von zwei Indianern gehaltenen Pferde gestiegen und dann mit einem Handpferde nach dem Gebirge gesprengt seien.

Diese Nachricht versetzte uns alle in große Unruhe und wir kehrten nach der Hacienda zurück, um zu berathen, welchen Weg wir einschlagen sollten. Zehn Tage früher nämlich hatte ich mit drei Engländern, drei Führern und vier Rancheros (Hüttenbewohnern), die ich als Diener angenommen hatte, St. Jago verlassen, in der Absicht zu Lande nach Buenos-Ayres zu reisen. Am vorhergehenden Abend waren wir auf der Hacienda Hiacinto eingetroffen, die von den Anden etwa neunzig englische Meilen entfernt ist. Sie bildet für die Führer eine Art von Station, denn diejenigen, welche uns über die schneebedeckten Gebirge geleitet hatten, blieben

hier, und an ihre Stelle kamen andere, die uns bis zu den Distrikten der Ebenen von Buenos-Ayres begleiten sollten. In der Hacienda befand sich zugleich eine Gastwirthschaft und in der Nachbarschaft standen noch ein paar armselige Hirtenhütten, deren Bewohner fast eben so wild waren wie das Vieh, welches ihrer Sorge anvertraut war.

Gleichzeitig mit uns waren noch mehrere andere Reisende angelangt, die aber sämmtlich ein anderes Ziel als wir hatten. Da die Mehrzahl der Ansicht war, daß die Indianer, die sich in der Nähe der Hacienda gezeigt hatten, nur einzelne von ihrem Stamme entfernte Kundschafter gewesen seien, so beschlossen wir, mit Ausnahme eines Kaufmanns von St. Jago, unsere Reise fortzusetzen. Dieser nämlich zog es vor, mit der großen Gesellschaft, welche die Anden übersteigen wollte, nach St. Jago zurückzukehren, weil ihm bei unserer geringen Anzahl ein möglicher Kampf mit den feindlichen Indianern allzugefährlich schien. Da er nicht zu bewegen war, seinen Vorsatz zu ändern, so begab ich mich mit meinen noch übrigen zwei Gefährten, den Führern und den Dienern auf den Weg nach Buenos-Ayres. Die übrigen Reisenden blieben in angstvoller Erwartung auf der Hacienda zurück und rüsteten sich gegen einen Angriff, den die Indianer etwa machen würden, um den Tod ihres Häuptlings zu rächen.

Wir schlugen auf den Rath unserer Führer nicht sofort den gewöhnlichen, über die Ebene hinlaufenden Weg ein, sondern ritten auf einem schmalen Pfade im Grunde der Schlucht weiter, damit die Indianer, wenn sie uns ja verfolgten, getäuscht würden. Nachdem wir hier etwa funfzehn englische Meilen zurückgelegt hatten, verließen wir das Bett des Flusses und jagten mit Sturmeseile über die Pampas dahin.

Zwei Stunden vor Sonnenuntergang, mehr als sechzig Meilen von der Hacienda entfernt, machten wir Halt, um auszuruhen und uns zu erfrischen. Weit und breit war nichts zu sehen, als die wogende meerähnliche Fläche der Pampas, deren hohes Gras in dem sanften Lufthauch schwankte, der unsere heiße Stirn umfächelte. Nachdem man einen großen runden Platz von dürrem Grase gereinigt hatte, zündeten unsere Führer Feuer darauf an, die Pferde wurden seitwärts an Pflöcke gebunden, die man zu diesem Zweck mitgenommen hatte, und wir stärkten nns nach dem langen Ritt durch einige Tassen frischen Kaffee, Zwieback und gedörrtes Rindfleisch.

Die Sonne war nahe daran, hinter den Wogen der Pampas zu verschwinden, als einer der Rancheros plötzlich einen Schrei ausstieß und mit der Hand nach Westen deutete. Wir sahen lange mit gespannter Aufmerksamkeit nach der bezeichneten Gegend hin, ohne jedoch das Mindeste entdecken zu können. Als aber einer meiner Freunde sein Teleskop herbeiholte, erblickten wir durch dasselbe einen zahlreichen Reiterhaufen, der rasch auf dem Wege, den wir geritten waren, einherjagte.

Es war ein Augenblick der Angst und Unschlüssigkeit. Was sollten wir thun? Sollten wir fliehen oder abwarten, ob die Reiter nicht etwa befreundete Indianer oder Reisende seien? Die Erschöpfung unserer Pferde ließ uns freilich keine Wahl, denn da wir nicht hoffen durften, auf ihnen den Heraneilenden zu entrinnen, so mußten wir bleiben. Wir trafen jedoch schleunigst alle Vorbereitungen zu einem möglichen Kampf. Die Pferde wurden gesattelt, die Führer, so weit es reichte, mit Waffen versehen und die Büchsen und Pistolen untersucht. So stellten wir uns schlagfertig nebeneinander und warteten der Dinge die da kommen würden.

Inzwischen kamen die Reiter immer näher. Die Sonne war schon zur Hälfte hinter dem Horizont verschwunden, da erklärten unsere Führer, daß die Heransprengenden fremde Indianer seien. Wir flehten zum Himmel es rasch dunkel werden zu lassen, aber das helle Tageslicht wollte nicht abnehmen und die Reiter näherten sich mehr und mehr. Wir erstarrten fast vor Schreck, als wir ihrer mindestens sechzig zählten, die vornübergeneigt dahersausten und ihre Pferde zu rasender Geschwindigkeit anspornten. Ihre wilden Geberden schienen unser Urtheil zu verkündigen und uns anzudrohen, daß unsere Gebeine auf den öden Pampas von Südamerika bleichen würden.

Die Indianer stießen ein gellendes Geschrei aus, als sie in geschlossener Schaar bis auf zweihundert Schritte heranjagten. Jetzt machten sie plötzlich Halt und ein einzelner Indianer näherte sich uns. Er lenkte sein Pferd, welches keinen Sattel hatte, mit einem riemenartigen Streifen, der aus einer rohen Thierhaut geschnitten war. Seine Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, einem langen Jagdmesser und einem schweren Tomahawk, der ihm vom Gürtel herabhing. Seine Begleiter waren ganz ebenso gerüstet; kein einziger hatte Feuerwaffen.

Als er bis auf eine Entfernung von etwa hundert Schritt nahe gekommen war, hielt er sein Pferd an. Wir hätten ihn jetzt mit unsern Kugeln erreichen können, aber wir hüteten uns wohl, die Feindseligkeiten zu eröffnen, denn wir hofften noch immer, die Reiter würden nicht zu dem Stamme gehören, dessen Häuptling am Morgen gefallen war. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, redete einer unserer Führer den Indianer in irgend einer indianischen Mundart an, und das Nämliche versuchten auch die andern beiden Führer. Jener würdigte indeß keinen einer Antwort, betrachtete uns eine Zeitlang mit forschendem Blick, warf plötzlich sein Pferd herum und sprengte zu seinen Gefährten zurück.

Mit lauter Stimme rief er diesen einige Worte zu, und die befehlenden Geberden, mit denen er sie begleitete, ließen den Anführer der Kriegerschaar in ihm erkennen. Auf sein Gebot löste sich der Trupp auf, zog sich so weit zurück, daß unsere Kugeln Keinen erreichen konnten und schloß einen Kreis um uns. Hiermit war jeder Ungewißheit ein Ende gemacht. Sogleich bestiegen wir unsere Pferde, und bildeten, ein Jeder seine Büchse oder Pistole schußfertig in der Hand haltend, Rücken an Rücken eine doppelte Schlachtreihe.

Die Scene, welche jetzt folgte, spottet jeder Beschreibung. Das wilde Kriegsgeheul der uns umzingelnden Feinde, das Heranbrausen ihrer Rosse und die Wolke von Pfeilen, die uns tödtlich bedrohten, kann nur die Phantasie vergegenwärtigen. Gleich zu Anfang wurde einer meiner Reisegefährten von einem Pfeile durchbohrt und stürzte vom Pferde. Wir erwiderten den Angriff mit einem ziemlich wirksamen Feuer und sprengten sodann einzeln auf nusre Feinde los, um ihren Kreis zu durchbrechen, und mit Hülfe der rasch eintretenden Dunkelheit zu entkommen. Der Zusammenstoß war furchtbar. Ich sah die blanken Messer zweier Indianer, gegen die ich anprallte, vor meinen Augen blitzen, aber die Feuerwaffe trug doch den Sieg davon, der Eine fiel und der Hieb des Andern verwundete nur mein Pferd. Wie rasend vor Schmerz jagte dasselbe mit mir davon und schon nach wenig Augenblicken befand ich mich außer dem Bereich des Kampfes.

Noch also konnte ich hoffen mein Leben zu retten. Ich gedachte meiner Reisegefährten, aber ringsum war schon die Einöde in düstre Nacht

gehüllt, so daß ich kaum auf einige Schritte zu sehen vermochte. In rasender Hast spornte ich mein Pferd vorwärts, denn ich erkannte aus den Stimmen, welche hinter mir erschallten, daß ich verfolgt werde. Nachdem ich etwa eine Meile so auf Tod und Leben geritten war, merkte ich an dem wankenden Schritte meines Pferdes, welches der Blutverlust geschwächt hatte, daß seine Kraft nachlasse, und zu gleicher Zeit kamen auch die Stimmen meiner Verfolger immer näher. Ich faßte also, der dichten Finsterniß vertrauend, einen raschen Entschluß, sprang vom Pferde, gab dem edlen Thier, welchem ich bisher meine Rettung verdankte, einen Schlag und überließ es seinem Schicksal. Ich rechnete darauf, daß es, befreit von meinem Gewicht noch eine Zeitlang seinen Lauf fortsetzen und die verfolgenden Indianer nach sich ziehen werde. Hierauf legte ich mich platt auf die Erde nieder, in der Hoffnung, daß mich das lange Gras den Blicken meiner Feinde verbergen werde. Eine Minute später sausten mindestens zwanzig Reiter zu beiden Seiten an mir vorüber, doch ohne mich zu verletzen. Es schien mir, als ob sie sich gegenseitig noch zu rascherer Verfolgung aufmunterten.

Als nichts mehr von ihnen zu hören war, sprang ich auf und schlug einen Weg ein, welcher mit dem, den meine Verfolger genommen hatten, einen rechten Winkel bildete. Mühsam arbeitete ich mich durch das hohe Pampagras — doch nach einiger Zeit hörte ich von neuem Stimmen erschallen und verbarg mich wieder in dem langen Grase. Die Indianer ritten in einiger Entfernung von mir vorüber; sie hatten also, wie ich daraus abnehmen konnte, mein Pferd eingeholt und die Entdeckung gemacht, daß sein Reiter entkommen sei. Ich durfte überzeugt sein, daß meine Verfolger nichts unterlassen würden, um mich aufzufinden. Sie wußten, daß ich ein Engländer sei, und in jenen wilden Gegenden ist damit stets die Vorstellung von Reichthum verbunden; demnach empfanden sie gewiß das lebhafteste Verlangen, meiner habhaft zu werden, um mich ausplündern zu können; dieser Gedanke verdoppelte meine Anstrengungen, und so rasch als möglich setzte ich meinen Weg durch das hohe Gras fort.

Plötzlich traf ein heller Schein mein Auge. Ich wandte mich um und entdeckte zu meiner großen Bestürzung, daß die Indianer die Pampas angezündet hatten, um mir und allen übrigen, die ihnen etwa entronnen sein mochten, auf solche Weise den Tod zu geben. Sie selbst waren zahl-

reich genug, um jede Gefahr des Feuers von sich abzuwenden; bevor nämlich die Indianer das Pampagras in Brand stecken, pflegen sie einen großen Platz von allen brennbaren Gegenständen zu reinigen, und dieser gewährt ihnen dann so lange einen sichern Zufluchtsort, bis das Feuer alles um sich her verzehrt hat. Mir allein war es freilich unmöglich, einen hinreichend großen Platz vom Grase zu säubern, und so stürzte ich verzweifelnd weiter.

Die Nacht war still und ruhig, kaum wehte ein Luftzug, aber dennoch fraß das Feuer mit Windeseile um sich. Jede Hoffnung schien verloren, einem schrecklichen Feuertode zn entgehen — da erblickte ich bei dem tageshellen Schein der einige Meilen noch entfernten Flamme den Körper meines treuen Pferdes, welches mich aus den Händen meiner Verfolger gerettet hatte. Es wäre vergebens gewesen, dem Feuer noch weiter entfliehen zu wollen, da mich das rasende Element doch in kurzer Frist eingeholt haben würde, und so beschloß ich einen letzten Versuch zu machen, mein Leben auf andere Weise zu erhalten.

Das todte Pferd war mit einer Menge Tomahawkwunden bedeckt, die ihm die Indianer, wahrscheinlich aus Aerger über mein Entkommen, versetzt hatten. Ueber dem Körper lag noch ein schwerer Tomahawk und sein Anblick gab mir einen Plan ein, den ich sofort zur Ausführung brachte. Mit einem Einlegemesser, welches ich bei mir trug, suchte ich mit äußerster Anstrengung das dürre Gras mehrere Fuß breit rings um den Leichnam des Pferdes abzuschneiden — so weit eben das heraneilende Feuer dies gestattete — ergriff dann den Tomahawk und das Messer, schlitzte mit Hülfe beider den Leib des Thieres auf und riß die noch warmen Eingeweide heraus.

Inzwischen hatte sich schon die Flamme bis auf einige hundert Schritte genähert und während ich mich in den Leib des Pferdes hineinzwängte und meine noch ungeschützten Füße mit den Eingeweiden desselben bedeckte, vermochte ich kaum mein Auge, das wie bezaubert war, von dem furchtbaren Schauspiel abzuwenden. Ein Meer von Feuer wogte heran, über dessen mehr als zwanzig Fuß hohen Flammen schwere Wolken schwarzen Rauches schwebten, während noch höher ein leichter, weislicher Dampf zum Himmel emporwallte. Ringsum war Tageshelle; ich sah, wie das

hohe Gras sich vor dem Gluthauch des schrecklichen Elementes beugte, als es zerstörend herannahte. Trotz der Windstille schien das brausende Feuermeer von einem Orkan gejagt zu werden.

Wie lang wurden mir die Augenblicke, bevor die Flamme die Stelle erreichte, auf der ich meine Zuflucht gesucht hatte! Endlich war diese Qual spannender Erwartung vorüber; neben mir, über mir, in mir nichts als Feuer, denn der Gluthodem der Atmosphäre durchdrang mich. Meine Lunge verdorrte von dem Feuer, welches ich einathmete, meine Adern schwollen furchtbar an und mein Gehirn drohte zu zerspringen — in Todesangst flehte ich zu Gott um Rettung.

Der Kampf schien vorüber. Das Feuer hatte meinen Körper, welcher auf allen Seiten geschützt und bedeckt war, zwar nicht unmittelbar berühren können, allein die furchtbare Hitze beraubte mich eine Zeitlang meiner Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, waren die Flammen kaum noch am Horizonte sichtbar. Das kalte Fleisch und die klebrigen Eingeweide des Thieres lagen wie eine schwere Last auf mir; der furchtbare Durst, der mich quälte, zwang mich, von dem Schenkel des Pferdes ein Stück Fleisch abzuschneiden und das darin befindliche Blut auszusaugen. Bis dahin hatte ich kaum zu athmen vermocht; in Folge der heißen Luft, die ich eingeschluckt hatte, waren Mund und Gaumen so ausgetrocknet, daß sich überall die Haut abschälte, wenn ich die Zunge bewegte.

Nachdem ich so einigermaßen dem Leben wiedergegeben war, richteten sich alle meine Gedanken auf die Möglichkeit meiner weitern Rettung. Es war nicht anzunehmen, daß die Indianer noch vor Tagesanbruch auf der Ebene Nachforschungen anstellen würden und bis dahin hoffte ich zu entkommen. Ich kannte freilich von der Oertlichkeit nur eben so viel, als ich von den Führern gehört hatte; eins aber war gewiß: wenn ich nach San Hiacinto zurückkehrte, so konnte ich mit Zuversicht erwarten, meinen Feinden in die Hände zu fallen. Nach Aussage der Führer zogen sich in einiger Entfernung gegen Süden mehrere Schluchten, deren Grund zugleich das Bett eines Stromes bildete, vom Fuß der Anden quer durch die Pampas. Mit Hülfe der Gestirne schlug ich also meinen Weg ein in südlicher Richtung, in der Hoffnung noch vor Tagesanbruch eine jener Schluchten zu erreichen, die mich vor den spähenden Blicken der Indianer verbergen konnten,

während ich auf der kahlgebrannten Ebene, die nirgends nur einen Felsblock hatte, um mich zu schirmen, ihnen gleich in's Auge fallen mußte.

In Folge der ausgestandenen Leiden fiel mir das Gehen sehr schwer; da mir jedoch nichts weiter übrig blieb, so warf ich Alles, was mir lästig wurde, fort, behielt nur meine Pistolen und ein kleines Stück Pferdefleisch und trabte, so rasch ich konnte, vorwärts. Eine Stunde um die andere verging, der Morgen brach an, aber so weit mein Auge sah, erblickte es nichts als eine schwarze versengte Fläche. Kein lebendes Wesen war zu entdecken, nicht einmal das Summen eines Insekts war vernehmbar — so verödet war alles, so todtenstill. Meine ängstlichen Blicke, die ich von Zeit zu Zeit auf Kundschaft ausschickte, gewahrten weder Feind noch Freund.

Drei Stunden nach Sonnenaufgang erblickte ich zu meiner großen Freude in der Ferne einige grüne Gesträuche, die, wie ich bald darauf wahrnahm, längs des jenseitigen Randes einer steil abfallenden engen Schlucht wuchsen, deren Grund von einem Flusse durchströmt wurde. Diese Schlucht und dies Wasser hatten dem Feuer eine Schranke gesetzt. Hier endlich fand ich den so lang ersehnten Zufluchtsort. Zuerst löschte ich meinen brennenden Durst in der kühlen Fluth und stürzte mich dann, ohne an das mögliche Vorhandensein gefährlicher Flußbewohner zu denken, mit sammt den Kleidern in den Strom.

Ich hatte Anfangs keinen Hunger verspürt; nachdem ich aber den ganzen Tag über dem Laufe des Flusses gefolgt war und nichts als Wasser genossen hatte, stellte sich der Hunger mit verdoppelter Stärke ein. Es war vergebens, denn ich hatte nichts ihn zu befriedigen. Bei Einbruch der Nacht bereitete ich mir mit großer Anstrengung, denn ich war ungemein ermüdet, ein Lager unter einem überhängenden Felsen und streckte mich darauf nieder.

Ich genoß einen langen und sanften Schlaf, bis mich eine Stunde vor Sonnenaufgang die feuchte kühle Morgenluft aufweckte. Um meine starren Glieder wieder zu erwärmen, setzte ich sogleich meinen Weg fort und wanderte immer längs des Flusses hin. Bis gegen Mittag schleppte ich mich in glühender Sonnenhitze weiter, dann aber sank ich, erschöpft von Hunger und Müdigkeit, neben dem Wasser zu Boden.

So schien ich also dem Feuertode nur entgangen zu sein, um jetzt

Hungers zu sterben! Kein Thier, keine Pflanze war zu entdecken, die mir hätte Nahrung geben können — schon drohte die Verzweiflung mich zu überwältigen, da erblickte ich eine große Wasserschlange, welche langsam vom Fluß nach einer nahen Felsenspalte kroch. Sogleich ergriff ich einen schweren Stein und zerschmetterte ihr damit den Rückgrat, worauf ich sie mit einem Messerstoß vollends tödtete. Hierauf schnitt ich ihr den Kopf ab, der möglicher Weise Gift enthielt, häufte einige trockene brennbare Gegenstände zusammen und zündete ein Feuer an, bei welchem ich den Körper der Schlange briet. So groß war die Macht des Hungers, der mich quälte, daß mir die widerwärtige Speise wie ein köstlicher Leckerbissen vorkam!

Mit neuen Kräften wanderte ich nach kurzer Rast weiter und nahm die Ueberbleibsel der gebratenen Schlange mit mir, damit ich nicht genöthigt wäre, auf's neue Feuer anzuzünden, dessen Rauch vielleicht die Aufmerksamkeit der Indianer auf sich ziehen konnte. Von Zeit zu Zeit klomm ich, wo sich der Abhang minder steil zeigte, empor und sah mich um, ob ich irgendwo Indianer entdecke. Wirklich erblickte ich auch das eine Mal wieder einen zerstreuten Haufen Indianer, die auf der andern Seite der Schlucht ganz in der Nähe rasch über die Ebene jagten. Zum Glück befand ich mich neben einem tief ausgetretenen Büffelpfade, und in diesem kroch ich auf allen Vieren so lange fort, bis ich eine hohe und dichte Grasmasse erreichte, die mir einen trefflichen Schlupfwinkel gewährte. Als die Indianer verschwunden waren, setzte ich meinen Weg fort, doch auf der Ebene neben der Schlucht, um nicht einmal plötzlich überrascht zu werden, ohne daß ich meine Feinde von dem tiefen Flußbette aus gewahr worden wäre.

So vergingen wiederum eine Nacht und ein Tag, und meine einzige Nahrung bestand aus dem Ueberreste der Schlange. Nach und nach erweiterte sich das Flußbett, und da ein Arm des Flusses, der sich gegen Norden hinzog, das Feuer abgehalten hatte, so war auf beiden Seiten der Schlucht nichts zu erblicken als hochwogendes Pampagras, in welchem hin und wieder Büffelheerden weideten, die mich ziemlich nahe herankommen ließen, bevor sie die Flucht ergriffen.

Am vierten Tage gelang es mir einen jungen Büffel zu schießen, der

noch mit andern seine Zuflucht zum Wasser genommen hatte, um sich im Flusse vor den unzähligen Fliegen und Mosquitos zu schützen, welche die Luft erfüllten. Obgleich das Thier auf den ersten Schuß zu Boden stürzte, so gerieth ich dennoch in große Gefahr, denn ich wurde von den übrigen Büffeln angegriffen. Ich entging ihnen nur dadurch, daß ich den Gipfel eines steilen Felsens erklomm, den die zornigen Thiere nicht erreichen konnten. Durch einen zweiten Schuß zerstreute und verjagte ich sie, eilte dann froh zu meiner Beute hinab, schnitt mir einige Stücke Fleisch heraus briet sie und hielt eine treffliche Mahlzeit.

So auf's neue gestärkt, setzte ich meinen Weg fort, wobei ich nicht vergaß einige Stücke Büffelfleisch mit mir zu nehmen. Obschon mir in den nächstfolgenden Tagen noch dann und wann mein ermatteter Körper den Dienst versagte, so verließen mich doch die Geistesgegenwart und die Hoffnung, die mich durch so furchtbare Scenen begleitet hatten, keinen Augenblick.

Endlich am Morgen des achten Tages erreichte ich den Fuß eines Ausläufers der Anden, und als ich einem Pfade folgte, der, wie mir schien, nach irgend einem Dorfe führen werde, vernahm ich plötzlich den Ton von Maulthierglöckchen, ein Ton, der meine Seele mit unaussprechlicher Freude erfüllte. Einige Minuten darauf begegnete ich einer kleinen Karavane, die Talg und Häute nach dem Städtchen San Juliana führte. Da ich mit Geld versehen war, so erhandelte ich von den Maulthiertreibern Alles, was ich bedurfte, und begleitete sie nach ihrem Bestimmungsort, von wo ich meine Reise nach Buenos-Ayres fortsetzte.

V.

Bilder aus Mexiko.

1.

Der Maulthiertreiber.

In Mexiko ist die Versendung von Waaren und Gütern eine sehr unsichere und gefährliche Sache. Kaufleute können nur gut bewaffnet und in größeren Gesellschaften reisen, ja in vielen Theilen des Landes müssen sie sogar eine Schutzwache der Regierung in Anspruch nehmen. Kleinere Waarenladungen übergiebt man den Maulthiertreibern (Arrieros), die ebenso unverdrossen wie zuverlässig sind. Auch sie vereinigen sich zuweilen zu größeren Reisegesellschaften; doch noch häufiger wandern sie ganz allein. Man kann sich schwerlich einen Menschen vorstellen, der seinem Aeußern nach so wenig Zutrauen einflößt, als ein solcher Arriero, und gleichwohl werden diesem Manne von wildem Aussehn, langem verworrenen Haar, zerrissenen Beinkleidern und zerlumpten Hemde, der ein zottiges doch zierlich aufgeputztes Maulthier vor sich hertreibt, nicht selten einige der kostbarsten Handelsgegenstände anvertraut, welche das Laud hervorbringt. Da jedoch die Beschäftigung, ja selbst die Existenz dieser Leute von dem Ruf abhängt, den sich ihre Ehrlichkeit erwirbt, so ist dies ein hinreichender Grund für sie, sich des Vertrauens würdig zu zeigen. Ihre Sorgsamkeit und Ausdauer, welche das größte Lob verdienen, bilden zugleich eine merkwürdige Ausnahme von dem allgemeinen Charakter des mexikanischen Volkes.

An einem schönen Sommermorgen verließ ein Arriero mit einem beladenen Maulthier die Stadt Chihuahua. Die Ladung seines Thieres war diesmal von einem seltenen Werthe, denn sie bestand außer einigem gemünzten Golde noch aus mehreren Silberbarren. Der Absender derselben hatte alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, und der Maulthiertreiber hatte seine Wanderung ganz in der Stille angetreten, damit der Auftrag, welchen er empfangen hatte, selbst seinen Freunden und Genossen unbekannt bleibe.

Das Geschäft war eilig, und so hatte er trotz des steinigen, sehr beschwerlichen Weges am Ende des ersten Tages schon eine bedeutende Strecke zurückgelegt; denn er selbst war ein frischer und kräftiger Mann, und sein Maulthier durchaus abgehärtet. Gegen Abend hielt er an einem kleinen Rancho, welches nur aus zwei Gemächern bestand und viele Meilen weit das einzige Obdach war. Der ihm wohlbekannte Eigenthümer desselben war ein alter, einsam lebender Indianer, der ihn heute mit ungewöhnlicher Freundlichkeit aufnahm. Nachdem der Maulthiertreiber an einem Holzfeuer, welches auf der Erde brannte, in Gesellschaft seines Wirthes ein aus Chile und Bohnen bestehenden Mahl rasch eingenommen und dann das Maulthier an der Wand seines Gemachs angebunden hatte, streckte er sich auf einige Felle nieder, die sein Lager bildeten, und versuchte von den Mühsalen des Tages auszuruhen.

Nach einer Stunde etwa wurde er plötzlich durch seinen eigenen Namen erschreckt, der in dem andern anstoßenden Gemache, in welchem das Feuer noch immer brannte, mit leisem Ton von mehreren Personen genannt wurde. Als er sein Auge an einen Spalt in der Wand legte, bemerkte er, daß sich in dem zweiten Gemache außer dem alten Indianer noch drei Personen befanden, die eben berathschlagten, wie sie ihn auf die leichteste Art ermorden und berauben könnten. Diese unerwarteten Gäste waren Léperos (Vagabunden) die der Maulthiertreiber sich erinnerte, in Chihuahua gesehen zu haben und die ihm während des ganzen Tages in einiger Entfernung gefolgt sein mußten.

Obschon der Arriero gut bewaffnet war, so war die Zahl der Gegner doch zu groß, um an Widerstand zu denken. Die einzige Thür seines Gemaches führte in die zweite Hälfte des Rancho, wo die entsetzliche Berathung gehalten wurde, und war auf der andern Seite verschlossen worden. Ein Fenster gab es nicht — nirgend war ein Ausweg zur Flucht zu entdecken. Dabei drängte die Zeit, denn es war zu vermuthen, daß die Mörder ihren Angriff nicht lange verschieben würden. Fast schon verzweifelnd sah er in dem Gemach umher — da bemerkte er zu seiner freudigen Ueberraschung in der Strohdecke, welche das Dach bildete, eine kleine Oeffnung. Behutsam erhob er sich vom Lager, stieg auf den Haufen von Fellen, die dasselbe bildeten und griff mit der Hand in die Oeffnung der Decke. Das Dach,

welches nur aus Stroh und Binsen geflochten war, gab nach. Er athmete frei auf, denn jetzt schien seine Flucht nicht mehr unmöglich. Mit größter Vorsicht beseitigte er die weiche morsche untere Bedachung, schwang sich mit ganzer Kraft geräuschlos aufwärts und erreichte glücklich die Lehmmauer, auf deren äußerer Seite er leise hinunterglitt.

Die Dunkelheit benutzend und vertraut mit der Umgegend, schlich er der felsigen Seite des Weges zu bis zu einer Stelle, wo sich in einiger Entfernung von der Hütte mehrere Pfade kreuzten. Hier blieb er stehen, zog ein Pistol aus dem Gürtel und schoß es in die Luft, um dadurch die Aufmerksamkeit seiner Feinde zu erregen und sie aus dem Hause zu locken. Er hatte sich nicht getäuscht, denn eh' er noch das Rancho auf einem Umwege wieder erreichen konnte, sah er zu nicht geringer Freude, daß die ganze Gesellschaft — so schien es ihm wenigstens — die Hütte verließ, um rings umher die verschiedenen Pfade zu untersuchen und die Ursache der unerwarteten Störung zu entdecken.

Als der Maulthiertreiber in die Hütte trat, fand er, daß doch der alte Indianer zur Bewachung des vermeintlichen Gefangenen und seines Gepäckes zurückgeblieben war. Dem entschlossenen Arriero war dies nur ein augenblickliches Hinderniß; denn mit Blitzesschnelle warf er sich auf den überraschten Indianer, hielt ihm mit einer Hand den Mund zu, um sein Geschrei zu ersticken, und stieß ihm mit der andern sein Messer zwischen die Schultern. Hierauf warf er eine Menge Matten auf das Feuer, um es auszulöschen, damit es den Räubern nicht zum Rückweg nach der Hütte leuchte, band sein Maulthier los und trieb es rasch in's Freie, wo er einen Weg einschlug, der, wie er glaubte, nur wenig bekannt sei.

Der Arriero kannte die Gegend so genau, daß es ihm, trotz der Finsterniß, nicht schwer wurde, dem Schauplatz der Gefahr zu entrinnen, und mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte suchte er die Entfernung, die ihn von seinen betrogenen Feinden trennte, so viel als möglich zu vergrößern. Eilig trabte er durch die Stille der Nacht an der Seite seines geduldigen Maulthieres über die rauhen und gefährlichen Gebirgspfade, dem feinen Instinkt seines Thieres vertrauend, der keiner Leitung bedürftig war. Doch auch das beste Maulthier ist vor einem Fehltritte nicht sicher. Das Thier des Arriero strauchelte über einen hervorspringenden Felsblock

und stürzte, indem es seinen Herrn nach sich zog, einen Abhang hinunter. Der Abgrund, in welchen beide fielen, war allerdings nicht tief, allein der Fall war doch so schwer gewesen, daß der Arriero und das Maulthier mehrere Stunden lang betäubt und bewußtlos in der Tiefe liegen blieben.

Dieser Unfall bewährte sich jedoch als ein sehr glücklicher Zufall, dem der Maulthiertreiber seine Rettung verdankte; denn schon waren zwei von den Léperos, die in der Ferne den Tritt des Maulthieres gehört hatten, dem Arriero auf der Spur gewesen und würden ihn wahrscheinlich eingeholt und ohne Gnade ermordet haben, wenn ihn sein Sturz nicht plötzlich ihrer Verfolgung entzogen hätte. In der Dunkelheit eilten sie an der Stelle vorüber, wo er mit seinem Maulthier in den Abgrund gestürzt war, und kehrten bald wieder um, in der Meinung, sich getäuscht zu haben.

Der Morgen brach an, und der Maulthiertreiber und sein treues Thier erwachten allmählig zum Bewußtsein. Es fand sich, daß sie zum Glück mit einigen Quetschungen davongekommen waren. Als sich der Arriero hinreichend erholt hatte, setzte er seine Wanderung fort, bis er endlich in die Nähe der mexikanischen Gebirge gelangte und schon die Zeit berechnete, wann er das Ziel seiner Reise, die Hauptstadt, erreichen würde.

Die mancherlei Windungen, in denen sich der Gebirgspfad längere Zeit hinzieht, machen es dem Wanderer unmöglich, eine größere Strecke vor- oder rückwärts zu übersehen. Gewöhnlich also entdeckt man seine Verfolger erst, wenn es zu spät ist, ihnen zu entgehen. Als sich einmal der Arriero umsah, erblickte er hinter sich in geringer Entfernung eine ganze Schaar verdächtig aussehender, stark bewaffneter Leute. Es war nicht zu verkennen, daß sie Räuber waren, und die Eile, mit welcher sie dem Maulthiertreiber folgten, sowie ihre drohenden Gebehrden verriethen hinlänglich ihre feindlichen Absichten. Schreiend und fluchend kamen sie näher, und befahlen ihm, stehen zu bleiben, wenn er nicht ein Dutzend Kugeln in den Leib haben wolle.

Auch jetzt verließ den Arriero seine Geistesgegenwart nicht. Er machte weder einen Versuch zu fliehen, noch verrieth er die mindeste Furcht, sondern sah den Herbeieilenden mit freundlichem Gesicht entgegen und hob, wie ganz im Einverständniß mit ihnen, die Hände empor. Er erklärte den Räubern, daß er ihre Ankunft sehnlich erwartet habe, um seine reiche La-

bung mit ihnen zu theilen; daß er für das Räuberleben eine besondere Neigung fühle, und vor allen Dingen in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden wünsche.

Diese Worte, welche der kluge Arriero so überzeugend vorzutragen wußte, hatten ganz die beabsichtigte Wirkung; man begrüßte ihn freudig als Genossen und seinen Schatz als eine sehr willkommene Bereicherung der schon vorhandenen Beute. Nach einer lebhaften Berathung wurde beschlossen, das gemünzte Gold, weil dieses tragbar war, vorläufig dem Kapitän zu übergeben, der davon die augenblicklichen Bedürfnisse der Bande bestreiten sollte; die schweren Silberbarren aber sollten dem Rücken des Maulthieres bis zum nächsten Tage anvertraut bleiben, um dann gegen Münze ausgewechselt zu werden. Jubelnd begab sich die Bande, ganz entzückt von einem solchen Fang, mit ihrem neuen Gefährten nach einem Schlupfwinkel im Gebirge, und überließ sich dort einem wüsten schwelgerischen Gelage.

Mit Ausnahme des braven Arriero war endlich die ganze Gesellschaft in einen festen ohnmachtähnlichen Schlaf verfallen, und der Arriero, welcher diesen Ausgang vorausgesehen hatte, beeilte sich, ihn zu benutzen. Vorsichtig nahm er dem Kapitän das anvertraute Gold wieder ab, führte sein treues Maulthier, welches die kostbare Ladung noch immer trug, ganz still aus dem Innern der Höhle und befand sich lange vor Tagesanbruch weit außer dem Bereich der Verfolgung, worauf er endlich, nach so mannigfachen Gefahren, glücklich am Ziel seiner Reise anlangte.

2.

Die Rache des Lépero.

Mit dem Namen Léperos bezeichnet man im Mexikanischen eine der verächtlichsten Volksklassen, eine Vagabundenzunft von Männern und Frauen. Ihrer äußeren Erscheinung nach sind sie im höchsten Grade schmutzig und widerwärtig; ihre Beschäftigung besteht großentheils im Betteln, Spielen

und Stehlen. Wir wollen einige Personen dieser Klasse, wie sie ein englischer Reisender zeichnet, näher betrachten.

Jener Mann, der da so eilig seines Weges geht, hat den ganzen Tag über abwechselnd gebettelt und gespielt, und jetzt, weil es zum Betteln zu dunkel geworden ist, wird er anfangen zu stehlen. Noch vor einer halben Stunde stand er demüthig flehend auf der Straße und rief um Mitleid an für seinen kranken Körper und leeren Magen — jetzt tritt er frech und übermüthig in jene Herberge und legt mit schlauem Lächeln vor einer Anzahl Menschen, die eben so nichtswürdig sind wie er selbst, seine Beute auf den Tisch.

Aber friedlich geht es nicht zu unter solchen Genossen; denn meist sind sie heftig und streitsüchtig gegen einander, besonders beim Spiel. Da blitzen Messer, Stiche und Stöße werden ausgetauscht, und aus den leidenschaftlichen Streitigkeiten und verzweifelten Kämpfen entstehen nicht selten Tumulte.

In ganz Mexiko giebt es keinen trotzigeren, unverschämteren Gesellen, als einen umherstreifenden Lépero, er müßte denn gerade um Almosen betteln.

Man sehe dort jenen elenden Menschen mit gekrümmtem Rücken und boshafter Miene, dessen verbundenes Bein unter der Last seines Körpers zu zittern scheint, während er ächzend und stöhnend einem Vorübergehenden seinen alten Sombrero ausstreckt, um eine milde Gabe zu empfangen. Er läßt nichts unversucht, um das Mitleid zu rühren, er beschwört es bei den Wunden des Erlösers, bei der heiligen Mutter Gottes, bei der Hoffnung auf ewige Seligkeit, bei dem Andenken an Weib und Kind — genug, er ist unerschöpflich, sich durch heuchlerische Worte, die in dem Munde des Nichtswürdigen eben so viel Lästerungen sind, Barmherzigkeit zu erzwingen.

Aber wehe dem, der dennoch vorübergeht, ohne das erwartete Almosen gereicht zu haben! Die Stirn des Bettlers zieht sich in Falten, sein Gesicht verfinstert sich, er wendet sich ab und jetzt ergießt sich ein Strom von Verwünschungen. „Mögen“, ruft er, „alle Furien des höllischen Abgrundes dich verfolgen! Mögen Schlangenzungen und Natterngift dich umbringen! Mögen alle Heiligen des Himmels dich auf ewig verdammen! Möge jedes Labsal dir versagt und der Himmel dir auf ewig verschlossen sein! Mögen Weib und Kind deinen Armen entrissen werden und elend vor deinen Augen umkommen! Möge dein Fleisch dir langsam von den Knochen

faulen, qual- und grauenvoll dein Tod sein und dein Körper unbegraben bleiben!"

So wechselt der verhärtete Bösewicht Bitten und Drohungen, Gebete und Verwünschungen, und es ist ein Glück, daß er außer Stande ist, die letzteren sogleich zu verwirklichen.

Das Leben der Frauen dieser Klasse ist überaus elend und schmachvoll; sie sind an Streit und Kampf so sehr gewöhnt und von so wilder Gemüthsart, daß sie verborgene Dolche bei sich zu tragen pflegen.

Indeß nicht alle Léperos sind in gleichem Grade entsittlicht, und zuweilen findet man doch einen, der unter diesen fast zu thierischer Rohheit herabgesunkenen Menschen eine bemerkenswerthe Ausnahme macht.

In Attakapas diente auf einer der dortigen Prairien, die zur Viehzucht und Weide benutzt werden, ein Lépero als Hirt. Jene merkwürdigen Prairien sind Landstrecken, die aus gefallenen oder herangeschwemmten Bäumen auf Seen, die später ihre Zuflüsse verloren haben, gebildet wurden. Dieser Niederschlag hat allmählig eine feste Oberfläche angenommen, so daß Menschen auf ihnen wohnen, leichte Schuppen und Hütten erbauen und Viehzucht treiben können. Die Bodendecke ist freilich an manchen Stellen so dünn, daß schon durch das Gewicht einiger Ochsen eine zitternde bebende Bewegung entsteht, und diese Eigenthümlichkeit hat ihnen auch den Namen zitternde oder bebende Prairien gegeben. An manchen Stellen, besonders nahe an den Grenzen, sinkt man zuweilen ein und dann bilden sich Vertiefungen und Risse, in die das Salzwasser aus dem mexikanischen Meerbusen mit der Zeit seinen Weg findet.

Der Lépero, von dem die Rede ist, war durch eigenthümliche Umstände hieher verschlagen worden, wo er friedlicher und ehrbarer, also auch gewiß glücklicher als zuvor lebte. Sein Aeußeres war besser als das gewöhnliche seiner Klasse; sein Körper war kräftiger und sein Gesicht weniger abstoßend. Auch die Art, wie er seine furchtbare Geschichte einem Fremden mittheilte, der ihn in jener Gegend kennen lernte, zeigte oft genug, daß er keineswegs ein kaltes und fühlloses Herz besitze.

Die Erzählung lautet:

Es sind jetzt beinah zwei Jahre, Sennor, als ich zum ersten Mal mit meinem ärgsten Feinde zusammentraf. Es war in der Stadt Mexiko

in einem Spielhause, welches von Leuten unserer Klasse häufig besucht wird. Der Zufall machte uns in den ersten Nächten zu Spielgenossen. Er steht mir noch lebendig vor Gesicht. Es war ein kleiner, aber kräftiger Mann, mit feurigen Augen, die vor Zorn fast aus der Höhle traten, wenn ihm das Glück ungünstig wurde.

Er war einer der glücklichsten Spieler in Mexiko, geschickt und schlau; aber zuweilen bediente er sich auch unredlicher Kunstgriffe, in denen er eine große Uebung hatte. Als ich ein paar Tage später im Spiel sein Gegner wurde, konnte ich mich nicht enthalten, ihm sein Benehmen öffentlich vorzuwerfen. Er wies meine Behauptung mit lautem Geschrei zurück und gerieth, als ich sie wiederholte, wahrhaft in Wuth. Den heftigen Worten folgten gegenseitige Herausforderungen, ein Haufen Zuschauer umringte uns, er zog sein Messer und führte einen wüthenden Stoß gegen meine Brust. Ich entging dem Angriffe nur durch eine schnelle Bewegung, und da die Zuschauer sahen, daß ich unbewaffnet war, trennten sie uns, und wir schieden in bitterer Feindschaft mit der Verabredung, uns in der Frühe des nächsten Morgens zu treffen und unsern Streit auszufechten.

Ich suchte mir damals, gegen die Gewohnheit der Léperos, meinen Unterhalt als Lastträger zu verdienen; denn ich hatte ein Weib und zwei Kinder, welche ich zärtlich liebte. Aus diesem Grunde ging ich auch dem verabredeten Zusammentreffen nicht gerade mit angenehmen Gefühlen entgegen.

Obgleich solche Zweikämpfe eine sehr gewöhnliche Sache bei den Léperos sind, so hatten sich doch eine Menge unserer Gefährten an dem Streit im Spielhause so ergötzt, daß sie noch vor uns auf dem Platze waren. Sie schlossen eine Art Kreis für unseren Kampf und erwarteten augenscheinlich mit großer Freude den Beginn desselben. Unsere zerlumpten Serapés um den linken Arm geschlagen, machten wir anfänglich nur sehr vorsichtig entfernte Ausfälle mit unsern Messern; bald aber wurden wir wärmer, und nun bemerkte ich, daß mein Gegner, wie gewandt und erfahren er auch in andern Dingen war, mir doch in Handhabung der Waffe an Kraft und Geschicklichkeit nachstand, während seine sinnlose Wuth meinen Vortheil noch vergrößerte.

Endlich, da er sich leicht verwundet und fast besiegt fühlte, verlor er alle Geduld, ermannte sich zu einem heftigen Angriff und stieß mit aller

Kraft nach meinem Herzen. Zum Glück fing ich den Stoß mit den Falten meines Serapés auf und versetzte meinem Feinde dagegen, noch eh' er Zeit hatte, das Gleichgewicht wieder zu gewinnen, einen tiefen Stich in den Rücken. Er stürzte zu Boden und verlor die Besinnung, eh' seine Freunde die Wunden verbinden oder das herausströmende Blut stillen konnten. Aber in dem Augenblick, als man ihn forttragen wollte, raffte er sich mit der wenigen Kraft, die ihm noch übrig geblieben war, empor und drang wie ein Rasender auf mich ein. Es wurde mir nicht schwer ihn abzuwehren und sein Blutverlust machte ihn auf's Neue ohnmächtig. Als er fortgebracht wurde, kam er wieder zu sich, und warf mir einen Blick zu, einen so von Haß glühenden, daß ich wußte, er würde sich rächen.

Als er von den Folgen der Wunde wieder hergestellt war, verschwand er plötzlich — Niemand wußte wohin, und kaum dachte ich seiner noch, als ich in furchtbarster Weise daran erinnert werden sollte, daß er lebe und mein Feind sei. Eines Abends kehrte ich später als gewöhnlich nach meiner Hütte zurück und war sehr vergnügt über das Glück, was ich gehabt hatte; denn an diesem Tage war mir endlich eine regelmäßige und dauernde Beschäftigung zugesichert worden, von deren Ertrage ich die Meinigen in Zukunft ernähren konnte, ohne zu den bisherigen Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, und mit der Gesellschaft verkehren zu dürfen, in der ich bis jetzt gelebt hatte. Ich träumte von dem Glück, wenn ich mich redlich ernähren könnte, wenn ich sähe, daß auch meine Kinder zu redlichen Menschen heranwüchsen und bildete mir fest ein, Schmach und Elend seien nun überwunden.

In dieser frohen Stimmung näherte ich mich meiner Hütte. Die Dunkelheit und die Ruhe, die mich bei meinem Eintritt empfingen, hatten etwas Befremdendes. Im ersten Augenblick glaubte ich, die Meinigen seien, während sie mich erwarteten, vom Schlaf überrascht worden — doch wie kam es, daß die Thür halb offen stand? Ich zündete Licht an und erkannte rasch die entsetzliche Ursache: mein Weib, meine beiden Kinder lagen in einer Blutlache auf dem Boden, todt mit durchschnittenen Kehlen.

Ich kann nicht sagen, was ich in jener Nacht empfand. Der Schlag der mich getroffen hatte, lähmte meine ganze Kraft. Mehrere Stunden lang lag ich wie betäubt neben den Ermordeten an der Erde; es war mir

als sei es nicht möglich, daß mein Weib, meine Kinder, die ich fröhlich und gesund verlassen hatte, mit einmal so da lägen! Als der Morgen anbrach, erwachte ich aus meiner Erstarrung und erhob mich mit zitternden Gliedern und blutigen Kleidern vom Boden. Aber ich erwachte zum Leben und zur Rache! und als die ersten Sonnenstrahlen in das Gemach fielen auf die Leichen der Schlachtopfer, schwur ich bei Allem, was mir theuer gewesen war, den Mörder ruhlos zu verfolgen.

Mein Unglück schien noch nicht zu Ende, denn noch an demselben Tage schleppte man mich vor den Administrador und beschuldigte mich, mein Weib und meine Kinder ermordet zu haben. Mein wildes verstörtes Aussehen, meine verworrenen Reden und noch mehr, das Blut an meinen Kleidern und meinem Körper schienen ja unwiderlegbar die scheußliche That zu beweisen. Die Versicherungen meiner Unschuld blieben unbeachtet, meine Angaben und Aussagen fanden keinen Glauben, und so wurde ich als der vermeintliche Mörder mehrere Monat lang gefangen gehalten. Endlich führten einige Spuren doch auf den wirklichen Thäter, und obschon er glücklich entkommen war, kam dennoch die Wahrheit an den Tag und man gab mir die Freiheit wieder. Ich traf sofort alle nöthigen Vorkehrungen zu meiner Wanderung, hing einen Sack mit Lebensmitteln über die Schulter, besuchte noch einmal das Grab meines Weibes und meiner Kinder und begann meine Verfolgung.

Mein schlauer Feind hatte hinlänglich Zeit gehabt sich nach einer entfernten Gegend zu flüchten, und lange Zeit durchwanderte ich vergebens ein Stück Land nach dem andern, ohne ihn aufzufinden. Doch diese Schwierigkeiten waren nur geeignet, mich wo möglich noch unermüdlicher zu machen.

Endlich gelang es mir einige Auskunft über den Aufenthalt des Mörders zu erhalten. Als ich etwa funfzig Ligas von dem mir bezeichneten Orte eines Abends durch eine wüste Gegend wanderte, erblickte ich einen Reiter, der langsam vor mir herritt und sich von Zeit zu Zeit so ängstlich und argwöhnisch umsah, daß es mir schien, er müsse das Thier auf dem er ritt, gestohlen haben. Ich kam näher, der Reiter wendete sich um, unsere Blicke begegneten sich — es war der Mörder, den ich verfolgte. Mein Anblick schien ihn wie ein Blitzstrahl zu treffen, so daß er sich kaum

auf dem Pferde zu halten vermochte; dann aber spornte er es zu rasender Eile und war in kurzer Zeit meinen Blicken entschwunden, trotz der äußersten Anstrengung, mit der ich ihm nachrannte.

Ich zerraufte mein Haar vor Wuth, der Schaum stand auf meinen Lippen, und vielleicht hätte mich der unbefriedigte Grimm um meinen Verstand gebracht, wenn mich die Ueberzeugung, nun doch auf seiner Spur zu sein, nicht aufrecht erhalten hätte. Sie rettete mich vor Verzweiflung und gab mir meine Thatkraft und Ausdauer zurück.

Ich hatte manche Meile bereits zurückgelegt, als ich nicht weit von dieser Gegend, in der ich jetzt lebe, erfuhr, ein Mann, der meiner Beschreibung zu entsprechen schien, sei als Vaquero oder Hirt auf der Prairie hier gesehen worden. Kaum konnte ich zweifeln, daß es der sei, den ich suchte. Ich ruhte nicht eher, als bis ich ihn, ohne von ihm selbst bemerkt zu werden, gesehen hatte, da er eben mit einem Manne sprach, den ich für den Capitaz — seinen Brodtherrn — hielt. Es kostete mich nicht geringe Ueberwindung, für diese Nacht noch mein heftiges Verlangen zurückzuhalten. Nachdem ich mein Messer geschärft hatte, legte ich mich auf ein Lager von Strauchwerk und Binsen und bemühte mich die Ruhe zu gewinnen, deren ich so sehr bedurfte; doch vergebens. Kein Schlaf kam in meine Augen, und mein entzündetes Blut ließ mich kaum einen Augenblick nur in der nämlichen Stellung bleiben.

Es war etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang, als mein Feind ruhig aus der Thür seiner Hütte trat, um auf einem entgegengesetzten Theile der Prairie sein Tagewerk zu beginnen. Ich war dicht hinter ihm, aber er hörte meine Schritte nicht. Da berührte ich leicht seine Schulter und zog in dem nämlichen Augenblicke mein Messer. Er drehte sich rasch um, schrie wie ein Wahnsinniger auf, entriß sich meiner Hand und lief davon. Ich verfolgte ihn und jetzt blieb er stehen, denn er sah wohl, daß er mir nicht mehr entrinnen könnte, und ermannte sich zu einem letzten verzweifelten Kampfe.

Diesmal war er kaltblütiger als ich; denn er vertheidigte sein Leben und ich dürstete nach seinem Blut. So kam es, daß der Vortheil anfänglich auf seiner Seite war. Er verwundete mich am linken Arm, der durch nichts geschützt war. Doch auf die Länge konnte er meiner Kraft, welche die Wuth verdoppelt hatte, keinen Widerstand leisten. Ich warf ihn mit

aller Gewalt zu Boden und schloß, mit dem Gedanken an mein Weib und meine Kinder, meine Waffe nur fester in die Hand, um sie dem Schändlichen in's Herz zu stoßen. In diesem Augenblick wurde aber mein Arm plötzlich von einem Dritten ergriffen, und mir das Messer aus der Hand gewunden. Es war der Capitaz, der unsern Kampf aus der Ferne bemerkt hatte und herbeigeeilt war, um ihm ein Ende zu machen.

Doch mit einem Schlage hatte ich den Capitaz zu Boden gestreckt und in demselben Augenblick auch mich meines Messers wieder bemächtigt. Inzwischen hatte sich freilich auch mein Gegner wieder erhoben, und eh' ich Zeit gewann dem Stoß auszuweichen, gab er mir ein Andenken, das ich mit in's Grab nehmen werde. Sein Triumph dauerte nicht lange, denn schon im nächsten Augenblicke lag er unter mir, und ich stieß ihm mit aller Kraft, deren ich mächtig war, mein Messer in die Brust. Der Stoß war so gewaltig, daß sich die Klinge mit dem Heft in seinen Körper bohrte und nicht herauszuziehen war.

Als sich der Capitaz wieder erhoben hatte, erzählte ich ihm meine ganze Geschichte und er fand die Wuth, mit welcher ich meinen Gegner verfolgt hatte, natürlich. Er verband meine verwundete Schulter, die heftig blutete, und dann gingen wir daran, den Todten zu beerdigen. Nachdem wir die dünne Erdkruste bis zu einer geringen Tiefe durchgraben hatten, sahen wir unter uns das Wasser glänzen. Wir beschwerten den Leichnam an Kopf und Füßen mit Steinen und ließen ihn dann durch die Oeffnung in die Tiefe fallen, wo er gewiß sehr bald eine Beute der Fische geworden ist.

Ich mochte nicht, schloß der Lépero seine Geschichte, nach dem Schauplatze meines vergangenen Lebens zurückkehren; ich konnte mich nicht entschließen, mich meinen früheren Gefährten wieder beizugesellen, oder in der Stadt, wo mein Weib und meine unschuldigen Kinder ermordet worden waren, meine Wohnung wieder aufzuschlagen. Ich nahm also das Anerbieten des Capitaz an, statt jenes Elenden in seine Dienste zu treten, und obgleich ich jetzt anhaltender und mit größerer Anstrengung für mein tägliches Brod arbeiten muß, als ich früher gewohnt war, so bin ich doch zufrieden, hier den Rest meiner Tage in Ruhe und als ehrlicher Mann verleben zu können.

3.

Der Sieg der Affen.

Die Affen springen in der tierra caliente (heißen Gegend) von Mexiko, wie ungeheure Vögel in den Waldbäumen herum, und wer sie täglich beobachtete, würde manche komische Geschichte von ihnen zu erzählen haben. Gewöhnlich leben sie in großen Gesellschaften, denn sie scheinen den Umgang mit ihres Gleichen sehr zu lieben. Unerschöpflich sind sie in Streichen und Neckereien, und ihre lebhaften Grimassen, mit denen sie im Scherz oder Zorn, murmelnd und schreiend ihre unermüdliche Beredtsamkeit begleiten, müssen unwiderstehlich zum Lachen reizen. Wenn sie hungrig sind und irgendwo etwas zu essen finden, giebt es unaufhörlich Streitigkeiten, denn jeder will lieber die Vorräthe seines Nachbars als seine eigenen verzehren. Sie haben die Gewohnheit Früchte oder Nüsse, welche sie nicht erreichen können, von den Zweigen herabzuschütteln. Zuweilen bilden sie, während sich einer an einen Baum hängt, und die andern sich wieder an ihn hängen, eine Art Leiter oder Kette; in dieser schwingen sie sich so lange hin und her, bis sie plötzlich durch einen kräftigen Schwung an das jenseitige Ufer eines Flusses gelangen und mit dem unteren Theil der Kettenbrücke sich drüben an einem Baum befestigen.

Eines Abends war ein Affe, der zu einer großen Gesellschaft gehörte, die sich auf den benachbarten Bäumen niedergelassen hatte, mehrere Stunden lang so sehr von den Moskitos belästigt worden, daß er nicht im Stande gewesen war, seine gewöhnliche Ruhe zu genießen. Endlich verlor er die Geduld, gab verzweifelnd jeden weiteren Versuch zu schlafen auf, und entschloß sich dagegen, von seinen Blutsaugern so viele umzubringen, als er erlangen könnte. Indeß die Moskitos umschwärmten und stachen ihn nach wie vor, und je mehr er ihrer tödtete, desto heftiger wurden die Angriffe, bis zuletzt bei Tagesanbruch der Affe seine Gegner bis auf eine kleine Zahl aufgeräumt hatte. Vielleicht im Entzücken über diesen Sieg erhob er sich zu einem kühnen Luftsprung, der aber ein unglückliches Ende nahm, denn der Affe versah es und fiel vom Baume.

Als er auf dem Boden anlangte, sah er die funkelnden Augen einer großen Schlange gierig auf sich gerichtet. Sie lag halb zusammengerollt unter lockerem Gestein, und das aufblitzende Sonnenlicht spiegelte sich in ihren schwarzen, weißen und hochrothen Schuppen. Die Schlange mochte eben nach einem Frühstück lüstern sein und der unglückliche Affe kam ihr daher ganz gelegen. Sie schoß auf ihn zu, umschlang ihn, obgleich er beinah eben so groß war, wie sie selber, und benetzte ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit ihrem Speichel, worauf sie ihn zuletzt in aller Gemächlichkeit und mit Wohlbehagen verschlang.

Dieser Vorgang war von den übrigen Affen auf den Bäumen mit großer Entrüstung beobachtet worden, und kaum hatte die Schlange ihr Frühstück verzehrt, so erhob sich, wie es schien, eine lebendige Berathung unter ihnen, die damit endete, daß sämmtliche Affen in gefahrloser Entfernung von der Schlange auf den Boden sprangen und so viel Steine und Baumzweige sammelten, als sie deren in der Eile habhaft werden konnten. So bewaffnet näherten sie sich ihrer Feindin und schleuderten ihre Geschosse mit ziemlich sicherem Wurf nach Kopf und Körper der Schlange, so daß sich diese, nach einem erfolglosen Versuch, den vordersten Affen zu ergreifen, schleunigst umwandte und nach ihrem Schlupfwinkel flüchtete, einer kleinen Felsenhöhle unter den Schlafstätten der Affengesellschaft.

Die empörte Genossenschaft schien fest entschlossen zu sein, ihren unglücklichen Gefährten zu rächen, wenn sie auch vor der Hand nicht wußte, wie sie es anfangen sollte. Der Versuch, in die Höhle zu dringen und hier dem Gegner keck die Spitze zu bieten, wäre tollkühn gewesen. Nach einer neuen Berathung, lebhaftem Geberdenspiel und bedeutungsvollen Ausrufungen bewaffneten sich einige der Anführer mit noch größeren Knütteln und Stangen, an denen es im Walde durchaus nicht fehlte, näherten sich abermals der Schlangenwohnung, obwohl in schüchterner Entfernung vom Eingang, und schlugen auf die Steine, um ihre Gegnerin aus dem Schlupfwinkel heraus zu treiben. Dann liefen sie mit Geschrei hin und her, und warfen Steine in die Oeffnung der Höhle — aber alles vergebens; denn je mehr sie sich Mühe gaben, ihre Feindin heraus zu locken, desto entschlossener schien sie, ihre belagerte Festung nicht zu verlassen.

Endlich gingen die Affen mit einer fast unglaublichen Schlauheit und

Ueberlegung zu einer andern Taktik über. Einer der größten Affen stellte sich, wie einladend, ziemlich nah an den Eingang der Höhle, während seine Gefährten sich eine kleine Strecke zurückzogen und den Erfolg des Manövers abwarteten. Als die Schlange sich durchaus nicht zeigen wollte, ging seine Kühnheit so weit, daß er noch in geringerer Entfernung schreiend umhersprang. Die Schlange zischte, aber verließ ihren Schlupfwinkel nicht.

Die Erfolglosigkeit ihrer bisherigen Angriffe und Listen schien die Belagerer indeß nur um so mehr anzuspornen, und ihre Freunde und Nachbarn, die sich aus allen Gegenden des Waldes jetzt versammelt hatten, nahmen an ihren weiteren Bemühungen Theil. Sie begannen nun schnell, aber mit größter Vorsicht, nach und nach alle die außerhalb befindlichen Steine wegzuschaffen, wobei sie die schwereren mit gemeinschaftlicher Kraft beseitigten, bis alles hinweggeräumt war. Hierauf brachen sie an der Oeffnung selbst alle lockeren Stücke los, um ihren Zugang zu erweitern und sammelten dann Felsenstücke, um andere damit zu zerschlagen. Auf solche Weise wurde die Oeffnung der Höhle weiter und weiter, bis sich zuletzt im tiefsten Hintergrund der Höhle die schimmernde Haut und die funkelnden Augen der Schlange zeigten. Durch einige Steinwürfe nöthigte man sie, ihren Schlupfwinkel zu verlassen; doch kaum war die Wüthende völlig sichtbar geworden, als wohl an hundert große Steine und Felsstücke ihr entgegenflogen. Sie machte einen Versuch, sich zurückzuziehen, aber im nächsten Augenblick schon war ihr Kopf dermaßen zerquetscht und zerschmettert, daß sie gänzlich hülflos der Gnade ihrer Feinde überlassen blieb. Mit lautem Freudengeschrei wurde sie vollends getödtet, und die Affen schienen großes Vergnügen daran zu finden, ihre Pfoten in die schöne schimmernde Haut eindrücken zu können.

„Es wunderte mich in der That", fügte der mexikanische Erzähler dieser Geschichte hinzu, „daß sie nicht auch ein Feuer anzündeten und aus den Ueberresten des besiegten Feindes sich einen Schmaus bereiteten.

4.

Indianische Schlangenjäger.

Ich war so lange Zeit durch Busch und Wald gewandert, ohne irgend ein Schlangenabenteuer erlebt zu haben, daß ich ganz keck und sorglos geworden war, und über gefallene Baumstämme und an bewachsenen Felsen vorüber so dreist meinen Weg nahm, als ob von Schlangen gar keine Rede mehr sei. Da erhielt ich, als meine Sorglosigkeit ihr höchstes Maaß erreicht hatte, plötzlich eine Warnung, die mich sehr nachdrücklich an die Gegenwart jener gefährlichen Thiere erinnerte.

Eines Tages führte mich mein Weg am frühen Morgen durch einen Wald in der Nähe des Dorfes Suera in der tierra caliente, und da ich die Hitze sehr lästig fand, obgleich die Sonne noch nicht lange aufgegangen war, so war ich froh, langsam und gemächlich einen schmalen von überhangenden Bäumen beschatteten Pfad verfolgen zu können. Mein Maulthier ging mir einige Schritte voraus und blieb hie und da stehen, um seine Nase in ein Grasbüschel oder einen Haufen trockener Blätter zu stecken, die auf dem Boden lagen. Nachdem ich so eine gute Meile gewandert war, erblickte ich endlich jenseit des Waldes das helle Sonnenlicht und beklagte schon, den kühlen Schatten der Bäume so bald zurücklassen zu müssen.

Ich war einen Augenblick auf die Seite getreten, um einen Busch großer purpurrother Blumen zu bewundern, während mein Maulthier acht bis zehn Schritte vor mir zog. Als ich die Blumen genug betrachtet und eben wieder den Pfad betreten hatte, war es mir, als zuckte plötzlich ein Blitzstrahl vor meinen Augen, und ich sah', wie eine prächtige ungeheure Schlange sich um Kopf und Körper meines armen Maulthiers wand. Es war eine schöne mächtige Boa, schwarz und gelb; sie hatte das Maulthier mit ihren Ringen so fest umklammert, daß es schon todt und zermalmt war, eh' es noch Zeit hatte, mehr als einen schwachen Schrei auszustoßen. Der Schweiß trat mir auf die Stirn bei dem Gedanken', welcher Gefahr ich selber ausgesetzt gewesen war. Nur einen Augenblick verweilte ich, um die Bewegungen des Ungeheuers zu beobachten, als es sich wieder aufzuringeln begann, und dann stürzte ich durch das Gebüsch und hielt mich erst für gerettet, als ich dem Walde völlig entronnen war.

Am Abend des nämlichen Tages mußte ich auf demselben Wege zurückkehren; aber ich schlug, als ich den Wald erreichte, wohlweislich einen anderen Pfad ein und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit die in meiner Nähe befindlichen Bäume und Gebüsche. Als ich etwa bis in die Mitte des Waldes gelangt war, vernahm ich einen mehrstimmigen wilden Gesang und sah, indem ich um eine Ecke des Weges bog, eine Anzahl Indianer und Mestizen herankommen, die mit langen Stangen und dünnen eisernen Stäben bewaffnet waren, welche sie, ihren Gesang begleitend, in die Luft schwangen. Ich hielt sie auf den ersten Blick für Räuber, und in dieser Voraussetzung griff ich schon in der Tasche nach meiner alten ledernen Börse, wie ich die Hand eines scheidenden Freundes ergriffen haben würde. Als ich indeß die Leute genauer betrachtete, erkannte ich, daß es Schlangenjäger seien. Diese Leute bedienen sich ihrer langen Stangen dazu, die Beute aufzuscheuchen, und sobald sie zum Vorschein kommt, verstehen sie jene langen biegsamen eisernen Stäbe so geschickt zu handhaben, daß sie mit ihnen augenblicklich die größte Schlange tödten.

Die seltsamen Jäger zogen eine ungeheure Schlange hinter sich her, die sie eben getödtet hatten. Ich betrachtete das Thier näher und fand, daß es dem Ungeheuer, welches am Morgen mein Maulthier verzehrt hatte, sehr ähnlich sah; denn es hatte denselben Kopf und dieselben Augen, dieselben schwarzen und gelben Schuppen und war auch von gleicher Größe. Ich hob die Haut am Halse, die man zerschnitten hatte, auf und erwartete schon, hier vielleicht noch die zottigen unverdauten Ohren meines Maulthiers anzutreffen, allein es war nichts der Art zu bemerken. Freilich konnte es dessenungeachtet die nämliche Schlange sein, die mich am Morgen erschreckt hatte, und in der Erinnerung an mein armes Maulthier überredete ich mich, daß sie es sei.

Der Gedanke an das gute Werk, welches die Schlangenjäger vollbracht hatten, und an die Gefahren, mit denen ihr Beruf verbunden ist, erfüllten mich mit besonderer Theilnahme für diese Leute, deren Gesang mich noch eine gute Strecke auf meinem Wege begleitete. Die Gesänge selbst, die bei solchen Jagdzügen häufig angestimmt werden, verdienen weniger Beachtung, denn ihr Inhalt ist meist roh und nichtssagend.

5.

Die Rinderjäger.

In einem großen Theile von Mexiko wird der Lasso mit so außerordentlicher Geschicklichkeit gehandhabt, daß er selten sein Ziel verfehlt. Die Rinderjäger in den Prairien brauchen einer Heerde nur hinreichend nahe zu kommen, um die schönsten und besten Thiere für ihren Lasso auszuwählen, dann sind sie auch ihrer Beute schon so gewiß, als ob die Felle dieser Thiere bereits auf den Rücken ihrer Pferde lägen und das Fett bereits in Fässern zum Verkauf untergebracht wäre. Diese Jäger ziehen häufig in größeren Gesellschaften aus, so daß auf einem einzigen solchen Jagdzüge oft mehrere hundert Rinder gefangen und getödtet werden. Zuweilen aber sind es auch nur kleinere Partien, sogar nur Einzelne, die nach der Prairie ziehen, um auf eigene Rechnung zu jagen — ohne daß sie Jemand dabei befehligt und ohne daß sie mit irgend Jemanden ihren Gewinn zu theilen brauchen.

Diese Jäger führen ein wildes und eigenthümliches Leben. Oft werden sie durch ungeheure Strecken von aller Behaglichkeit der Heimath, von allen nur einigermaßen zu den Bequemlichkeiten der Cultur gehörigen Dingen getrennt, und ihre Lebensweise ist dann so abenteuerlich und so beschwerlich, als man sich immer vorstellen kann. Ihre Nahrung hängt von dem glücklichen Erfolg ihres Tagewerkes ab, und da große körperliche Anstrengung und die freie Luft sich vereinigen, ihnen den kräftigsten Appetit zu geben, so sind sie in der Befriedigung desselben durchaus nicht wählerisch. Irgend ein gewaltiges Stück eines frisch getödteten Ochsen, das mit der Haut auf einem Holzfeuer gebraten wird, gilt ihnen eine tüchtige Mahlzeit, deren Zubereitung sie nicht lange aufhält. Nur ausnahmsweise wird noch ein wenig Mais oder harter Tortillenkuchen dazu genossen. Die bloße Erde ist ihr geräumiger Lagerplatz, auf dem sie, ungestört durch lästige Träume und Alpdrücken, sich eines festen Schlafes erfreuen, im Fall nicht die in der Nähe befindlichen Wölfe vor Hunger allzudreist werden. Ihr Obdach ist

der Himmel, wenn nicht zufällig, was freilich selten vorkommt, ein Baum oder eine Gruppe von Bäumen in der Nähe ist.

Die wilden Rinder sind ein zottiges, frei und unabhängig umherschwärmendes Geschlecht. Ein Gemisch von Unschuld und Argwohn, von Dummheit und Wildheit prägt sich in ihren Gesichtern aus. Sie leben so lange friedlich unter einander, als das Futter hinreichend vorhanden ist; doch wenn die Weide spärlich wird, dann freilich richten sie wüthende Blicke gegen einander, die Augen glühen, die Hörner neigen sich, die Schweife heben sich, und unter wildem Gebrüll wird manches dicke Fell durchbohrt, so daß das Blut auf den Boden rinnt. Diese Bisons sind kleiner als die Büffel auf den Prairien des nördlichen Amerikas; sie haben einen etwas magerern dürftigen Körper, kurze Hörner, ein zusammengedrücktes Gesicht und eine ungeheure Fülle von Haaren auf den Schultern.

Ihre zahlreichsten Feinde sind nächst den Jägern die in Mexiko so zahlreichen Wölfe. Diese wüthenden aber feigen Thiere sind von mittlerer Größe und eigenthümlich röthlicher Farbe. In ungeheuern Schaaren verfolgen sie die Heerden häufig Tage lang, laufen heulend neben ihnen her und lauern auf die Gelegenheit, ihre Beute in einem unbewachten Augenblick überfallen zu können. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick in den Prairien, besonders zur Nacht, wenn sich, nachdem fernher ein wüstes Getrampel unzähliger Füße, vermischt mit wüthendem Geheul und lautem Gebrüll, vernehmbar gewesen ist, die dunkeln Gestalten einer Rinderheerde langsam gemessenen Schrittes nähern, während die Schaar ihrer tückischen Gegner sie eifrig verfolgt, und doch, wie begierig nach ihrem Blut lechzend, kaum so viel Muth hat, den Angriff zu wagen. Die wilden Rinder dagegen wissen sich auf eine eben so kühne wie geschickte Art gegen ihre lärmenden Feinde zu vertheidigen. Sie bilden, sobald die Wölfe näher kommen, schnell einen Kreis oder eine ovale Phalanx, in der sie dem eindringenden Feinde auf allen Seiten ihre scharfen Hörner entgegenhalten. Den Ersten, welche den Angriff wagen, wird ein schlimmer Empfang zu Theil; denn die Rinder durchbohren sie sehr gewandt mit ihren Hörnern und schleudern sie dann in die Luft. Freilich kann doch der ungleiche Kampf nicht lange dauern, denn während die ersten Wölfe den Lohn ihrer Verwegenheit bezahlen, entstehen ganz unvermeidlich in der Schlachtordnung Lücken, diese

Oeffnungen werden rasch von andern Wölfen benutzt, die in den Haufen eindringen und sich so fest an die Seiten und Glieder ihrer Opfer hängen, daß sie nicht wieder abzuschütteln sind. Das gewöhnliche Ende davon ist, daß ein Theil der harmlosen Heerde ihren grausamen und feigen Gegnern zum Opfer wird.

Den eigentlichen Beweggrund, der die Rinderjäger veranlaßt, diese Thiere zu verfolgen und zu erlegen, geben die Felle, die einen beträchtlichen Handelsartikel bilden, so wie die Fetttheile, die man gleichfalls für den Verkauf in Fässer einschmilzt.

„Deinen Segen, ehrwürdiger Vater“, sprach einer dieser Jäger zu einem Priester in einem der nördlichen Dörfer — „deinen Segen, ehrwürdiger Vater, und den Segen unserer heiligen Jungfrau für mein Unternehmen. Ich habe Zio binnen zwei Tagen so viel Felle versprochen, als mein Pferd nur tragen könne, und bin jetzt im Begriff, aufzubrechen, damit ich bei Sonnenuntergang Red-Point in der Prairie erreiche und mit dem Anbruch des Tages mein Werk beginne. Gieb mir also deinen Segen für meine Reise, ehrwürdiger Vater.“

Der Priester murmelte ein Gemisch von lateinischen und spanischen Worten über ihn, und hierauf trat der Jäger, muthbeseelt und voll Zuversicht, daß seine Jagd glücklich und erfolgreich enden werde, die Reise an.

Da er sein Pferd zur größten Eile anspornte, so gelangte er noch vor Sonnenuntergang an den Saum der Prairie, und eh' die Sonne am Horizont versank, hatte er den bezeichneten Punkt erreicht.

„Red-Point“ war der Name einer Stelle, an welcher der Boden eine ungewöhnlich rothe Färbung hatte; als jetzt die Sonne ihre letzten glühenden Strahlen auf die Erde warf, empfing dieser röthliche Schein eine solche Lebhaftigkeit, daß man ihn für den Spiegel einer Wasserfläche hätte halten können, der die glänzende Atmosphäre zurückstrahle. Der Jäger ließ seine Blicke eine Zeit lang auf dem eigenthümlichen Schauspiel weilen, doch keineswegs etwa, weil ihn die Schönheit desselben anzog, sondern, um danach zu beurtheilen, wie stark die Hitze am folgenden Tage sein werde. Hierauf wendete er seinen Blick langsam nach Osten, dann nach Norden, endlich wieder nach Westen und beobachtete genau jeden Gegenstand, der ihm hierbei von seinem Standpunkte bis zum Horizont bemerkbar wurde.

Durch seine Beobachtung vollständig befriedigt, führte er sein Pferd unweit davon nach einer kleinen Vertiefung, in welcher einige Bäume standen, band es an einen der Stämme und suchte bei Einbruch der Nacht einige Schritte davon einen grasigen Winkel, wo er sich selbst zur Ruhe legte.

Nachdem er mehrere Stunden fest und ruhig geschlafen hatte, umfing ihn ein gräßlicher Traum, der seine Sinne ängstigte, und in welchem er ein entsetzliches Geheul zu hören meinte. Da erwachte er plötzlich zitternd und schauernd. Ruhig glänzten die schönen Gestirne über seinem Haupt, aber die furchtbaren Töne, die er im Traum vernommen hatte, schienen noch immer in der Wirklichkeit nachzuhallen. Ganz in der Nähe hörte er ein schauerliches durch alle Nerven gehendes Geschrei und Geheul — doch jetzt vernahm er einen Ton, der ihn vollständig zur Besinnung brachte.

Es war der Angstlaut seines Pferdes, das eine Schaar Wölfe umringt hatte.

Es war zu spät, das arme Thier zu retten. Die vom Hunger getriebenen Wölfe sind zur Nacht von ungewöhnlicher Verwegenheit. Sie hatten sich zahlreich versammelt und stritten sich um jeden Bissen der Beute, denn sie reichte nicht zu, den Hunger der ganzen Schaar zu befriedigen. Mit gereiztem Appetit wandten sich einige von den Wölfen hinweg und näherten sich, während die andern noch um die Gebeine des Pferdes stritten, dem Jäger. Dieser war inzwischen aufgesprungen und hatte die Doppelbüchse, die einzige Waffe, die er außer dem Lasso bei sich führte, mit der festen Absicht ergriffen, sich so lange als möglich zu wehren und sein Leben auf's theuerste zu verkaufen.

Die Wölfe hatten ihn jetzt umringt, aber sie zögerten noch, ihn anzugreifen. Wölfe dieser Art ziehen sich gewöhnlich beim Anblick eines Menschen zurück, falls sie der Hunger nicht zur Verzweiflung treibt. Aber jetzt war es Nacht, sie waren in großer Zahl und das Blut ihrer Beute hatte den Appetit noch gereizt, sie hatten es überdies nur mit einem einzelnen Manne zu thun, und so kamen sie näher und näher, bis der Jäger die Sterne ihrer glühenden Augen funkeln sah, während der Dunst ihres Athems ihn umhüllte. In höchster Aufregung richtete er seine Büchse auf die nächste Gruppe seiner Feinde und schoß. Der Schuß streckte einen der

Wölfe todt zu Boden und verwundete einen zweiten, während die übrigen erschrocken etwas zurückwichen.

Aber dies Schreckmittel wirkte doch nur für wenig Augenblicke; denn als die Wölfe sahen, daß nichts weiter erfolgte, so kamen sie wieder näher. Schon hatten sie ihn wieder dicht umringt und die Lage des Jägers war im höchsten Grade bedenklich, als zu seinem Vortheil dadurch eine kleine Zögerung eintrat, daß die lebenden gemeinschaftlich über ihren so eben getödteten Kameraden herfielen und ihn verzehrten. Diese zweite Mahlzeit brachte eine fast eben so große Verwirrung hervor, wie die erste, und der Jäger benutzte dieselbe, um sich langsam und vorsichtig aus der unmittelbaren Nähe seiner Feinde zu entfernen.

Aber nur zu bald folgten sie ihm auf's neue und jede Schranke zwischen ihm und einem entsetzlichen Tode schien gefallen zu sein. Noch immer zog er sich langsam und halb besinnungslos zurück; jetzt waren sie wieder ganz in seiner Nähe, und jetzt machte einer von ihnen einen Sprung, um ihn anzufallen. Da entladete sich im Kampf der zweite Lauf der Büchse und der glückliche Schuß tödtete den verwegenen Wolf. Hierauf wichen die übrigen wieder zurück und verzehrten, wie vorher, ihren todten Gefährten.

Wenn der bedrängte Mann den tiefen Fluß erreichen konnte, den er zu seiner Rechten schimmern sah, so war noch Aussicht auf Rettung, denn der Jäger war ein vorzüglicher Schwimmer. Die Hoffnung, im Wasser Schutz zu finden, erneuerte seinen Muth; er schrie und wehrte bei jedem Schritt seine Feinde von sich ab und erreichte endlich nach mancher drohenden Gefahr glücklich das Ufer des Flusses. Die Wölfe schienen jedoch die Wichtigkeit des Augenblicks zu erkennen und unternahmen, als er eben im Begriff war, in den Fluß zu springen, gemeinschaftlich einen wüthenden Angriff.

Im nächsten Augenblick war nichts zu erkennen als Schaum und das aufspritzende Wasser, in welches sich der Verfolgte und die Verfolger gleichzeitig gestürzt hatten. Der Jäger hatte sich dadurch, daß er untertauchte, fast dem Bereich der Wölfe entzogen, von denen viele ertranken und todt um ihn herumschwammen. Schon glaubte er der Gefahr entronnen zu sein, denn heulend und zähneknirschend sah er eine Menge seiner Feinde

am jenseitigen Ufer stehen, als er sich plötzlich von zwei Thieren gepackt fühlte, die größer und kräftiger als die übrigen waren. Ihre Zähne schlossen sich fest in seinem Fleisch und trotz aller verzweifelten Gegenwehr wurde er allmälig in's Wasser hinabgezogen. Vergebens faßte er mit aller Kraft der Verzweiflung ihre Kehlen; aber sie wollten ihre Beute nicht aufgeben, und schon färbte sich der Fluß mit seinem Blute. Plötzlich verlor der kleinere der beiden Wölfe seinen Halt, wurde vom Strom hinweggeführt und ertrank.

Jetzt hatte es der Jäger nur noch mit einem Gegner, einer großen Wölfin, zu thun. Er rang verzweiflungsvoll sich von ihr zu befreien, doch umsonst; da bemerkte er in ihren Bewegungen eine gewisse Steifheit, die er vorher nicht wahrgenommen hatte, und als er seinen Arm noch einmal ausstreckte und seine Hand auf ihren Kopf und ihre Schnauze legte, entdeckte er, daß sie todt sei. Dennoch zog ihn ihr Gewicht noch immer niederwärts, eine Ohnmacht überfiel ihn, und er versank unter die Oberfläche des Wassers, während der todte Wolf ihn noch immer gepackt hielt. Durch die heftige Bewegung, welche das Untersinken beider Körper im Wasser verursachte, wurde glücklicher Weise der Jäger von seiner Last befreit, er erhob sich wieder zur Oberfläche und indem sein Kopf an eine scharfe Felsenkante getrieben wurde, kehrte auch das Bewußtsein zurück. Er öffnete die Augen, nahm seine ganze Kraft zusammen und erklomm endlich völlig erschöpft das Ufer. Bei den ersten Strahlen des friedlichen Morgenlichtes erkannte er den ganzen Umfang der Gefahr, in der er geschwebt hatte: am jenseitigen Ufer sah er die letzte Schaar seiner blutgierigen Verfolger von dannen ziehn und dankte, die Hände faltend, dem Himmel inbrünstig für seine Rettung.

Er verband sodann seine Wunden mit einigen Leinwandstreifen, die er von seiner Kleidung abriß, und trat den Rückweg nach dem Dorfe an, welches er ohne Pferd und ohne Häute völlig erschöpft am Abend erreichte. Der Händler Zio wollte dem Abenteuer des Jägers keinen Glauben schenken und behauptete, daß dieser wahrscheinlich sein Pferd und seine Häute unterwegs an einen andern Kaufmann veräußert habe — während der Priester dagegen dem Jäger unaufhörlich einprägte, daß er sein nächt-

liches Mißgeschick durch seine eigene sündliche Vernachlässigung herbeigeführt habe, indem er sich am Red-Point neben seinem Pferde schlafen gelegt, ohne vorher sein Abendgebet an die heilige Jungfrau verrichtet zu haben.

6.

Schicksale eines Alcalden.

In einem Hause mit mir wohnte ein alter Herr mit freundlichem Gesicht und silberweißen Locken, der vormals das Amt eines Alcalden bekleidet hatte; derselbe theilte mir auf meinen Wunsch nachfolgende Geschichte mit, die als ein Beispiel dienen kann, welchen Schicksalen die Bewohner entlegener Bezirke dieses Landes noch gegenwärtig ausgesetzt sind.

Ich war, begann er, so zu sagen ein kleiner Statthalter eines kleinen Bezirkes in der Nähe von Zonoma, wo ich viele Jahre meines Lebens zugebracht habe. Ich hatte Weib und Kinder, die ich liebte und genoß in ihrer Mitte eines ruhigen Glückes. Auch legte mir mein Amt keine beschwerlichen Verpflichtungen auf, denn ich hatte nichts weiter zu thun, als meine eigene Hazienda zu verwalten und nach meinem Gutdünken die erforderliche Gerechtigkeit zu handhaben. Das waren Tage voll Glück und Sonnenschein! Die Heerden vermehrten sich und der Boden belohnte reichlich die geringe Mühe, die uns sein Anbau kostete. Wir kannten nur eine Besorgniß — die vor den Angriffen räuberischer Indianer, denen das Dorf ausgesetzt war. Diese Furcht ließ uns beständig auf unserer Hut sein. Ich hatte freilich die Indianer stets freundlich behandelt, aber ich wußte auch, daß ihnen durchaus nicht zu trauen sei.

In dem Dorfe lebte noch ein vermögender Mann, Namens Pablo, der sich dahin zurückgezogen hatte und hier mit den Seinigen einen ganz glücklichen Haushalt führte. Täglich vermehrte sich sein Besitzthum, und als einige seiner Dienstleute krank wurden, reichten seine Hirten kaum hin, um seine Heerden gehörig zusammenhalten zu können.

Sein zunehmender Reichthum und die große Sorglosigkeit, der er sich in Betreff seiner Sicherheit überließ, reizten die Indianer unwiderstehlich, so daß sie in einer unglücklichen Stunde den Entschluß faßten, sein Eigenthum zu überfallen. In einer mondhellen Nacht wurde Pablo durch einen ganz ungewöhnlichen Lärm in seinem Gehöft erweckt, und als er hinaussah, hatte er gerade nur noch Zeit zu erkennen, wie eine große Zahl seiner schönsten Rinder von mehreren Indianern fortgetrieben wurden. Don Pablo war indeß nicht der Mann, einen solchen Diebstahl ungestraft hingehen zu lassen; er setzte daher fast den ganzen Bezirk in Bewegung, stellte sich an die Spitze einer Schaar kampftüchtiger Leute und begann mit Tagesanbruch die Verfolgung der Räuber. Gegen Mittag erreichte er sie, jagte ihnen nach einem hartnäckigen Gefecht, in welchem mehrere der Indianer verwundet und zwei von ihnen sogar getödtet wurden, sein Eigenthum wieder ab und kehrte triumphirend damit in das Dorf zurück.

Der ganze Vorfall hätte nichts auf sich gehabt, wenn es dabei geblieben wäre; allein der Tod der Indianer reizte ihre Gefährten zur Rache. Längere Zeit verhielten sie sich ganz still; einmal aber, als Don Pablo abwesend war, benutzten sie die günstige Gelegenheit und erschienen in größerer Zahl, um ihr Rachewerk zu vollbringen. Sie verwüsteten einen großen Theil seiner Besitzung und entführten nicht nur beinah alle seine Pferde und Rinder, sondern gleichfalls sein Weib und seine drei Kinder. Dies war ein harter Schlag für Don Pablo, der an den Seinigen mit großer Liebe hing; besonders war das jüngste Kind, ein schöner Knabe, sein Augapfel. Die ganze Natur des Mannes schien durch diesen Raub wie verwandelt zu sein; Schmerz und Wuth hatten ihn fast zu einem reißenden Thiere gemacht. Er bewaffnete sich, suchte jede nur irgend taugliche Person und Waffe für seinen Dienst zu gewinnen, und verfolgte auf's neue die Spur der Indianer. Er erreichte sie und es kam zu einem zwar nur kurzen, aber entscheidenden Kampfe; Don Pablo eroberte sich seine Heerden und seine Familie wieder, doch mit Ausnahme seines liebsten Kindes, welches ein alter Indianer, um den Verlust seines eigenen Sohnes zu rächen, getödtet hatte.

Auch drei von unsern Leuten waren im Gefecht geblieben; dagegen

fiel von den Indianern eine noch weit größere Anzahl, und außerdem wurden sieben von ihnen als Gefangene hinweggeführt.

Don Pablo gab den unbarmherzigen Befehl, diese Gefangenen zu erschießen, und da dies dem Gesetze ganz gemäß war, so geschah es. Hierauf traf er die nöthigen Anordnungen zum Verkauf seiner Hazienda und seiner Heerden und verließ bald nachher seinen Wohnort, um sich in der Hauptstadt niederzulassen. So entging er der Wiedervergeltung der Indianer, die dafür an den übrigen Bewohnern des Dorfes um so furchtbarer ausgeübt werden sollte.

Ich werde nie die Ereignisse jener Nacht vergessen! An dem vorhergehenden Abend hatte ein entsetzlicher von Blitz und Donner begleiteter Sturm getobt — ein vollständiger Orkan. Der Sturm nahte mit so furchtbarer Gewalt, daß er Bäume entwurzelte und fortschleuderte; viele Schuppen und Ställe wurden ihres Daches beraubt, und der Regen ergoß sich in solchen Strömen auf das Vieh hinab, daß es bis an die Knie fast im Wasser stand, während es durch die zuckenden Blitze, welche von Zeit zu Zeit die dichte Finsterniß durchleuchteten, bis zur Wuth erschreckt wurde. Je länger der Sturm anhielt, desto bedenklicher ward auch der Zustand innerhalb unserer Mauern, denn viele Theile unserer Wohnung drohten dem wüthenden Orkane nachzugeben, und mit dem Geheul des Windes, dem Plätschern des Regens und dem Gebrüll der Thiere vereinigte sich noch das laute Klagegeschrei der Frauen und Kinder. Zwei Stunden tobte dieser Kampf mit furchtbarer Heftigkeit, und als er sich endlich zu legen begann, mußten wir die Wirthschaftsgebäude besuchen, um bis zum nächsten Morgen einstweilen die erforderlichen Sicherheitsmaaßregeln zu treffen. So war die Nacht schon ziemlich weit vorgerückt, eh' die zu unserm Hause gehörigen Leute und unsere Nachbarn sich endlich zur Ruhe begeben konnten.

Nach einem kurzen, fieberhaften Schlummer weckte mich ein lautes Pochen an meiner Thür. Schnell stand ich auf und öffnete, da ich eine mir bekannte Stimme vernahm. Es war die eines alten Dieners, der hereinstürzte, aber fast auf der Schwelle zusammenbrach. O Sennor, rief er, wir sind verloren! Die Indianer sind da, zahlreicher als je; sie haben die Gebäude umringt und sind eben damit beschäftigt, sie in Brand zu stecken.

Ich sprang an's Fenster und sah hinaus. Die Nachricht war nur allzuwahr. Aus allen Häusern drang das entsetzliche Kriegsgeschrei vermischt mit verzweifeltem Hülferuf. Ueberall stiegen Rauchwolken empor, und schon vernahm man deutlich ein furchtbares Zischen und Krachen. Ich verlor den Muth, mein Kopf fiel auf eine Fensterbank und einen Augenblick war mein Bewußtsein ganz geschwunden.

Aber ich wurde bald wieder erweckt durch eine schwere Hand, welche mich an der Schulter packte. Da die Flammen, welche draußen loderten, die Gegenstände im Innern des Gemaches selbst undeutlich machten, so glaubte ich, es sei mein Diener und sagte, noch halb betäubt: Juan, hol' alle Waffen, die im Hause sind, wir wollen unser Leben wenigstens theuer verkaufen.

Der Alcalde! rief eine tiefe Stimme hinter mir, und zugleich packte mich jene Hand mit furchtbarer Wuth am Halse. — Der Alcalde! der Alcalde!

Dem Ersticken nahe drehte ich mich um und gewahrte einen großen kräftigen Indianer, der hinter mir stand und, während seine Rechte mit furchtbarer Entschlossenheit meinen Hals umklammert hielt, mit der Linken nach einem Messer suchte, das ihm entfallen war. Eh' er seine Waffe noch vom Boden wieder aufnehmen konnte, sprang ich empor und versuchte mit aller Kraft der Verzweiflung mich aus der Gewalt seiner Faust zu befreien. Wir rangen Beide mit aller Anstrengung, deren wir fähig waren; doch seine Kraft hielt länger aus als die meinige, und schon war ich, gänzlich erschöpft, im Begriff mich zu ergeben, als die Hand, die sich so eisern um meinen Hals gelegt hatte, plötzlich schlaff wurde, und mein Gegner taumelnd zurücksank. Der Indianer war von hinten erstochen worden, von der Hand meiner Frau, die sich kaum von der ersten Betäubung des Schreckens erholt hatte, als sie muthig und gerade noch zur rechten Zeit zu meinem Beistand herbeieilte. Wir ergriffen unsere Kinder und stürzten aus dem Hause, um den Flammen zu entgehen; wir geriethen aber sofort in die Hände unserer Feinde, die uns draußen erwarteten. Man band uns die Hände und schleppte uns nach einem Platze, wo sich bereits die meisten unserer Freunde und Nachbarn in gleichem Zustande wie wir befanden.

Inzwischen hatten die Flammen hinter uns weit und breit um sich gegriffen. Durch die Wirthschaftsgebäude waren die Wohnungen in Brand gesteckt worden, und von hier aus hatte sich das Feuer einer nahestehenden Gruppe schöner Bäume mitgetheilt; da diese zugleich den Anfang eines tiefen Waldes bildete, so ließ sich noch gar nicht bestimmen, wo die Flammen ein Ziel finden würden. Es war ein grauenhaftes Schauspiel als sie knisternd emporloderten und in weitem Umkreise die nächtliche Gegend erhellten! Sie waren bestimmt noch das gräßliche Schicksal zu beleuchten, das uns erwartete."

Die Indianer sonderten ihre Gefangenen in zwei Abtheilungen; die eine, welche aus mir und den rüstigsten Männern bestand, beschlossen sie mit sich zu nehmen; aber die andere Gruppe, welche die alten Männer, alle Frauen und Kinder umschloß, mordeten sie ohne Barmherzigkeit.

Drei Tage und drei Nächte mußten wir, gebunden und vorsichtig bewacht, die Indianer begleiten, die unsere Heerden gemächlich vor sich hertrieben. Am vierten Tage gelang es Einem von uns, den Strick, mit welchem er gefesselt war, heimlich zu lösen und während der Nacht noch einigen seiner Gefährten denselben Dienst leisten zu können. Zu diesen gehörte auch ich.

Als sich unsere Feinde auf ihre Decken zur Ruhe niedergestreckt hatten, überwältigten wir den Indianer, der uns bewachte und ergriffen die Flucht. Nach unzähligen Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen erreichten wir endlich die Hauptstadt, wo ich seitdem in größter Zurückgezogenheit und so zufrieden lebe, als es die Erinnerung an die Vergangenheit gestattet.

7.

Die Entenjagd.

Die mexikanischen Flüsse sind größtentheils unbedeutend und zu seicht, um Schiffe zu tragen. In dürren Gegenden trocknen sie zuweilen gänzlich aus, bis sie durch die heftigen Güsse in der Regenzeit wieder Nahrung erhalten. Selbst die Hauptströme sind häufig so schlammig und enge, daß sie nur an ihren Mündungen, wo sie sich vor ihrer Vereinignng mit grö-

ßeren oder kleineren Seen erweitern, befahren werden können. Diese Seen erhöhen indeß in hohem Grade den Reiz der Landschaft und ersetzen in vielen günstig gelegenen Distrikten die Stelle der Flüsse. So liegt in der Gegend zwischen der Venta de Cardova und der Hauptstadt im Thale von Mexiko der vulkanische Pfad zwischen den großen Seen Chalco und Tezcuco, deren Wasser und mannigfaltige Gestade, und deren am Ufer sich hinziehende Sümpfe mit ihren befiederten, im Schlamme nistenden Bewohnern dem Reisenden einen unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung gewähren, während sie andererseits den armen Bewohnern der Nachbarschaft auf verschiedene Weise Nutzen bringen.

Auf den Niederungen, die sich unweit der Stadt Mexiko nördlich von derselben ausbreiten und hier und da mit einem weißen Salzniederschlage bedeckt sind, erblickt man unzählige wilde Enten, von denen täglich eine ungeheure Menge erlegt werden. Diese Jagd hat manches Eigenthümliche. Man bedient sich dabei der furchtbarsten Vogelflinte, die nur gedacht werden kann. Es werden nämlich mehrere Musketenläufe auf einem starken hölzernen Schaft befestigt — ja zuweilen werden gleich mehrere Schafte und Läufe zusammengebunden — und eine solche Höllenmaschine streckt mit einer Ladung einen ganzen Schwarm wilden Geflügels nieder. Oft ziehen die Bewohner dieser Gegend schaarenweise aus, um wilde Enten zu erlegen, denn ihr Lebensunterhalt ist großentheils von der Ausbeute ihrer Jagd abhängig.

Ich hatte einst Gelegenheit, mich einer solchen Jagdparthie anzuschließen, die weit in's Land hinauf nach den Ufern eines kleinen Sees ging. Ein seichter Fluß, der kaum den Namen eines solchen verdiente, ergoß sich in diesen See, dessen Ufer wir bis dahin verfolgten, wo sich unserer Jagdlust die erwartete Beute darbieten sollte.

Unsere Gesellschaft bestand aus acht Personen. Der Hund, der uns begleitete, war ein Geschöpf ganz eigenthümlicher Art, wie es in andern Ländern so leicht nicht vorkommen wird. Es war weder ein Vorsteh- noch ein Hühnerhund, er vereinigte aber die klugen Eigenschaften aller; er war größer als die gewöhnliche Gattung dieser Geschöpfe und ging sogar auf zwei Beinen aufrecht — mit einem Wort, es war ein Schwarzer, ein mexikanischer Zambo! Dieses arme verachtete Menschenkind fühlte sich über-

aus glücklich, eine solche Jagdgesellschaft für einen kleinen Lohn und einen Theil des Jagdertrages, wie er gewohnt war, in der Eigenschaft eines Hundes begleiten zu können. Der Scharfsinn, womit er das Wild gerade im rechten Augenblicke aufjagte, ausdrucksvolle aber stumme Zeichen gab und die geschossenen Vögel auflas, war in der That sehr merkwürdig. Es empörte mein Gefühl, einen Menschen zu einem solchen Dienste verwendet zu sehen, aber ich hatte keine Befugniß mich einzumischen, und der Schwarze selbst würde mir vielleicht am wenigsten gedankt haben, wenn ich ihn in der Ausübung seines hündischen Dienstes hätte stören wollen.

Der Schutzherr des Zambo war ein dürrer ausgetrockneter halbblütiger Spanier, Namens Stiazza, mit ungeheuer langem Haar und eben so langem Schnurrbart, vergelbtem Gesicht und schlanken, gelenkigen Gliedern. Er hatte nur ein Auge, das andere hatte er auf der Jagd durch einen unglücklichen Zufall eingebüßt. Er war fast ganz in Leder eingehüllt; sein breiter Hut, seine kurze runde Jacke, seine Beinkleider — kurz Alles war von Leder, und es bedurfte keiner großen Einbildungskraft, um daran zu glauben, daß seine Haut ebenfalls von Leder sei. Nur die Macht der Gewohnheit konnte dem Mann eine so schwere Kleidung in solcher Hitze erträglich machen. Dieser Stiazza nun war Eigenthümer einer aus neun Läufen bestehenden Schießmaschine, der er den Namen Don Bolo gegeben hatte. Für diesen Bolo hatte er eine Zärtlichkeit, wie andere vernünftige Menschen für Weib und Kinder, und mit großem Stolz erzählte er von den Heldenthaten, welche damit verrichtet worden waren, wie viele wilde Enten und Wölfe derselbe bereits erlegt und wie oft er das kostbare Leben seines Herrn beschützt und erhalten hatte.

Stiazza's Begleiter, José Pantido, war ein Mestize, dessen Farbe noch ein wenig dunkler war. Er hatte größtentheils in den Prairien und in der Nähe der Seen gelebt. Er war kleiner als sein Gefährte, that aber noch unendlich wichtiger. Seine Schießmaschine hatte fünf Läufe, dagegen befanden sich seine Kleider in sehr zerlumptem Zustande. Dies beeinträchtigte übrigens sein hochfahrendes Wesen keineswegs. Trotz seiner offenbaren Bettelhaftigkeit spielte er vornehm den Gönner der Uebrigen. Er besaß eine überraschende Geläufigkeit in Großsprechereien, und da gab es kein Abenteuer zu Land und zu Wasser, welchem José nicht in eigner Person

beigewohnt hätte. Wenn man ihn seine Heldenthaten erzählen hörte, konnte man kaum begreifen, wie er so vielen schrecklichen Gefahren noch lebendig entgangen sei. Ich bemerkte indeß, daß Stiazza zuweilen einen verstohlenen Blick auf ihn warf, in dem sich Ungläubigkeit und Verachtung deutlich genug aussprachen.

Zwei andere Jäger mit magern und verhungerten Gesichtern, deren Züge einen ziemlich abstoßenden Ausdruck hatten, befanden sich in einem kläglich armseligen Zustande, und der Ausfall der Jagd war von besonderer Wichtigkeit für sie, denn ihre Familien waren, wie ich erfuhr, nahe daran Hungers zu sterben. Ihre zerrissenen Kleider und ihre abgezehrten Gesichter verriethen hinlänglich das Vagabundenleben, welches sie führten.

So war der Vortrab unserer Gesellschaft beschaffen; die drei noch übrigen nachfolgenden Jäger, denen ich mich anschloß, sahen um einige Grade achtbarer aus, und machten, gleich mir, diese Partie nur zum Vergnügen mit. Sie waren mit zwei Gewehren und einer aus mehreren Läufen bestehenden Maschine bewaffnet und trugen, wie ich, weite Serapés und hohe lederne Stiefeln und Beinkleider. Was mich betrifft, so bestand meine Waffe nur aus einer gewöhnlichen Vogelflinte.

Wir verfolgten unsern Weg gemeinsam längs des Flusses, bis wir den See erreichten. Die Sonne stand hoch am Himmel, und die von ihren Strahlen beleuchtete Wasserfläche erschien so glänzend, daß auch das stärkste Auge ihren Anblick nicht auszuhalten vermochte. Als wir eine gewisse Stelle am Ufer erreicht hatten, die besonders sumpfig war, begann unser schlauer Zambo die Ohren zu spitzen und ganz das wichtige und kundige Wesen anzunehmen, wie es unter diesen Umständen ein vierbeiniger Stellvertreter gezeigt haben würde. Als bald nachher in der Ferne einige undeutliche Punkte auf dem Sumpfe sichtbar wurden, gab er uns ein Zeichen, stehen zu bleiben, worauf er geräuschlos weiter lief, wieder stehen blieb, wartete, und uns aufforderte, ihm in der nämlichen Weise zu folgen.

Sobald wir uns an seiner Seite befanden und die drei Höllenmaschinen nebst sämmtlichen Flinten in Bereitschaft gesetzt waren, lief Zambo laut schreiend und in die Hände klatschend voraus, und augenblicklich flog auch ein Schwarm wilder Enten auf, der so groß war, daß er mehrere Minuten die Luft um uns her zu verdunkeln schien. Krachend entluden sich jetzt

die Höllenmaschinen und Flinten — der größte Theil des Entenschwarmes flog fort, und Zambo eilte voraus, um die getödteten und verwundeten Vögel aufzusammeln. Unsere hungrigen und zerlumpten Gefährten steckten eine ganz hübsche Anzahl von Vögeln ein, obgleich viele derselben dermaßen zerschossen waren, daß sie für diese Leute selbst keinen Werth mehr haben konnten.

Still und langsam setzten wir unsern Weg fort, um einen zweiten Schwarm aufzutreiben. Wir befanden uns jetzt an einer Stelle des Ufers, auf der nur einige verkrüppelte Bäume wuchsen, und wo der Boden noch zehnmal schlüpfriger und schlammiger war als vorher. Schwankend und bei jedem Schritt tief einsinkend verfolgten wir unsern Weg über den Sumpf, und unter Lachen mußten wir uns gegenseitig alle Augenblicke die Hand reichen, um uns herauszuhelfen. Auf ein Zeichen, das uns der Zambo gab, blieben wir endlich wieder stehen, wogegen er mit den Händen klatschend und unter lautem Halloh vorauslief. Es erhob sich ein zweiter Schwarm wilder Enten, unter welchem eine neue Ladung wiederum eine furchtbare Verheerung anrichtete. Die Jäger begrüßten diesen guten Erfolg mit lautem Freudengeschrei und priesen ihn als einen glänzenden Beweis ihrer Geschicklichkeit. Zambo war am lautesten in seinem Beifallsrufen und ganz unermüdlich, die geschossenen Enten einzusammeln.

Ich hatte mich mit zwei meiner Gefährten seitwärts gewandt, um den See zu betrachten, der sich hier in bedeutender Ausdehnung vor unsern Blicken öffnete. Nachdem wir einige Minuten in diesem Anblick hingebracht hatten, beeilten wir uns, unsre Gefährten wieder einzuholen, die inzwischen eine andere Richtung eingeschlagen hatten. Als wir an die Stelle kamen, wo auf den zweiten Entenschwarm geschossen worden war, kam es uns vor, als riefen uns die Stimmen der Vorausgegangenen, so daß wir unsere Schritte beschleunigten. Nachdem wir aber die Bäume erreicht hatten, schien unerklärlicher Weise dieses Rufen plötzlich hinter uns zu sein. Erschrocken kehrten wir um und lauschten — doch umsonst, es war nichts zu hören. Schon wollten wir, verdrießlich, so gefoppt zu sein, uns wieder auf den Weg begeben, als wir aus dem Schlamme unter den Bäumen einen schwarzen Gegenstand hervorragen sahen. Einer von uns hatte große Lust, aus Spaß dem Dinge eine Kugel zuzuschicken; aber ich fiel ihm in

die Hand, denn in dem nämlichen Augenblick bemerkte ich, daß sich der Gegenstand bewegte. Jetzt erhob sich derselbe noch ein wenig höher aus dem Schlamme und ein menschlicher Kopf wurde sichtbar, während gleichzeitig ein entsetzliches Angstgeschrei an unser Ohr drang. — „Yeogh — yeogh! Todopoderoso! Misericordioso! Yeogh! Yeogh!“ rief der aus dem Schlamm hervorragende räthselhafte Gegenstand.

Wir brauchten diese Erscheinung nur einen Augenblick aufmerksam zu beobachten, so waren wir im Klaren, und unsere Entdeckung ließ uns in ein lautes Gelächter ausbrechen — es war Zambo! Um sich eines eben geschossenen Vogels zu bemächtigen, war er auf einen Baum geklettert, hatte, zu weit sich überbeugend, das Gleichgewicht verloren und war bis über den Kopf in tiefem Schlamm versunken. Sein Schutzherr und seine Gefährten hatten nicht Acht auf ihn gehabt, und ohne unseren Beistand wäre er jedenfalls erstickt. Nicht ohne Mühe befreiten wir ihn sofort aus seiner gefährlichen Lage und genossen dafür den sehr eigenthümlichen Anblick, ihn auf festem Grunde in seinem Kleide von Schlamm sich schütteln zu sehen.

Man trieb noch mehrere Entenschwärme auf, bis endlich eine mehr als hinreichende Jagdbeute zusammengebracht war; ich selbst aber war des Jagdvergnügens schon lange überdrüßig, eh' ich meine Gefährten bewegen konnte, es aufzugeben. Stiazza schien auf seine Höllenmaschine und ihre Thaten noch viel stolzer als vorher zu sein; José Pantido pries noch lebhafter seine eigene Geschicklichkeit und Unerschrockenheit, und die zerlumpten Jäger blickten gierigen Auges auf ihre Jagdbeute, während Zambo, durch sein letztes Abenteuer gewitzigt, mit besonderer Vorsicht ein zweites Schlammbad zu vermeiden suchte.

Da der Abend nahte, so suchten wir uns in einiger Entfernung vom Ufer einen trockenen Platz aus, zündeten ein Feuer auf der Erde an, kochten ein halbes Dutzend der erbeuteten Enten und hielten eine gehörige Mahlzeit, worauf wir uns in unsre Serapés hüllten — das heißt nur die, welche mit einer solchen Hülle versehen waren — und uns zur Nachtruhe auf den Boden legten.

Am andern Morgen begaben wir uns auf den Rückweg, um das Dorf, von welchem wir ausgezogen waren, noch vor Mittag zu erreichen. Die

ganze Gesellschaft befand sich in der heitersten Laune; die Jäger ergossen sich wieder in Lobpreisungen ihrer Waffen, unsere ausgehungerten Gefährten freuten sich, ihre Familien mit einem so großen Vorrath von Lebensmitteln versorgen zu können, und was mich betrifft, so empfand ich ein besonderes Vergnügen bei dem Gedanken, daß mein Aufenthalt in diesem Theile des Landes und unter dieser Bevölkerung seinem Ende nahe. Eine so allgemeine Heiterkeit ergriff Alle, daß wir sogar beschlossen, bei unserer Ankunft von einem Theile unserer Jagdbeute ein prächtiges Gastmahl zu veranstalten.

Aber kaum hatten wir uns den Felsen genähert, die sich auf der Hälfte des Weges erheben, als wir von einem Dutzend bis an die Zähne bewaffneter Räuber umringt und angegriffen wurden. Wir führten wenig bei uns, was sich des Raubes lohnte; aber die Leute waren offenbar in Noth und verschmähten durchaus nichts. Der heldenmüthige José Pantido und der Zambo ergriffen sogleich die Flucht; der letztere entkam auch, wogegen der erstere zu Boden geschlagen und gefangen genommen wurde.

Stiazza und ich versuchten zwar einigen Widerstand zu leisten, wurden aber gleichfalls von der Uebermacht überwältigt. Die Räuber nahmen uns das wenige Geld ab, welches sie bei uns fanden, beraubten uns unserer Serapés, unserer Hüte, unserer Enten und unserer Vogelflinten — ja selbst der Höllenmaschinen — legten uns auf den Boden und banden uns Hände und Füße, so daß wir erst nach längerer Zeit uns unserer Fesseln entledigen und die Reise fortsetzen konnten.

Als wir gegen Abend das Dorf erreichten, konnte Sennor Stiazza nicht genug Worte finden, um seinen tiefen Schmerz und Zorn über den Verlust seines geliebten Bolo an den Tag zu legen; am beklagenswerthesten waren jedoch seine zerlumpten Begleiter, deren verhungerte Gesichter noch sprechender als ihre Worte den Raub beklagten, der ihnen eine Beute entrissen hatte, deren sie gar so bedürftig waren.

VI.

Die Hahnenkämpfe in Central-Amerika.

Gelegenheit zur Zerstreuung bietet sich in San-José selten dar. Kaffeehäuser und öffentliche Belustigungsplätze im Freien existiren hier nicht. Das sehr schlechte Theater ohne Gesang ist nur vom Dezember bis Februar geöffnet. Plumpe Possenstücke und schlechte Uebersetzungen modern französischer Komödien sind am meisten beliebt. Wird auch hier und da eine Tragödie von Calderon oder Lopez de Vega aufgeführt, so ist sie stets von kaum unterdrücktem Gähnen begleitet. Während der Zwischen-Akte gehen Herren und Damen Cigarren rauchend im Vorsaale auf und ab. Höchst selten verirrt sich hierher einmal ein Virtuos vom vierten Range, eine Taschenspieler- oder Gauklerbande. Billard wird nur in einigen düsteren Spelunken gespielt. Kegelbahnen existiren nicht.

San José hat alljährlich ein großes Volksfest im Dezember. Es werden da öffentliche Prozessionen und Maskenzüge veranstaltet. Der Teufel erscheint mit Ketten beladen als populärer Popanz. Einige Hundert Piaster werden mit viel knallenden, aber geschmack- und kunstlosen Feuerwerken verpufft. Bälle und großartige Schmausereien werden veranstaltet, und zuletzt wird ein sogenanntes Stiergefecht gehalten, welches aber im Vergleich zu den berühmten Stiergefechten Castiliens als eine matte Carikatur erscheint. Der schlaffe, indolente, zahme Charakter, der fast der ganzen zweifüßigen Bevölkerung dieses Landes eigen, scheint auch auf die Vierfüßler übergegangen zu sein. Die Hunde des Landes bellen viel, aber beißen nicht, die Tiger greifen den Wanderer nur im Schlafe an, die Stiere lassen sich kaum mit allem Aufwand von Martern und Schreckmitteln zu einiger Wuth reizen.

Populärer als alle Feste und noch ungleich anziehender für die Phantasie der Menge sind in San José die sonntäglichen Hahnenkämpfe. Man kann behaupten, daß der halbe Inhalt der Wochen-Konversation unter der männlichen Bevölkerung dieser Hauptstadt sich um die „Gallos“ dreht.

Die Post von Europa kommt nur alle zwei Wochen einmal an, die „Gaceta" kann demnach nur zweimal Neuigkeiten vom großen Weltschauplatze bringen; doch für alle politischen Dinge, sollte es sich selbst um große Kriege und welterschütternde Ereignisse handeln, hat der Costaricenser so wenig Interesse, daß durchschnittlich kaum Einer unter Hundert die „Sonnabends-Gaceta" in die Hand nimmt und daß unter zehn wirklichen Abonnenten wenigstens neun alle politischen Nachrichten aus Europa überschlagen.

Die Hahnenkämpfe dagegen erfreuen sich einer steigenden Theilnahme von Alt und Jung, von Reich und Arm, von allen Professionen und Schichten der Gesellschaft. Der ärmste Teufel weiß wenigstens einige Realen zu erübrigen, um solche als Wette für die Stärke des einen oder andern turnirenden Hahnes zu wagen. Man erzählt sich die Kämpfe des vergangenen Sonntags bis in die kleinsten Details, man beschreibt Gestalt, Größe und Farbe der tapfersten Hähne vom Kamme bis zur Schwanzfeder.

Die Hahnenkämpfe sind wie Tabak, Branntwein und Pulver ein Monopol der Regierung. Privatpersonen dürfen deren nicht in ihren Häusern veranstalten. Der Hahnenkampfsplatz findet in einem ziemlich schlechten, halbverfallenen Hause der Calle del Carcel Statt. Der Eintritt kostet nur einen halben Realen, aber die Summe, die für jeden Sonntag im Wetten verspielt wird, schlägt man auf 1800 bis 2000 Piaster an. Im Hintergrunde erheben sich die in Stufenreihe folgenden Sitze in der Form einer Tribüne, auf welcher die aristokratischen Zuschauer in Panama- und Pariserhüten, darunter auch die Hauptmatadore der Wetter, Platz nehmen. Man sieht hier einige von den ersten Beamten der Republik und mehrere der vornehmsten Patricier und Kaffee-Plantagenbesitzer. Der eifrigste und nie fehlende Besucher aber dieser Hahnenkämpfe ist Don José Joacquin Mora, Bruder des Präsidenten und General der Armee.

Er gilt zugleich für den raffinirtesten Hahnenkenner und glücklichsten Spieler, und soll schon über 15,000 Pesos in Wetten gewonnen haben. Die meisten und besten Kampfhähne aber bringt Don Juan Baptista Bonillo auf den Kampfsplatz. Die lange hagere, stutzerhaft gekleidete und sauber frisirte Gestalt dieses schon etwas ältlichen Herrn fiel mir unter den

Spielern am meisten auf. Er war immer der Erste, der kam und der Letzte, der ging. Wenn ich ihm später auf der Straße begegnete, sah ich ihn immer in Gedanken vertieft. Er dachte sicher an die Hähne und speculirte auf die neuen gespornten Ritter, die er nächsten Sonntag in die Schranken stellen wollte. Plauderte man mit ihm über diesen oder jenen Gegenstand des Lebens, so gab er nur kurze Antworten. Handelte die Conversation von anderen Gegenständen als von Hähnen, so war er immer zerstreut und in Sinnen vertieft. Krähte aber ein Hahn in die Nähe, so wachte er wie aus einem Traume auf und schaute unverwandt nach dem munteren Kämpen, der an irgend einer Straßenecke angebunden war. In einer Schulprüfung, der ich einst mit Don Bonillo beiwohnte, war von Julius Cäsar's Schilderung der Größe und Stärke der Gallier (Galos) die Rede. Don Bonillo, der bisher im tiefen Sinnen gesessen, erwachte bei diesem Namen und fragte seinen Nachbar, zu welchem Preise Don Julius Cäsar diese Galos (Hähne) wohl verkauft habe!

Rings um die Schranken der Arena der Hahnenkämpfe steht und sitzt das barfüßige Publikum, das zwar kein Geld für Sonntagsschuhe, aber doch funkelnde Scudos für die Hahnenwetten hat. Ehe das Zeichen zum Kampf gegeben, ist die Arena von dem Getümmel der Hahnenbesitzer und der Wetter angefüllt. Jeder nimmt ein paar Mal seinen Hahn in die Hand und setzt ihn, blos um den Grad seiner Wuth zu prüfen, gegen einen der angebundenen Kämpfer.

Sobald die beiden zum nächsten Kampfe bestimmten Thiere in den Händen ihrer Herren erscheinen, sind alle Augen prüfend auf sie gerichtet, und der Zuruf der Wettliebenden ertönt von allen Seiten. Der Eine hat in den hochkämmigen, der Andere in den plattkämmigen mehr Vertrauen; der Eine bietet vier Scudos für den schwarzen, der Andere für den weißen an. Gewöhnlich wählt man Hähne von anscheinend gleicher Größe und gleicher Stärke. Der Sporn, die tödtliche Waffe, über zwei Zoll lang, sehr spitzig und schneidend wie ein Rasirmesser, wird an den rechten Fuß gebunden. Bevor die Scheide vom Sporn genommen wird, schwingt man die beiden Hähne gegen einander und rupft ihnen einige Federn aus dem Halse, um sie in Wuth zu bringen. Darauf ertönt vom Stuhle des Kampfrichters die Klingel, als Zeichen des beginnenden Tur-

niers. Die Zuschauer entfernen sich aus der Arena, und man hört die letzten Rufe der wettlustigen Individuen: Einen Scudo, zwei Scudos! Eine Quarte! Eine Unze! Oft wenn der Kampf schon begonnen, werden noch einzelne Angebote gemacht.

Die Hähne stehen jetzt mit entblößtem Stahlsporn in der Mitte der Arena. Ihre Taktik ist verschieden. Manchmal springen sie sogleich in ungemeiner Kampfeshitze wüthend mit gesträubten Halsfedern auf einander los. In den meisten Fällen nähern sie sich langsam und behutsam, picken mit den Schnäbeln in den Boden, betrachten den Gegner nur von der Seite und suchen ihm nur allmälig näher zu rücken und jede Blöße zu benutzen. Manchmal auch zeigen sie gar keine besondere Begierde, beiderseits anzubinden, sondern blicken scheu auf das Publikum und werden dann von ihren Besitzern wiederholt an den Schwänzen gefaßt und gegen einander gereizt. Hat der Kampf aber einmal begonnen, so benehmen sie sich in der Regel äußerst tapfer. Schon nach wenigen Secunden ist der eine oder der andere durch einen Spornstreich verwundet. Er setzt mit vermehrter Wuth den Kampf fort.

Oft bluten beide und kämpfen mit zerschnittenen Gliedern und ermattet vom Blutverlust noch auf dem Boden liegend weiter. An Muth sind sie in der Regel gleich; Gewandtheit und Glück sind verschieden. Nach fünf Minuten knickt gewöhnlich schon einer der Hähne tödtlich verwundet zusammen, und der Sieger, wenn gleich selbst blutend und ermattet, giebt dem Sterbenden noch wüthende Schnabelstreiche. Die Streitlust und Tapferkeit dieser Thiere ist bewundernswerth. Keiner lehnt den Kampf ab, wenn er angegriffen wird, und selten ergreift ein verwundeter Kämpfer die Flucht, wenn er auch die Tödtlichkeit seiner Wunde spürt. Selten wird ein Hahn zweimal an demselben Tage in die Schranken geschickt. Als ein bemerkenswerther Charakterzug des Spieles wie der Spieler wurde mir erzählt, daß viele der Wetten auf Credit geschehen, daß man eine solche Spielschuld aber immer als Ehrenschuld betrachtet und das letzte Hemd verkauft, sie zu berichtigen, selbst wenn bei Abschluß der Wette kein Zeuge zugegen war.

VII.

Die Indianer in Californien.

Nach den Höhen der mächtigen Sierra Nevada von Californien hin wohnen die Ureinwohner, die Indianer, in einer Anzahl von einander geschiedener Stämme. Bekanntlich erhebt sich jene Gebirgskette auf 10,000 bis 11,000 Par. Fuß über das Meer, und selbst ihre Pässe sind 8000 bis 9000 Par. Fuß hoch. Zwischen der Sierra Nevada und dem Litorale der Südsee liegen die Goldreviere, welche erst in den letzten Jahren von civilisirten Menschen besucht worden sind. Die Breite von dem Gebirgskamme, welcher eine Länge von sieben Breitengraden hat, bis zur Küste beträgt 30—40 deutsche Meilen. Der westliche Abhang der Sierra Nevada ist vorzüglich der Wohnsitz der Indianerstämme, welche zwischen den pittoresken Felsen und in den tiefen Schluchten leben, die von zahlreichen, dem Sacramento und San-Joaquin zuströmenden Bächen bewässert werden.

Ein französischer Reisender, der vielfach Gelegenheit hatte, mit jenen Indianern zu verkehren und mit ihnen zu leben, entwirft folgende Schilderung ihrer Sitten und Lebensweise:

In Europa glaubt man, daß die Sitten der californischen Indianer schon gemildert seien, und daß sie den Boden kultivirten und einige Handwerke trieben. Das ist aber unrichtig; sie sind Wilde im eigentlichen Sinne, mit einer Lebensweise, welche der Civilisation ganz entfernt steht. Einige Indianer, Ausreißer von ihrem Stammvolke, dienen zwar als Knechte bei den Ackerbautreibenden, wodurch ihre Ernährung gesichert ist, man hat dies aber mit Unrecht als einen Grad der Civilisation angesehen. Mit Ausnahme derjenigen Indianer, welche unter einem weißen Häuptling stehen, Savage genannt, und seit einiger Zeit farbige Hemden oder Pantalons tragen, sind sie nur im Kostüme des Menschengeschlechts nach der ersten Schöpfung. Oft, wenn sie, im hohen Grase liegend, die Annäherung von Europäern bemerken, laufen sie wie eine aufgejagte Viehheerde mit einem fürchterlichen Geschrei davon. Seitdem sie mit den Weißen in

näheren Verkehr gekommen, wählten sie gewöhnlich zu ihrem nächsten Chef einen Indianer, der spanisch spricht; sie nennen ihn Capitano. Dieser Capitano pflegt ein alter Ausreißer des Stammes zu sein, den sie früher zum Tode verurtheilt haben würden, welchem aber unter den gegenwärtigen Umständen die Ehre zu Theil wird, sie zu befehligen. Wenn diese Hauptleute mit den Europäern parlamentiren, so sprechen sie dabei zunächst die Versicherung eines guten Benehmens ihres Stammes gegen die Europäer aus, und verlangen dann Galletas (Kuchen) und Aguardiente (Branntwein.) Ungeachtet ihrer friedlichen Versicherung, muß der Europäer doch unausgesetzt auf seiner Hut sein; sonst bleibt er dem Schlimmsten ausgesetzt.

Eine sehr dunkle, fast schwarze Hautfarbe ist bei den Indianern vorwaltend; die Kinder sind nur broncefarben und werden mit vorrückendem Alter dunkler. Die Sonne, der sie stets ausgesetzt sind, verfehlt ihren Einfluß auf den Teint nicht. Manche haben sehr regelmäßige Gesichtszüge, vollkommen dem schönen mexikanischen Typus entsprechend, während Andere wahrhaft zurückstoßende Gesichter besitzen. Letztere suchen sich durch Mittel zu verschönern, welche sie nur noch häßlicher machen. Das Tättowiren ist bei ihnen wenig gebräuchlich; man sieht nur Wenige mit Spuren davon. Sie bohren sich Löcher durch die Scheidewand der Nase und stecken ein bis vier Zoll langes Holz oder einen Knochen hinein. Dieser Knochen wird in der Gestalt eines Stäbchens künstlich bearbeitet und glänzend schwarz gefärbt. Die Ohren werden derselben Operation unterworfen; sie erhalten ein eingeschnittenes Loch, nicht etwa, um durch bewegliche Ohrringe verziert zu werden, sondern ein hohler Knochen wird durchgesteckt und die Höhlung an beiden Seiten mit fächerförmig hervorstehenden Federn gefüllt. Ihre Haare sind ungewöhnlich dick und schwarz. Einige lassen sie lang über die Schultern herunterhängen, Andere binden sie auf dem Kopfe, einem Helme ähnlich, mit rothen Bändern zusammen, was einen eigenthümlichen Eindruck gewährt. Die langen Haare sind ein Zeichen des Mannes; die Kinder und die Frauen tragen nur kurze Haare.

Das erste und wesentlichste Nahrungsmittel der Indianer besteht in Eicheln, welche sie in verschiedener Zubereitung genießen; bald nur grün und roh, und dann werden sie von den Bäumen genommen, ehe sie noch abfallen; bald blos am Feuer gebraten oder gekocht, wie man bei uns die

zahmen Kastanien auftischt, oder auch in Wasser zu Brühe zerkocht, oder zu Brodt gebacken. Die Weiber müssen für die Nahrung des ganzen Stammes sorgen. Von der Jagd leben die Indianer nicht, dazu sind sie zu faul, die Weiber müssen allein arbeiten, und ihren sehr mühsamen Beschäftigungen sehen die Männer nichtsthuend zu. Ueberall findet man die unglücklichen Weiber mit einem Tragkorbe auf dem Rücken umherziehen, um Eicheln von den Bäumen einzusammeln. Wenn sie den Korb voll haben, so kehren sie, gebückt von der Last und auf einen Stock sich stützend, zu dem Lager des Stammes zurück. Die Tragkörbe haben keine Schulterriemen, wie die unserer Bauern, nur am Kopfe der Trägerin sind sie befestigt, wodurch das Fortbringen sehr beschwerlich wird. So beladen müssen die Weiber oft mehrere Stunden Weges zurücklegen; sie sind wahre Packesel. So oft der Stamm seinen Lagerplatz verändert, müssen sie die Vorräthe und die gesammten Habseligkeiten fortschleppen. Die Männer tragen nur ihren Bogen in der rechten Hand und ihren Pfeilköcher von Tigerkatzenhaut an der linken Seite.

Die armen Weiber haben niemals Ruhe. Wenn die Eicheln reif sind, müssen sie solche für das ganze Jahr einsammeln, trocknen und zu Mehl bereiten. Letzteres ist gerade ihre mühsamste Arbeit. Ohne eine Mühle oder irgend eine derartige Vorrichtung verrichten sie jene Arbeit, welche viel Kraft erfordert. Sie graben in den Felsen cylindrische Löcher ein; ein eiförmiger Kieselstein dient dazu so wie auch zum Mahlen des Getreides in den ausgehöhlten Löchern. Die Arbeit dauert drei Monate. Sie arbeiten in Gesellschaft, ohne Schutz vor der brennenden Sonnenhitze und ganz nackt, so daß ihr Körper von dicken Schweißtropfen trieft. Die Eicheln sind sehr nahrhaft, von einer vorzüglichen Qualität und schmecken gar nicht oder nur sehr wenig bitter, je nach den verschiedenen Arten, deren es sehr mannigfaltige giebt. Die einen sind länglich, aber dick, während andere nur die Größe von Wallnüssen haben.

Das Küchengeschirr der Indianer ist ganz von Stroh gemacht, sowohl die Kessel, Casserolen und Schüsseln, wie alle Geräthe, die zum Kochen gebraucht werden. Die Art und Weise, wie diese Kochgeschirre gebraucht werden, giebt allein die Erklärung, wie dies möglich ist. Die Kochgeschirre werden ebenfalls, so wie auch die Tragkörbe, nur von den Weibern ver-

fertigt. Um siedendes Wasser zu erhalten, stellen die indianischen Weiber etwas entfernt vom Feuer ein tiefes Gefäß mit kaltem Wasser; im Feuer machen sie Kieselsteine rothglühend und werfen solche in das kalte Wasser. Die glühenden Kiesel steigern natürlich sehr bald die Temperatur des Wassers in dem Strohgefäße auf den Siedepunkt. Dann gießen sie das heiße Wasser auf Eichelmehl, welches sich in einem ebenfalls aus Stroh gemachten Kessel befindet, und erzeugen durch fortwährendes Rühren darin einen kleisterartigen Brei. Wenn das Mehl zergangen ist, so werfen sie von Neuem glühende Kiesel hinein, um das Sieden zu unterhalten, nachdem sie zuvor die verloschenen Kiesel mit gabelförmigen Hölzern herausgezogen haben. Ihr Eichelbrod wird dann auf dieselbe Weise zubereitet. Wenn der Brei sehr steif geworden ist, so schlagen ihn die Weiber platt zusammen und werfen die so erhaltenen Kuchen wieder in Wasser, welches gleichfalls durch hineingeworfene Kiesel zur Siedehitze gebracht ist. Das Brod schmeckt fad und schwer. Die Eicheln sind nicht die einzige Erndte, welche die indianischen Weiber in sehr mühsamer Weise zu machen haben; sie sammeln nämlich auch die Samen einer in diesen Gebirgen sehr häufigen Grasart, welche unserem Hafer ähnlich sind, und bereiten daraus Brei und Brodt.

Dieses sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Indianer, aber keineswegs die einzigen. Sie sind nämlich auch Fleischesser in einem sehr ausgedehnten Sinne des Wortes. Es ist ein großes Fest für sie, wenn sie Esel, Maulthiere, Pferde und Ochsen stehlen können. Diese Thiere werden dann auf die unbarmherzigste Weise durch Schüsse mit Pfeilen getödtet; der erste Pfeil dringt gewöhnlich bis in's Herz und, wenn er fehlt, doch der zweite; sehr selten erfolgt ein dritter Schuß. So wie das Thier getödtet ist, wird es an einem Baumaste mittelst gedrehter Stricke in die Höhe gezogen. Alle Indianer treten an das todte Thier heran, und stechen mit einem scharfen und spitzen Holze ein Loch in seine Haut, reißen damit das Fleisch auf, und sobald die Oeffnung groß genug ist, beißen sie Stücke mit ihren schönen Zähnen unmittelbar aus dem blutenden Fleische. Die Mahlzeit dieser Art dauert bis zur Sättigung. Alles wird verschlungen mit einer großen Hast in unglaublicher Geschwindigkeit. Haut, Muskelfleisch und Eingeweide. Ob das Thier an einer Krankheit, vom Alter, durch Verwundungen, oder durch absichtliche Erlegung gefallen ist, das Alles macht keinen

Unterschied; es giebt stets eine kostbare Mahlzeit für die Indianer ab. Wie die hungrigen Wölfe, verlassen sie niemals eher die Beute, als bis nur noch die Knochen übrig sind. Die ehemaligen Lagerplätze der Indianer sind daher auch immer mit Knochen übersäet.

Die Indianer nähren sich auch von Salmen. Doch Alles, was lebt und athmet, sagt dem Magen der Indianer zu: Kröten, Frösche, Heuschrecken, Maulwürfe, Mäuse, Klapper- und andere Schlangen. Die Natur hat kein lebendes Wesen, welches für ihren Bauch unwürdig wäre. Alle Thiere werden stets roh gegessen. Schlangen, und besonders Klapperschlangen, sind in Californien sehr häufig. Die Klapperschlangen sind gar nicht furchtsam, sie strecken sich im Staube der Fußpfade der Länge nach aus, und bewegen sich nicht, wenn ein Mensch in ihre Nähe kommt. Wer sie aber berührt, empfängt den tödtlichen Biß. Die Indianer nähern sich ihnen ohne alle Furcht, als wenn diese Schlangen keine Zähne und kein Gift hätten; sie schleichen von hinten an sie heran und zertreten ihnen mit dem Fuße den Kopf. Dieser wird dann mit einem Kieselsteine vom Rumpfe abgeschnitten und letzterer sogleich verzehrt. Uebrigens kennen sie auch verschiedene Kräuter, welche den gefährlichen Schlangenbiß heilen.

Das kostbarste und gesuchteste Gericht der Indianer ist ein Wespennest, und um ein solches auszukundschaften, lassen sie sich einige Mühe gefallen. In Californien giebt es keine Bienen, aber die Wespen sind sehr häufig und vermehren sich schnell, ungeachtet ihnen die Indianer gewaltig nachstellen. Die Wespen sammeln täglich auf dem Boden ihrer cylinderförmigen Gehäuse eine Art Honig, welcher ihren Jungen zur Nahrung dient. Dieser Honig ist vom Bienenhonig sehr verschieden, aber doch sehr gut und ernährt die jungen Wespen so lange, bis sie ausgewachsen sind und das Gehäuse verlassen können.

Die Wespen schwärmen, wie die Bienen, immer fort und fliegen mehrere Stunden weit zum Sammeln ihrer Nahrung. Seltsam ist die Art, wie die Indianer die Wespennester ausfindig machen. Sie kennen ein süßes Fruchtkorn, welches diese Insekten sehr lieben; sie spalten eines dieser Körner und stecken eine leichte weiße Blume hinein. Dieses Korn mit dem Blümchen wird einer Wespe dargereicht, welche augenblicklich damit fortfliegt. Der Indianer verfolgt die Wespe mit seinem scharfen

Auge und läuft ihr nach, bis das betrogene Thierchen seine Beute in das Nest bringt. Dann entgeht dem Indianer weder der Vater, noch die Mutter noch die Kinder der verrathenen Wespe. Er setzt sich auf die Erde nieder und beobachtet die heimkehrenden Schlachtopfer. Er bleibt die ganze Nacht vor dem Wespenneste nackt und unbedeckt auf der Erde liegen. Vor dem Anbruch der Morgenröthe bereitet er sich aber zur Aushebung des Nestes vor. Er steckt dazu ein Bündel Stroh in die Oeffnung des Nestes und macht dann Feuer mit einem ausgesuchten weichen Holze, welches er immer in seinem Pfeilköcher mit sich führt. Es ist Holz von der judäischen Kastanie, welches in abgestorbenen Zweigen lange in der Sonne getrocknet ist. In einen solchen Zweig macht er einen Einschnitt, stemmt den Zweig gegen die Erde und dreht schnell einen anderen Zweig in diesem Einschnitte herum. Ist dieses mit der erforderlichen Schnelligkeit geschehen, so fängt das Holz Feuer. Er steckt damit sehr trockenen Pferdemist an, den er auch zu diesem Gebrauche stets mit sich führt. Mit dem lodernden Pferdemist entzündet er das aus dem Wespennest hervorragende Strohbüschel, und läßt den Rauch und die Flamme des Mistes so lange in das Wespennest, bis dessen Bewohner erstickt sind. Alsdann öffnet er das Nest, nnd verzehrt mit großem Genuß sein Leibgericht.

Ohne Sitten, ohne Religion, ohne Moral, führen die Indianer ein jämmerliches, keineswegs beneidenswerthes, nomadisches Leben. Im Sommer halten sie sich in der Sierra Nevada auf, fliehen die Ebenen und lagern an den Ufern der Waldströme, vorzüglich in denjenigen Gegenden, wo es viele Eicheln giebt. Im Winter steigen sie zum Fuße der Gebirgskette hinab, um dem Schnee der Berge zu entgehen, und hier bauen sie sich Rohrhütten von komischer Gestalt, wie Bienenkörbe. Des Nachts lagern sie sich wie die Schweine übereinander, um sich wechselseitig zu erwärmen. Rückt dann das Frühjahr heran, so verbrennen sie ihre Hütten und wandern wieder in die Berge. Es besteht kein moralisches Band unter ihnen, und die Ehe ist ihnen unbekannt; sie nennen sich Brüder, wenn sie von einer Mutter geboren sind. Einen Monat lang im Jahre, nämlich den Juli hindurch, sind die Weiber frei, und die Stämme entführen sich dieselben wechselseitig; aber auch in diesem Monate, wenn die Weiber Nahrungsmittel für die Männer einsammeln, werden sie von den mit ihren

Bogen und Pfeilen bewaffneten Kriegern begleitet. Nach dem Monat Juli treten sie wieder in ihre alte Bestimmung ein, nur den Männern zu dienen. Die Greise sind sehr geachtet, aber gegen die alten Mütter haben die Indianer keine Rücksichten; sie bleiben Sclavinnen und müssen bis zu ihrer letzten Stunde arbeiten. Uebrigens werden wenige Weiber alt; sie sterben in Folge der Anstrengungen, ehe sie das von der Natur bestimmte Lebensende erreicht haben.

Während der Arbeit legt die indianische Mutter ihr kleines Kind in eine runde und tiefe Wiege, welche sie hoch an die Aeste eines Eichbaumes aufhängt; um das Kind zu nähren, besteigt sie den Baum. Die Wiege ist aus Lianen geflochten; Tannen- und Fichtennadeln bilden darin das Bett des Säuglings, welcher nackt und ohne Decke so lange in dieser Wiege bleibt, bis er gehen kann. Die Sonne, die frische Luft und die stechenden Spitzen der Nadelholzblätter härten den jungen Körper frühzeitig ab, und sobald das Kind laufen kann, giebt ihm ein Greis den Bogen und die Pfeile in seine kleinen Hände.

Wenn ein Indianer stirbt, so wird sein Leichnam gleich von den Hinterbliebenen verbrannt, damit die Feinde ihn nicht zu Trophäen benutzen können. Bei dem Tode eines Häuptlings tritt der Kühnste des Stammes in die Mitte und ruft aus: „Ich bin Euer König!" Erhebt Niemand dagegen seine Stimme, so ist er als solcher anerkannt; haben aber Andere denselben Ergeiz, Häuptling zu werden, so proklamiren sie sich ebenfalls in derselben Weise. Die Prätendenten des Königsthums eröffnen alsdann in der Mitte des Stammvolkes einen blutigen Kampf und endlich tritt der Sieger in die Rechte des Regiments.

In den Sommer- und Herbstnächten machen die Indianer sich eine seltsame Unterhaltung, bei welcher sie vor Lust laut aufschreien. Sie zünden nämlich den Boden an, wenn die Blumen und das hohe Gras auf den Abhängen der Berge von der Hitze vertrocknet sind. Das Feuer, angefacht vom Winde, verbreitet sich bald in langen Streifen, bizarren Windungen und Schlangenlinien, zwischen welchen die hohen Felsklippen hervorragen. Dieser Unterhaltung wird man dereinst die Seltenheit des Holzes in Californien beizumessen haben; denn seit Jahrhunderten sind dadurch diejenigen Holzsprößlinge, welche noch nicht kräftig genug waren, um dem Feuer zu

widerstehen, mit dem Grase verbrannt worden. Nicht selten sieht man hochstämmige Nadelholzbäume, welche äußerlich verkohlt sind; obgleich ihre hundertjährigen Stämme bis zur halben Dicke von der Flamme verzehrt sind, so wachsen sie doch schön grünend fort, gleichsam, als wollten sie dem Feuer der Indianer und der Zeit Trotz bieten. Des Morgens nach einem solchen Brande durchwandern die Indianer die abgebrannten Reviere, suchen und essen die Heuschrecken und Grillen, welche durch die Flamme getödtet worden sind.

Ich sah mehrere interessante Uebungen der Indianer, welche Beweise ihrer körperlichen Gewandtheit gaben. Aufrecht stehend, mit an einander geschlossenen Füßen, warfen sie in senkrechter Richtung Pfeile in eine solche Höhe, daß sie den Augen entschwanden, und fingen dieselben jedesmal beim Herunterfallen mit derselben Hand wieder auf, welche sie in die Luft geschleudert hatte. Auch schossen sie Pfeile ab, die nach Beendigung ihrer bogenförmigen Bahn an einer vorher abgesteckten Stelle niederfielen, ähnlich wie unsere Artilleristen aus dem Geschütze die Bomben in eine zum Ziele bestimmte Tonne werfen. Andere Male stiegen sie wie ein Eichhörnchen auf den Gipfel eines hohen Baumes und befestigten dort ein Papier, welches die von unten abgeschossenen Pfeile selten verfehlten. Sie trieben ebenfalls zu Zweien mit einander ein Kriegsspiel. Sie schossen auf einander mit Pfeilen, wußten diesen aber so geschickt durch Körperwendungen auszuweichen, daß sie niemals getroffen wurden, und die Pfeile nach ihrem Belieben entweder links oder rechts bei ihnen vorbeiflogen. Bei diesem lebhaften Spiel ist ihr Auge voll Feuer, und so schnell wie der Blitz richten sie sich auf oder bücken sich nieder, um dem Pfeile des Gegners auszuweichen.

Die Indianer üben den Kommunismus in dem weitesten Umfange aus, ohne irgend eine Ausnahme. Bei ihnen ist aller Besitz zugleich der Besitz Aller und nichts gehört dem Einzelnen allein. Nach diesem Prinzip nehmen sie alles weg, was ihnen angenehm erscheint, und glauben dabei im Rechte zu sein, indem sie als einziges Gesetz die Befriedigung ihrer Wünsche anerkennen. Sie kamen stets in unser Zelt, als wenn es ihr eigenes gewesen wäre, und bedeckten ihre Schultern mit unsern Decken in der Weise, wie die Mexikaner die Mäntel umlegen, oder sie nahmen unsere

Hemden weg, welche an der Sonne trockneten. Wir hatten die größte Mühe, diese Sachen zurück zu erhalten; sie konnten nicht begreifen, daß dasjenige, was wir besaßen, nicht auch ihnen zugehören sollte, und legten fortwährend ihre Hände von Neuem an die zurückgenommenen Gegenstände. Aehnliches ereignete sich, wenn sie uns bei der Mahlzeit antrafen; sie griffen ohne Weiteres mit der Hand in die Schüssel oder in die Suppe, ohne dazu eingeladen zu sein.

Unsre Provision war ziemlich zusamengeschmolzen, und täglich mehrte sich die Anzahl der Indianer, welche an unsrer Mahlzeit sich betheiligten. Wir waren daher genöthigt, Alles vor ihnen zu verstecken und ernstlicher die ungebetenen Gäste abzuweisen. Sie ließen uns keinen Augenblick Ruhe, immer forderten, immer nahmen sie; wie oft sie auch zurückgeschickt wurden, so kamen sie doch bald wieder. Ihre Eßgier ist grenzenlos; oft haben wir über eine ganz einzige Scene lachen müssen, welche die Folge dieser Schlingsucht war. Mit Sorgfalt bewahrten wir die einzige Kerze, welche uns in unerwarteten Fällen Licht geben konnte. Wie erstaunt waren wir aber, als wir eines Tages einen Indianer fanden, welcher unsre Kerze zu drei Vierteln aufgegessen hatte, und sich gerade bemühte, den Docht zu verschlingen! Ich werde noch lange das Fratzengesicht vor Augen haben, welches er machte, wie man ihm den Docht aus der Gurgel zog, und er die Zähne mit großer Gewalt zusammenbiß, um wenigstens ein kleines Stück davon zurück zu behalten; mit Mühe wurde ihm aber doch der ganze Docht langsam aus dem Halse gezogen, unter gewaltigem Lachen, sowohl unserer Leute, als der Indianer. Dem armen Teufel allein war das Lachen über der höchst komischen Operation vergangen.

VI.
Eine Gewitternacht in Texas.

In einem Lande, das erst vor Kurzem der Civilisation aufgeschlossen wurde, wo ganze Gegenden noch unbewohnt sind, eine großartige Natur noch frei und ungestört waltet — da kommt der Reisende nicht selten in sehr interessante Situationen, die seine geistigen und körperlichen Kräfte manchmal auf harte Proben stellen. In die Rubrik solcher Länder gehören alle vom Mississippi westlich gelegenen Staaten der nordamerikanischen Union, unter diesen auch Texas.

In diesem Lande, so groß wie Frankreich, von vielen Flüssen und Strömen durchschnitten, besteht eine einzige Brücke, zu San Antonio de Bexar, sie ist von Holz, führt über den San Antonio-Fluß und stammt noch aus der Zeit der spanischen Herrschaft. An den Straßen des Landes hat die Kunst bisher noch nichts gethan, als hie und da die steilen Uferwände an Flüssen und Strömen durchstochen, um Furten für das Fuhrwerk zu bilden. Ein Pflaster hat noch keine Stadt aufzuweisen.

Das Frachtfuhrwerk wird meistens mit Ochsen betrieben, man spannt deren 4 bis 16 vor einen Wagen, immer zwei unter ein Joch, welches auf dem Nacken ruht und mit hölzernen Bogen um den Hals befestigt ist. Das erste Joch wird mittelst eines eisernen Ringes mit der Spitze der Deichsel verbunden, alle übrigen mit einer langen Kette, die um die Mitte der Deichsel angemacht ist. Geschirre und Lenkseile kennt man nicht. Das Lenken geschieht durch das Kommando, so wie sie auch zum schnelleren Gehen mit Worten und mittelst einer 16 bis 20 Fuß langen gewichtigen Peitsche, welche mit beiden Händen geschwungen wird, angetrieben werden. Bei dem Kommando werden die betreffenden, besonders die des vordersten Joches, mit Namen genannt.

Die Wagen haben wenig Aehnlichkeit mit unsern Frachtern. Sie sind in allen Bestandtheilen sehr stark und so breit, daß ein 14 Fuß langer, 4 Fuß breiter und 2 Fuß hoher Kasten von starken Brettern darauf Raum hat, auf dessen senkrechten Wänden die hölzernen Biegel für die dichte leinene Decke befestigt werden. Ein solches Fahrzeug mit 8 bis 10 Ochsen

bespannt, legt mit einer Ladung von 40 bis 50 Centnern täglich 15 bis 18 englische Meilen zurück.

Wenn ein solcher Frachter auch einen Weg von mehreren hundert Meilen zu machen hat, so wird, weder bei Tage noch bei Nacht, Sommer und Winter niemals eingekehrt. Die Fuhrleute haben ihre Lagerplätze im Freien, ohne auf die Nähe menschlicher Wohnungen zu achten, wenn nur Wasser und Holz vorhanden ist. Auf einem solchen angekommen, wird zuerst das Zugvieh abgespannt, welches über Nacht sein Futter sucht; die Fuhrleute nehmen ihre Proviantvorräthe, machen Feuer, kochen Kaffee, braten geräucherten Speck mit Eiern und backen Maisbrod in einem eigends hierzu bestimmten gußeisernen Topfe, der mit glühenden Kohlen umlegt wird. Als Bett dient eine schafwollene Decke, in welche sie sich einhüllen und in der sie entweder in oder unter dem Wagen schlafen. Wenn früh Morgens ein dem Abendessen ähnliches Frühstück verzehrt, das Vieh zusammengesucht und angespannt ist, bewegt sich der Zug langsam weiter, der gewöhnlich aus mehreren Wagen besteht, damit sich die Fuhrleute bei vorkommenden Unfällen wechselseitig Hülfe leisten können. Wer sein Fuhrwerk einigermaßen im Schwunge hat, nimmt manchmal ein Pferd mit, das er Morgens beim Zusammentreiben der Ochsen reitet, welches Geschäft oft stundenlang dauert, wenn sich diese weit von einander zerstreut haben, und der Laut ihrer Glocken nicht mehr zu hören ist.

Reisende, die viel Gepäck mit sich führen und nicht Eile haben, bedienen sich nicht selten einer solchen Gelegenheit, da die mit Pferden bespannten Postwagen auch sehr viel zu wünschen übrig lassen und dabei sehr theuer sind.

Als ich im Jahre 1851 aus dem nordwestlichen Texas mich zur Einschiffung nach Indianola begab, machten zwei solche Ochsenwagen dieselbe Reise, um von dort Kaufmannsgüter nach den deutschen Ansiedlungen zu fahren. Ich benutzte diese Gelegenheit um so lieber, als ich meine Effekten wohlfeil nach dem Hafen brachte, und unterwegs Zeit erübrigte, mein Herbarium ansehnlich zu vermehren.

Mit Anfang März war die schönste Frühlingswitterung eingetreten, wie sie nur die angenehmsten Maitage in Deutschland haben. Die Bäume in voller Blüthe, hier einzeln, dort in Gruppen, krönten die Hügel der wellenförmigen Prairien, während in den sanften Thälern das üppigste

Grün der Wiesen sich ausbreitete, und da und dort eine majestätische Jucca ihre unzähligen blendend weißen Glockenblumen entfaltete, um mit ihrer königlichen Pracht den bescheidneren Schmuck der kleinen Kinder Floras zu verdunkeln.

In dieser Jahreszeit hat die Hügelregion von Texas einen eigenthümlichen Reiz.

Der Nachmittag des 18. März 1851 war drückend schwül, wie vor einem schweren Gewitter. Wir langten noch lange vor Abend auf einem zum Uebernachten sehr geeigneten Platze in einem Past-Eichenwalde etwas nördlich vom Spring-creek an. Dieser Wald glich mehr einer grasreichen Prairie mit einzelnen Eichen von niedrigem Wuchse.

Als die Ochsen abgespannt waren, ihren Hunger mit dem saftigen Grase stillten, und wir die nöthigen Vorkehrungen zu einem Nachtmahle ebenfalls getroffen hatten, ließen sich die Anstalten zu einem großartigen Gewitter am Himmel nicht mehr verkennen, der sich nun mehr und mehr mit einem grauen Dunst überzog, ohne Wolken zu bilden; am westlichen Horizonte ging dieser Ueberzug in's Schwarzblaue über, und ließ keinen Strahl der untergehenden Sonne hindurch. Ich machte meine drei Gefährten auf eine interessante Gewitternacht aufmerksam und rieth einige Vorkehrungen an, da wahrscheinlich ein sehr intensives Gewitter im Anzuge sei; doch sie wurden für überflüssig erklärt, was mich indeß nicht abhalten konnte, meine sackförmige Hülle aus gefirnißter Leinwand, die mir bei manchem nächtlichen Unwetter im Freien schon so treffliche Dienste geleistet hatte, in Bereitschaft zu stellen.

Es war überraschend schnell finster geworden, aber unser von dürrem Eichenholz sattsam genährtes Feuer leuchtete uns wie Tageshelle zum Nachtmahle; mit schwarzem Kaffee, gebratenem Speck und Eiern sammt Maisbrod stillte Jeder zur Genüge Durst und Hunger. In behaglicher Ruhe um das Feuer gelagert, ergötzten wir uns noch lange an der gigantischen Lohe, welche die Kuppeln der Eichen rings umher so magisch schön beleuchtete; es war so still um uns, nur dann und wann ein Schellenlaut verrieth die Nähe der grasenden Ochsen, die Nacht war rabenschwarz, aber kein Donner, kein Blitz deutete von fern auf ein nahendes Gewitter.

Es war bereits 10 Uhr und man begann das Lager zu suchen. Ich schob zuvor den einen Wagen, welchen ich mir als Obdach gewählt hatte,

in eine Richtung, daß er die Rückseite nach Westen kehrte, von woher ich den Anlauf des Gewitters vermuthete, und barg mich in meine wasserdichte Hülle, da eine gewöhnliche Wagendecke einen texanischen Gewitterguß nicht abzuhalten vermag. Zwei der Gefährten verkrochen sich in dem andern Wagen, der dritte hüllte sich in seine Wolldecke, und streckte sich gemächlich und sorglos unter dem Wagen, welchen ich bewohnte. Wir wünschten einander eine gute Nacht, und wollten uns nun ganz dem erquickenden Schlafe überliefern.

Da fiel urplötzlich ein Donnerschlag mit solch fürchterlichem Krachen, daß zwei Ochsen in der Nähe des Wagens zusammenbrachen und sich lange auf dem Boden wälzten, ehe sie vor Schrecken und Angst brüllend sich wieder aufraffen konnten; die Erde zitterte, das Wagengeräth schmetterte und klirrte; von entsprechender Intensität war auch der Blitz. Mehrere Minuten schienen Erd' und Himmel zu dröhnen, während ein dumpfes Gepolter in geringer Höhe erscholl, als wenn Felsblöcke auf den Boden eines Hauses fielen. Der unter dem Wagen einquartirte Fuhrmann verließ sein Parterre und kam erschrocken in den Wagen gekrochen. Nun fielen auch einzelne Tropfen, trommelten aber bald zahlreicher auf der Wagendecke; sie mußten wenigstens die Größe von Büchsenkugeln haben, und von jedem drang ein guter Theil in's Innere unserer Behausung. Bald schoß das Wasser in Massen nieder, und löschte unsern glühenden Kohlenhaufen augenblicklich aus, — da fiel ein zweiter Donnerschlag, nicht schwächer als der erste, gleich darauf ein dritter, und so krachte und blitzte es nun unausgesetzt fort, daß die rabenschwarze Nacht in den hellsten Tag umgewandelt war, und wir nicht wußten, wie wir die Augen vor dem grellen Licht schützen sollten. Zugleich kam ein Sturm aus Westen angefahren, dessen Gebrause aber von dem ununterbrochenen Knallen und Krachen des Donners übertönt wurde; er brachte unsern Wagen in so schnellen Gang, als ob ein Gespann von vier flüchtigen Engländern damit im Galopp durchginge, bis er mit einem fürchterlichen Ruck an eine Eiche stieß, mich mit aller Wucht vorwärts schob und den vor mir wie eine Raupe zusammengekrümmten Gefährten ziemlich unsanft gegen den Eingang preßte. So glaubten wir nun wenigstens sicher mit unserm Fahrzeuge vor Anker zu liegen. Aber die heftigen Stöße des Orkans und das von der sanften

Anhöhe herabrauschende Wasser brachten unsere rettende Arche in so schwankende und bedenkliche Bewegung, daß wir es für gerathen erachteten, sie mit den vorhandenen Ketten und Stricken an die nicht wankende Eiche zu befestigen.

Einige Ochsen und eine Schaar von Wölfen drängten sich dicht an den Wagen und schienen mit ihrem Brüllen und Heulen von uns Hülfe und Rettung erflehen zu wollen, obschon mein Genosse seine Furcht nnd Angst mitunter auch selbst ziemlich laut werden ließ und die Mehrzahl seiner Ochsen verloren gab. Die Wölfe, deren es in diesen Gegenden einige Arten und von ansehnlicher Größe giebt, ernähren sich hinlänglich von Wild, oder stehlen nur Kälber, Ziegen und Schafe; in dieser schrecken-vollen Nacht hatten sie um so weniger irgend ein Verlangen nach Menschen- oder Ochsenblut.

Einige wilde Gänse, Kraniche und Reiher, die anfänglich vielleicht der Schein unsres hochlodernden Feuers in die Nähe gelockt hatte, zeigten nicht die mindeste Scheu, und wären leicht zu fangen gewesen.

Ueber das Schicksal des andern Wagens und seiner Bewohner waren wir in vollständiger Ungewißheit und mußten es auch während des ganzen Tumults bleiben, da der Trieb der Selbsterhaltung durchaus verlangte, unser Gehäuse nicht zu verlassen.

Eine entwurzelte Eiche, die der Wasserstrom an den vorderen Wagen angetrieben hatte, ließ uns zu klar erachten, welches Loos wir im Freien zu gewärtigen hätten.

Zwischen zwei und drei Uhr Morgens ließ der Kampf der Elemente in seiner Wuth ein wenig nach, kleine Pausen ließen wieder einzelne Donnerschläge unterscheiden, aber der Sturm tobte noch fort und erfüllte Alles mit eisiger Kälte; doch auch er mäßigte sich endlich, und mit einem letzten Donnerschlage war es wieder finster, nur in östlicher Ferne polterte grollend das Gewitter, von einzelnen sehr matten weißlichen Blitzen begleitet. Bald war das Wasser auf dem Boden verlaufen, und wir verließen unser Versteck, um nach den Kameraden zu sehen.

Nach ziemlich langem Suchen fanden wir den umgeworfenen, mit der Decke an eine Eiche getriebenen Wagen; vor Frost zitternd und zähne-klappernd krochen seine durchnäßten Bewohner eben heraus und erzählten,

wie sie bis an die Knie im Wasser kauernd schreckliche Stunden verlebt hätten. Wir gingen alle nach dem ersten Wagen. Da meine Kleidung noch ziemlich trocken war, und ich nur wenig fror, lieh ich meine wasserdichte Hülle dem Jüngsten, um dessen Gesundheit und Leben wir ernstlich besorgt wurden. Wir sackten den Erstarrenden förmlich ein, und das so durch die nassen Kleider entstandene Dunstbad war von ausgezeichneter Wirkung. Er schlief bald ein und erwachte nach zwei Stunden munter und gesund.

Endlich war der langersehnte Morgen nach kurzer Dämmerung, wie sie hier zu Lande dem Tage und der Nacht vorangeht, gekommen; die Sonne erhob sich am wolkenlosen blauen Himmel und erwärmte wohlthuend die für die Durchnäßten allzufrische Morgenluft. Die Fuhrleute suchten und trieben ihre Ochsen zusammen, zählten sie, und siehe — es fehlte ihnen kein theures Haupt.

Für dieses Frühstück blieb es aber bei kalter Küche, denn Feuer anzumachen lag außer dem Bereiche der Möglichkeit, so lebhaft auch unser Verlangen nach einem erwärmenden schwarzen Kaffee sein mochte; zudem waren auch einige Blechgeschirre und Viktualien, die man nach Brauch unter dem Wagen verborgen hatte, in Sturm und Wellen verschwunden.

Das breite seichte Thal, welches wir gestern Abends vor dem Anhalten passirt hatten, war eine See voll von schmutzig gelben Wassers, auf dessen Oberfläche Bäume, dürres Gras und einige todte Kraniche umher schwammen. Wir glaubten während der Katastrophe, daß wir am Morgen die meisten Bäume theils vom Blitze zersplittert, theils vom Sturme entwurzelt wiedersehen würden; aber es waren nur wenige umgeworfen, und der Blitz hatte keine merkliche Spur zurückgelassen.

Die an dem Wagen vorgefallenen Beschädigungen wurden nothdürftig ausgebessert, der Ersatz einiger Joche, die während der Nacht verschwunden waren, konnte erst in Victoria bewerkstelligt werden.

Der Zug ging nun durch tiefe Pfützen und grundlosen Koth weiter. Da aber Sonnenschein und Südwind die Prairie schnell abtrockneten, so nahm ich die unentbehrlichsten Requisiten vom Wagen, ging voran, und erreichte auf pfadloser Prairie, dem Compasse folgend, den Hafen zwei Tage vor Ankunft der Wagen.

Heftige, anhaltende Gewitter mit massenhaften Regengüssen, die große Ueberschwemmungen bewirken, sind nicht selten in diesem Lande; aber so außerordentliche Stürme kommen nicht oft vor. Im Jahre 1848 wüthete bei Friedrichsburg ein Orkan, der einen Eichenwald zusammenbrach. Unterm 4. Juli 1851 schrieb mir aus Neu-Braunfels-Texas ein Freund Folgendes:

„Indianola wurde in letzter Zeit von einer großen Ueberschwemmung betroffen. Ein anhaltender heftiger Ostwind hatte die See in's Land hinein getrieben; die Landungsbrücken sind sämmtlich zerstört, zwei Dampfboote sehr beschädigt, die Häuser und Magazine unter Wasser gesetzt, ein Schooner und viele kleine Fahrzeuge auf's Land getrieben, wo sie sitzen blieben."

IX.

Eine Pantherjagd.

Wir hatten schon seit ein paar Tagen fast keinerlei Fährten von irgend jagdbarem Wild gesehen, was wir um so empfindlicher verspürten, als unsere Mundvorräthe nach und nach schmaler und schlechter geworden waren; dabei war das Eßverlangen immer dasselbe, wie es sich von einem Haufen junger und stets in freier Luft befindlicher Leute nicht anders erwarten ließ. Die Aprilsonne, welche uns hier zwischen Paso del Aguila und Laredo eine Linie am Rio Bravo del Norte vermessend fand, schien so heiß, als ob sie sich die Strahlenpfeile des Augusts geliehen hätte. Wir hatten heute unsere Aufgabe gelöst, ich hatte die Linie in Skizzen und Noten gebucht, und das Geschäft war für heute und morgen, als am Sonntag, einzustellen. An einem Uferdickicht, welches hier an der texanischen Seite mit Flugsandstrecken wechselt, wartete unser kleines Boot, um die Ingenieurpartie über den Fluß zu nehmen, welcher diesseits keinen günstigen Lagerplatz darbot, theils wegen Wassermangels, bei dem das schwerere Transportboot nicht anlegen konnte, theils wegen einer überreichen Ameisenbevölkerung, welche das Land hier in Beschlag genommen hatte.

So legten wir denn an der mexikanischen Seite an, wo wir einen trefflichen schattigen Ort fanden, und unsere Zelte aufschlagen konnten, etwa 20—25 Fuß hoch über dem Wasserspiegel. Mosquitoholz, Weinbeer- und Pekannebäume mit einigen prachtvollen Maulbeerbäumen hatten diese Lagerstätte zu einer der schönsten geschaffen, welche wir auf dieser Linie kennen zu lernen das Glück hatten. Im westlichen Texas ist ein solcher Lagerplatz gewiß ein glücklicher Fund. King, unser Hochbootsmann und Oberjägermeister — er war eigentlich der einzige wirkliche Jäger von uns allen ohne Ausnahme — war mit den Booten schon seit 1½ Stunde hier und hatte, um sich das Warten nicht verdrießen zu lassen, die nächste Umgebung bereits abgespürt und uns die interessante Nachricht gebracht, daß er die Fährten eines mächtigen Panthers in nächster Nachbarschaft gefunden habe. Sobald das Lager geschlagen war, machte sich eine kleine Partie Jagdliebhaber auf, um einem solchen Herrn der Wildniß aufzuwarten. Ich selbst beschäftigte mich inzwischen mit dem Abziehen eines „Mephitis pudorius," zu deutsch: Stinkthiers. King hatte es mitten im Flusse geschossen, als es eben lustig darin hin und herschwimmend sich eines Bades erfreute. Um den übrigen Lagergenossen solche Nasenbelästigung zu ersparen, hatte er die kostbare Beute an einem Strick in's Wasser gehängt, bis ich kommen würde. Liebe überwindet alles, und so vollbrachten mein Messer und ich diese letzte Toilette dieses unliebsamen Busch- und Klüftebürgers bald, so daß ich im Besitz eines weiteren ausbälgbaren Felles war.

Bald darauf kamen unsere Jagdliebhaber zurück, ohne übrigens den Gesuchten wirklich gesehen zu haben; wohl aber hatten sie nicht nur seine Fährten abgespürt, sondern dazu auch die eines andern, begleitet von zwei kleineren, auf weite Strecke verfolgt. Es war kein Zweifel: dieß war eine zusammen gehörende Familie, ein Elternpaar mit Nachwuchs. Damit hatten wir auch den Schlüssel zu der völligen Wildlosigkeit des Landes, deren ich eben erwähnte. Seiner Natur nach sollte dieses Land ein wahres Hirsch- oder Rehparadies sein, wir hatten aber darin nichts gesehen als ein Paar versprengte Truthühner.

Nachdem die verschiedenen Parteien gegessen hatten, ward eine Zeitlang Unterschiedliches getrieben, als Kartenspielen, Kleider- oder Schuhflicken, Pflanzenumlegen, Notizenschreiben, Waffenwischen, Angelwerfen und dgl. mehr.

So kam der Abend heran, als plötzlich, kaum 100 Schritte von uns, ein Schuß fiel, dem ein Halloruf folgte. Auf die Frage, was es gebe, antwortete King, der sich heimlich und still mit seinem Doppelgewehr aus dem Lager geschlichen hatte, daß er auf den Panther gefeuert und ihn verwundet habe; man solle ihm jetzt „Watch" bringen. So hieß ein Schweißhund, der seiner Bravour wegen der allgemeine Liebling war. Bei dieser Nachricht kam Alles in freudige Bewegung, und sogleich eilten ein Paar von uns hinaus, denen der herbeigerufene Hund, seiner Wichtigkeit und Meisterschaft wohl bewußt, eiligst folgte.

Der angeschossene Panther hatte sich, die Kugel in der Kruppe, in ein Dickicht von über mannshohen Opuntien geflüchtet, wo ihm Watch bald genug auf die Spur kam und sich ihm geradezu in's Gesicht stellte. Noch hatte der Hund, in San Antonio de Bexar geboren und erzogen, nie eine solche Bestie gesehen und ich glaube kaum, daß er nur eine Ahnung von der Gefahr hatte, in der er sich befand, als sich die angeschossene Riesenkatze zum Sprung gegen ihn anschickte. Watch hielt Stand — der Panther sprang — aber zu kurz. Er setzte sich nochmals zum Sprung, doch seine Aufmerksamkeit ward durch die Annäherung eines der Jäger getheilt, und da sein zweiter Sprung sich verzögerte, gewann der Jäger Zeit ihm eine Pistolenkugel durch das Genick zu jagen, was der Jagd schnell ein Ende machte. Zwei von den Jägern brachten jetzt die Leiche des Ungethüms an einem Pfahl hängend in's Lager, und stellten dieselbe zu meiner Verfügung. Ich nahm sie dankbar an, um meinen Theil davon als Spende für ein Naturaliencabinet abzuschälen, mußte jedoch dieses Geschäft bis morgen verschieben, da es eben zu dämmern anfing. Alles hatte sich inzwischen um die so rasch eroberte Beute gestellt, messend, bewundernd und über den eigentlichen Namen derselben verhandelnd. Die Engländer nannten es Panther und lachten die Mexikaner aus, welche ihm den hohen Namen „Leon" gaben, unter welchem diese Katzenart durch's ganze Land hier bekannt ist. Farbe und Gestalt hatte es allerdings mit der Löwin gemein; doch dieses Thier war ein männliches. Es maß von der Nase bis zur Schwanzwurzel 5½ Fuß und der Schwanz hatte 3½ Fuß; dabei war es feit und sehr wohl genährt. Falls seine Familienglieder ihm ähnlich waren, durfte es freilich nicht überraschen, daß der ganze Jagdgrund hier

so vollständig zu Schanden gewildert war. Der eigentliche Name dieser Katzenart ist übrigens Puma.

Der nächste Tag war ein Sonntag, die Berufspflichten sollten ruhen und deshalb wurde schnell eine zweite Pantherjagd verabredet. Fast Jeder war erfreut, sich bei solchem segensvollen Geschäft zu betheiligen und das Land von seinen Tyrannen zu befreien.

Also ward im Rath beschlossen; allein die Pantherin war auch nicht auf den Kopf gefallen, und Wittwen der Wildniß sind nicht so hülflos, wie sonst wo in der Christenwelt. Böse Ahnung hatte sie mit ihren beiden Jungen davon getrieben. Sie ließ nichts mehr von sich finden als frische Fährten, die sich auf dem Flußufer hinunterzogen. Ohne Zweifel waren ihr die Schüsse und das Knurren ihres bedrängten Gefährten nicht entgangen.

Während sich nun die Andern auf der vergeblichen Pantherjagd befanden, machte ich mich mit Hülfe eines alten Mexikaners an das Abziehen des schönen Puma-Exemplars, um die Haut an das Smithsonian-Institut nach Washington zu liefern. Leider war die mächtige Hitze so wie die fortwährende unmittelbare Nähe des Wassers im offenen Boote ihrer Erhaltung ungünstig, und ich mußte sie bald darauf wegwerfen.

Dieses Thier scheint auch in Texas häufig zu sein, wenigstens kam mir später noch eine zweite, obwohl nicht so große Haut zu. Es ist allem Wild und namentlich auch den zahmen und wilden Heerden von Rindvieh und Pferden gefährlich, denen es bei Wasserplätzen auflauert.

X.

Mary Spears.

Die nachstehende Schilderung aus dem amerikanischen Grenzerleben ist nach den Mittheilungen einer sehr geachteten Dame zu Paddock's Grove, Illinois, aufgezeichnet, welcher sie von der Heldin selbst, wie von deren Kindern und Freunden erzählt worden ist.

Mary Nealy wurde am 20. August 1761 unweit Charleston, Süd-Carolina, geboren und folgte als Kind ihrem Vater nach Tenessee. Die Familie wurde mit ihrem Hausgeräth, ihrem Kleidervorrath und ihren

Nahrungsmitteln in Canons den Tenessee-Fluß hinuntergeschickt, während der Vater seine Pferde und sein Rindvieh am Ufer entlang trieb. Beide Parteien vereinigten sich an den Muscle Shoals, von wo sie zu Lande ihre Reise nach dem später sogenannten Nealy's Bend, am Flusse Cumberland, nicht weit von der jetzigen Stadt Nashville fortsetzten. Hier lebte unser abenteuerlicher Pionier mehrere Jahre unter den Büffeln, Elennthieren und Wölfen, welche die umliegenden Hügel und Wälder bevölkerten und außer einigen französischen Jägern und einigen Trappern aus dem Norden, die sich bisweilen so weit in die Wildniß hinauswagten, wahrscheinlich kein menschliches Angesicht kannten. Mrs. Nealy übernahm es selbst, ihre Kinder zu unterrichten, indem sie dieselben buchstabiren und lesen ließ, während sie an ihrem Spinnrade emsig beschäftigt war, den Stoff für ihre Kleidung zu spinnen. Das war der ganze Unterricht, den die Mädchen erhielten; die Knaben wurden später, als mehrere Ansiedler kamen und eine ziemlich ursprüngliche Schule gegründet wurde, täglich drei (englische) Meilen weit nach dieser Schule geschickt, mußten aber den Weg der Wölfe wegen gewöhnlich zu Pferde zurücklegen.

Als nach dem Ausbruche der Revolution die Bewohner jener fernen Grenzen von Feindseligkeiten bedroht wurden, suchte die Familie gleich ihren Nachbarn Zuflucht in einem Fort, aus welchem sich die Männer, so oft es die Gelegenheit erlaubte, hinauswagten, um nach ihrem Vieh zu sehen und ihre Felder zu bestellen. Nealy beschäftigte sich mit der Bereitung von Salz und wurde dabei bisweilen von seiner Tochter Mary oder Polly, wie sie genannt wurde, unterstützt. Eines Sonntags Morgens gegen Ende des Jahres 1780 verließ das junge Mädchen in ihren Sonntagskleidern mit ihrem Vater das Fort und ging mit ihm nach dem Ufer des Flusses, wo er seit einer Woche seine Salzbereitung betrieben hatte. Mary stand gerade in einiger Entfernung von ihrem Vater, als sie plötzlich den Knall eines Gewehres hörte und ihn zu Boden stürzen sah. Sie sah nur noch einen Indianer aus seinem Versteck hervorspringen und verlor dann ihre Besinnung in einer Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, sah sie sich in den Klauen zweier Wilden, welche sie mit möglichster Eile fortschleppten, indem sie augenscheinlich fürchteten, von dem nahe gelegenen Fort aus verfolgt zu werden. Es kam jedoch kein Befreier, und das hülflose Mädchen



Mary Spears.



mußte ihren Räubern folgen. Drei Tage lang blieben sie ohne Nahrung; endlich wurde ein Bär erlegt und der verhungernden Gefangenen ein Stück Fleisch gegeben, das sie roh verzehrte. Diese Unvorsichtigkeit zog ihr eine ernste Krankheit zu, von welcher sie jedoch nach indianischem Heilverfahren durch eine tüchtige Gabe zerlassenen Bärenfettes befreit wurde.

Der Gefangenen wurde die Wahl gelassen, entweder den Sohn des Häuptlings zu heirathen oder die Sclavin seines ältesten Weibes zu werden; sie wählte das Letztere und machte sich bald so nützlich, daß die Wilden beschlossen, ihr Leben zu schonen. Der Trupp blieb eine Zeit lang in Tenessee und Kentucky und übernachtete öfters im Schilfgebüsch. Eines Nachts versuchte sie zu entfliehen, denn das unglückliche Mädchen hegte immer noch die Hoffnung, ihren Weg nach Hause zurückzufinden. Allein kaum hatte sie das Lager verlassen, als sie unglücklicherweise auf ein scharfes Stück Schilf trat, welches tief in ihren Fuß eindrang. Sie wurde natürlich wieder gefangen und litt unsägliche Schmerzen an der Wunde, welche Monate lang nicht zuheilen wollte. Während dieser Zeit hörte sie häufig (sie hatte sich bereits einige Kenntniß der Indianersprache erworben) die Indianer äußern, daß es besser sei, sie zu tödten und zu scalpiren, als einen so elenden Krüppel mit herum zu schleppen; und es ist wahrscheinlich, daß nur ihre Geschicklichkeit im Nähen und in andern Handarbeiten, welche sie für ihre Herrin zu einer brauchbaren Dienerin machte, ihr Leben rettete.

Trotz dieses mißlungenen Versuches ließ sie die Hoffnung nicht sinken, daß sich ihr noch eine günstige Gelegenheit zur Flucht darbieten würde. Eines Nachts, als sich die Indianer am Ufer eines kleinen Flusses gelagert hatten, brach ein fürchterliches Unwetter aus.

Um Schutz zu suchen, kletterte Mary auf einen Baum, welcher ganz und gar von einem üppigen Weinstrauch überwachsen war. Kurz darauf riß ein starker Windstoß einen dicht daneben stehenden Baum aus und warf ihn mit fürchterlichem Krachen gerade auf den Platz, welchen sie verlassen hatte. Sie hörte, wie die Indianer in der Dunkelheit und im Sturme nach ihr riefen und schloß aus ihren Ausrufungen, daß sie, als keine Antwort erfolgte, sie für erschlagen hielten. Ein Hoffnungsstrahl durchdrang ihr Herz; hier war Aussicht zur Flucht! Sie verhielt sich still, während

die Indianer wiederholt nach ihr riefen. Als es ruhig wurde, begann jedoch die Furcht ihre Hoffnung zu verdrängen. Sie war für ihren ersten Fluchtversuch streng bestraft und mit dem Tomahawk bedroht worden, wenn sie ihn jemals wiederholen sollte. Verließ sie den Baum, so hätten sie die Hunde aller Wahrscheinlichkeit nach entdeckt und Lärm gemacht; Auf der andern Seite konnte sie aber nicht umhin, ihr nur des Schutzes halber aufgesuchtes Versteck und den Sturz des Baumes als eine besondere Fügung der Vorsehung zu ihren Gunsten zu betrachten, und auf Gottes wunderbar verheißenen Schutz zu bauen. Ungewiß, was sie thun sollte, blieb sie die ganze Nacht auf dem Baume, und antwortete nicht auf die von Zeit zu Zeit wiederholten Rufe der Indianer, indem sie hoffte, die Indianer würden ihr Lager abbrechen und noch vor Tagesanbruch abziehen, wie sie stets zu thun pflegten, wenn sie eine Verfolgung fürchteten. Sie wurde jedoch entdeckt und gezwungen, den Indianern auf ihrem Wege nach Norden zu folgen, und nachdem sie den Ohio überschritten hatten, gab sie verzweiflungsvoll auch die letzte Hoffnung auf, welche sie noch gehegt hatte, jemals wieder mit ihrer Familie vereinigt zu werden. Mit dieser letzten Hoffnung schien auch ihr Vertrauen auf Gott, der sie in so manchen Gefahren beschützt hatte, zu schwinden.

Der Zufall schien sich darin zu gefallen, sie mit Gelegenheiten zur Flucht zu foppen, von denen sie keinen Nutzen ziehen konnte. Als sie sich wiederum eines Nachts gelagert hatten, kam ein starker Schneefall und sie wurde vollständig mit Schnee bedeckt. Als sie am Morgen gesucht wurde, war sie nirgends zu finden und die Indianer glaubten, daß sie während der Nacht entflohen sei. Sie machten laut ihrem Zorne Luft und drohten ihr mit den schrecklichsten Qualen, wenn sie wieder in ihre Hände fallen sollte. Das Alles hörte sie nur undeutlich, und verstand eben nur, daß sie gesucht wurde; sie kroch daher mitten unter den wüthenden Wilden unter ihrer weißen Decke hervor, und die Verwunderung und Lustigkeit der Indianer bei diesem Anblicke war geradezu betäubend. Für sie hingegen war es ein bitterer Gedanke, zu finden, wie sicher sie versteckt gewesen war. Das Frühstück der Indianer bestand aus einer großen schwarzen Schlange, welche gebraten wurde und von welcher nur ein paar Zoll dem armen Mädchen zu Theil wurden. Ihr Hunger würzte auch diese kärgliche und widerwärtige Nahrung.

Einstmals, als die Männer alle vom Lager abwesend waren, kam ein großer Hirsch gerade auf dasselbe zu. Die Frau des alten Häuptlings befahl Mary, welche als der beste Schütze unter den Weibern bekannt war, ein Gewehr zu nehmen und den Hirsch zu schießen. Der Häuptling hatte aber bei Todesstrafe verboten, während der Abwesenheit der Männer zu schießen, da ein Schuß das verabredete Zeichen für die Nähe eines Feindes war, und Mary zögerte also zu gehorchen; allein da sie gedrängt wurde, schoß sie und erlegte den Hirsch. In wenigen Augenblicken stürzten die Indianer herbei, indem sie vermutheten, dem Feinde zu begegnen; als sie erfuhren, daß es ein blinder Lärm war, schwang der Häuptling seinen Tomahawk, um das weiße Mädchen zu tödten, welches gewagt hatte, seinen Befehlen ungehorsam zu sein. Mary erwartete ruhig den Todesstreich und glaubte, daß die fürchterliche Waffe des Indianers auf ihr Haupt herabfallen würde; sein Weib warf sich jedoch zwischen ihn und das Opfer, indem sie sich selbst als die Schuldige bekannte. Vermuthlich trug auch die Aussicht auf ein so schmackhaftes Wildpret das Ihrige zur Besänftigung des zornigen Kriegers bei.

Zu einer andern Zeit, als die Pocken unter den Indianern ausgebrochen waren, wurde die Gefangene auf das Heftigste von dieser fürchterlichen Krankheit ergriffen. Zehn Tage lang war sie gänzlich blind und blieb sich in einer etwas abseits vom Lager an einer Quelle für sie erbauten Hütte selbst überlassen. Ihre Nahrung wurde an diese Stelle gebracht, zu welcher sie sich täglich einmal hintastete. Ihre Leiden wurden etwas gelindert durch eine Salbe, welche eine mitleidige Squaw aus einer Cactus-Art für sie bereitete, die sie in Bärenfett schmorte. In dieser Leidenszeit wünschte sie sich oft den Tod, und die Versuchung, die Geschwüre, welche ihr Gesicht bedeckten, aufzukratzen, war sehr groß; aber der Gedanke an ihre Heimath und die Hoffnung, noch einmal aus ihrer Sclaverei befreit zu werden, ließ sie auch dieses Drangsal geduldig überstehen.

Die meisten Gegenstände, welche sich im Besitze unserer Heldin befunden hatten, waren ihr genommen worden. Ein Messer jedoch hatte man ihr gelassen, welches sie mit der größten Sorgfalt aufbewahrte und mit welchem sie, so oft sie unbemerkt war, ihren Namen in die Rinde der Bäume schnitt, indem sie hoffte, daß solche Zeichen zu ihrer Befreiung dienen

könnten. Auch ein Paar silberne Schuhschnallen hatte sie behalten, nach denen Niemand Verlangen trug.

Unser Indianertrupp blieb ungefähr ein Jahr im nordwestlichen Theil von Tenessee, zwischen den Flüssen Cumberland und Tenessee und in der Nähe der Mündung des Ohio in den Mississippi. Von da zog derselbe nach dem jetzigen Indiana. Während dieser Zeit waren verschiedene weiße Gefangene aus Tenessee und Kentucky eingebracht worden, darunter ein Mann Namens Riddle mit seinen zwei Töchtern, welche öfters mit Miß Nealy zusammen waren. Wenn es ihre Gesundheit irgend erlaubte, war Mary stets beschäftigt, mochte ihre Arbeit auch noch so mühsam sein, da ihre geistige Unruhe auf diese Weise erleichtert wurde. Die einzige Beschäftigung, gegen welche sie sich sträubte, war das Kugelgießen, zu welchem sie nichtsdestoweniger öfters gezwungen wurde.

Im Verfolg ihrer Wanderungen wurde sie mit einem französischen Pelzhändler bekannt, welchen sie bat, ihr zur Flucht zu verhelfen. Er wollte jedoch nichts davon hören, und sie verließ ihn unwillig über seinen Mangel an menschlichem Mitgefühl. Der Franzose brachte ihr am andern Tage eine wollene Decke, welche er ihr zum Geschenk anbot, wahrscheinlich um sie zu versöhnen; allein sie wies die Gabe verächtlich zurück.

Nachdem die Indianer nach Michigan hinübergezogen waren, wurde ihre Zahl durch neue Gefangene vermehrt. Eine von den Frauen, welche erschöpft war und ein wenige Monat altes Kind trug, konnte hier nicht mehr mit dem Zuge fortkommen, obgleich sie hin und wieder von den gutherzigen Squaws unterstützt wurde. Als sie sich für die Nacht lagerten, hielten die Männer eine Berathschlagung und beschlossen, das Kind zu tödten. Sie hatten ein großes Feuer angezündet, und als die Flamme herabgebrannt war, riß ein Krieger das Kind von der Brust der Mutter und warf es mitten in die glühenden Kohlen hinein. Es wurde sogleich wieder herausgezogen und wieder in die Arme der verstörten Mutter geworfen, um abermals herausgezogen zu werden, und dieser höllische Zeitvertreib wurde unter dem Angstgeschrei der verzweifelten Mutter und dem gräßlichen Geheul der in wahnsinniger Wuth umhertanzenden Wilden so lange wiederholt, bis das arme kleine Opfer getödtet war. Aehnliche Auftritte waren nicht selten und flößten

Miß Nealy einen so tiefen Abscheu gegen die Indianer ein, daß sie sich auch später eines gewissen Rachegefühls gegen sie nicht erwehren konnte. Sie pflegte nie in ihrer Sprache mit ihnen zu sprechen, wenn sie nicht durch die Umstände dazu gezwungen wurde, und bat wiederholt um die einzige Gunst, ebenfalls getödtet zu werden. Als in ihrem Alter eine geliebte Enkelin, welche in ihrem Hause erzogen wurde, den Wunsch äußerte, Ohrringe zu tragen und im Begriffe stand, ein Paar zu kaufen, überredete sie dieselbe mit wehmüthigem Ernst, ihrem Vorhaben zu entsagen und behauptete, sie würde ihr geliebtes Kind nie ohne Schmerz ansehen können, wenn es einen Schmuck trüge, der sie so lebhaft an ihre indianischen Feinde erinnern würde.

So erlebte sie noch viele Abenteuer, Gefahren und Leiden in ihrem Waldleben mit ihren wilden Gefährten. Nach einer Gefangenschaft von zwei Jahren wurden die Gefangenen nach Detroit gebracht, wo die Indianer von der britischen Regierung Bezahlung für die Scalpe erwarteten, welche sie abgeliefert hatten. Während sie in der Nähe dieser Stadt lagerten, wurde ihnen als wichtigen Verbündeten große Aufmerksamkeit von Seiten der Engländer erwiesen. Mary wurde täglich nach dem Hause eines französischen Einwohners geschickt, um Milch für ein krankes Kind des Häuptlings zu holen. Sie sah dort häufig die Herrin des Hauses, welche große Theilnahme für sie zeigte, nachdem sie ihre traurige Geschichte gehört hatte. Eines Morgens sagte sie ihr, sie solle am andern Tage wiederkommen, ihre Milchkanne vor der Hausthür stehen lassen, ohne anzuklopfen ins Haus kommen und sich sofort nach einem gewissen Zimmer begeben. Das arme Mädchen hatte seit mehreren Wochen an Frost und Fieber gelitten. Als ihr am nächsten Morgen geheißen wurde, nach der Milch zu gehen, hatte sie gerade ihren Fieberanfall. In halb bewußtlosem Zustande hatte sie beschlossen, die Schuhschnallen mitzunehmen, welche ihren ganzen Reichthum ausmachten, und suchte sie eben in einem Kasten, als der Befehl wiederholt wurde. Sie setzte dessenungeachtet ihr Suchen fort, da sie erst eine hatte finden können, worauf ihr zorniger Herr sie schlug und sie sogleich zu tödten drohte. Schnell wandte sie sich um und bat ihn, seine Drohung auszuführen und ihren Leiden ein Ende zu machen, denn in der Verwirrung ihres Fiebers vergaß sie, wie bald sie frei sein

sollte. Sie machte sich auf den Weg, kehrte aber bald wieder um und legte die Schnalle wieder in den Kasten, worauf sie wiederum geschlagen und fortgeschickt wurde. Als sie das Haus des Franzosen erreicht hatte, war ihr Bewußtsein wieder soweit hergestellt, daß sie sich der Verabredungen des vorigen Tages erinnerte. Als die Indianer kamen, um sie zu suchen, antwortete ihnen die Frau vom Hause, daß das Mädchen augenscheinlich voller Zorn vor die Hausthür gekommen sei, daß sie da ihre Kanne hingeworfen habe und fortgegangen sei, sie wisse nicht, wohin — die Straße hinunter. Am folgenden Morgen kamen Leute von den Stadtbehörden, bei denen die Indianer sich beschwert hatten, um das Haus zu durchsuchen, aber von dem Flüchtling war keine Spur zu finden. Während dessen lag Mary ruhig in einer Kammer versteckt, deren Thür nicht leicht entdeckt werden konnte. Die Kammer war ausdrücklich dazu eingerichtet, um Geschirr, Geld und andere werthvolle Sachen für den Fall einer Plünderung zu verbergen.

Miß Nealy bewohnte dieses Gemach einen ganzen Monat lang, vor aller Welt geborgen und von ihrer gütigen Wohlthäterin gepflegt. Ein Zufall hätte sie jedoch beinahe verrathen und in die Gefangenschaft zurückgeführt. Als sie eines Tags sorglos durch's Fenster sah, wurde sie durch das Gesicht eines Indianers erschreckt, den sie nur zu gut kannte und dessen funkelnde Augen ihr verriethen, daß er sie gleichfalls erkannt hatte. Sie setzte sogleich ihre Beschützerin von dem Vorfalle in Kenntniß und flehte um Hülfe. Es war keine Zeit zu verlieren, denn es ließ sich voraussehen, daß die Wilden nicht zögern würden, ihre Gefangene zurückzuverlangen. Sie mußte sogleich Männerkleidung anziehen, ihr Haar wurde abgeschnitten und so führte sie der Sohn ihrer Wirthin eine halbe (englische) Meile in die Stadt zu dem Hause einer anderen gutherzigen Französin, welche ihr Schutz gewährte und sie mehrere Wochen verborgen hielt. Sie erhielt Arbeit von einem Schneider und wurde dadurch in den Stand gesetzt, so viel zu verdienen, daß sie sich anständig kleiden konnte. Als die Furcht vor Verfolgung vorüber war, wurde sie bei Nacht nach einer Insel im Flusse geschafft, wo sie 17 andere Gefangene fand, welche sie bereits auf ihren Wanderungen durch Indiana, Ohio und Michigan gesehen hatte; einige von ihnen waren durch die britischen Behörden losgekauft

worden, andere waren mit Hülfe der französischen Einwohner der Stadt entflohen.

Unsere Heldin blieb nur drei Wochen an dem neuen Zufluchtsorte. Von dieser Insel wurden die Gefangenen die Seen und den St. Lawrence hinuntergeschafft, am Ufer des Champlain-Sees gelandet und dort gegen Kriegsgefangene ausgewechselt. Ehe sie das Schiff verließen, bemühte sich einer der britischen Offiziere sämmtlichen Gefangenen, auch den Frauen und Kindern, das Versprechen abzunehmen, daß sie während der Dauer des Krieges den Amerikanern in keiner Weise gegen die königliche Regierung beistehen wollten. Unsere Heldin pflegte mit großem Ernst und Eifer zu erzählen, wie sie sich weigerte, dieses Gelübde zu leisten, und wie sie den Offizier aufforderte, mit ihr ans Land in den Busch zu kommen, wo sie sich eine Ruthe schneiden und ihn so zudecken wollte, daß er ihr versprechen sollte, nie wieder den Boden der Provinz zu betreten. Etwas von ihrem Muthe ging auf ihre Gefährten über, und sobald sie ans Land gesetzt waren, schnitten sie sich in allem Ernste Ruthen, forderten den Offizier auf, heranzukommen und brachten dem muthigen Mädchen ein dreimaliges Hurrah aus.

Ihre Gefährten erzählten ihr, daß sie in wenigen Tagen einen von den amerikanischen Generalen zu sehen hofften, und daß dieser ihr ein Pferd zum Reiten verschaffen würde. Mehrere Tage setzte sie ihre Reise mit dieser Gesellschaft fort, und als die Andern vor Ermüdung nicht mehr fort konnten, ging sie mit einem Greise und zwei Knaben allein voran, indem sie hoffte, bei den holländischen Ansiedlern Beschäftigung zu finden. Nachdem sie einen oder zwei Tage im Schnee fortmarschirt waren, blieben auch diese Begleiter zurück und ließen sie eines Morgens ganz allein weiter ziehen. Es war ein trauriger Tag für sie — immer durch Schnee und Wasser, und gegen Abend wurde sie obenein von einem heftigen Regen gänzlich durchnäßt.

Dennoch verließ sie ihr Muth nicht; die Hoffnung, ihre geliebte Heimath zu erreichen, hielt sie aufrecht und sie fühlte, daß das Gelingen von ihr ganz allein abhinge. Den ganzen Tag ruhte sie nicht aus, bis es dunkel wurde und sie an eine kleine Hütte kam, aus welcher ihr ein Licht freundlich entgegenflimmerte. Das mächtige Kamin mit den lodernden

Holzblöcken war allerdings eine große Erquickung, aber sonstige Bequemlichkeiten fehlten gänzlich; kaum ein Stück Brod war zu haben, und an ein Bett, um die ermüdeten Glieder auszuruhen, war nicht zu denken. Mary war aber an Strapazen gewöhnt und ohne ihre Kleider zu trocknen, legte sie sich, die Füße dem Feuer zugekehrt, auf den Fußboden und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Am andern Morgen fühlte sie jedoch heftige Lungenschmerzen und konnte kein lautes Wort sprechen. Die Frau in der Hütte, so arm sie war, hatte ein gutes Herz und machte es der leidenden Fremden so bequem, als sie konnte. Miß Realy hatte unter den Indianern einige Kenntnisse von Krankheiten und den Heilmitteln dagegen erlangt, welche sich jetzt an ihr selber bewährten. Sie hatte einige Arzneimittel bei sich und ließ sie sich von dem braven Weibe zubereiten. Ihre jugendliche Körperbeschaffenheit überwand zwar endlich die Krankheit, doch dauerte es einige Wochen, ehe sie im Stande war, weiter zu wandern.

Aus Furcht vor einem Rückfalle des Scharbocks, an welchem sie früher gelitten hatte, kaufte Mary sich in einer Ansiedelung, ein Paar Tagereisen von jener Hütte, etwas Schnupftaback, den ihr ein Reisender zu diesem Zwecke angerathen hatte, und gab fast ihren letzten Penny für eine kleine lackirte Schnupftabacksdose aus. In derselben Ansiedelung erfuhr sie auch, daß ein Farmer aus der Nachbarschaft im Frühjahre nach dem südlichen Theile von Virginien zu ziehen beabsichtige, und daß seine Frau eine Gehülfin zum Spinnen, Weben und Anfertigen und Ausbessern der Kleidung suche. Das waren in der That erwünschte Nachrichten, und sie verlor keine Zeit, sich um diese Stellung zu bewerben.

Während des Winters arbeitete unsere Heldin sehr fleißig, indem sie außer den genannten Beschäftigungen auch für die Familie waschen und die Kühe melken mußte, so daß sie bis zur späten Schlafenszeit nicht einen Augenblick Ruhe hatte. Als Lohn dafür erhielt sie nur funfzig Cents die Woche, und auch davon nur einen kleinen Theil in baarem Gelde.

Als sich die Familie im Frühling auf den Weg nach dem Süden machte, half Mary das Vieh treiben und verrichtete unterwegs die Küchen- und andere Arbeit, indem sie fast die ganze Reise zu Fuß zurücklegte, wogegen ihr nur Wohnung, Kost und Schutz gewährt wurde. Dessen un-

geachtet schien sie sich ihr ganzes Leben lang dieser Familie mit warmer Zuneigung zu erinnern und sprach stets mit Dankbarkeit von ihr.

Als sie den Susquehanna erreichten, wo Mary der Verabredung gemäß das Fährgeld für sich selbst zu bezahlen hatte, bat sie den Fährmann um Erlaubniß, sich in einem kleinen, lecken Kanoe, das dicht dabei am Ufer lag, selbst hinüber rudern zu dürfen. Er willigte ein, warnte sie jedoch, daß es unsicher sei; allein sie schwamm ausgezeichnet, wollte ihr Geld sparen, und kam auch glücklich hinüber. Die Leute auf der Fähre waren nicht so glücklich; als sie mitten auf dem Flusse waren, scheute sich eine von den Kühen, sprang über Bord und schwamm ans Ufer zurück. Der holländische Farmer bat Mary mit ihm umzukehren und das Thier hinüberzuschaffen. Sie that dies, brachte die Kuh wieder ins Boot, hielt sie mit der linken Hand am Horne, steckte ihr die Finger der rechten in die Nüstern und brachte so das Thier wohlbehalten ans andere Ufer.

Als die Familie an ihrem Bestimmungsorte angekommen war, erhielt Mary einige Tage lang daselbst Beschäftigung. Da kam zufällig ein Farmer aus der Nachbarschaft, Namens Spears, ins Haus und hörte die abenteuerliche Geschichte des Mädchens. Seine Frau brauchte gerade Jemand zur Hülfe in der Wirthschaft, und Miß Nealy wurde zu dieser Stelle empfohlen; sie nahm den Vorschlag, sogleich mitzugehen, an, stieg hinter ihrem künftigen Schwiegervater aufs Pferd und ritt so nach dessen Hause. Hier wartete sie einige Zeit, ob nicht ein Zug nach Tenessee ginge, denn ihre Furcht, abermals von den Indianern gefangen zu werden, war stärker geworden, je weiter sie nach Westen gezogen war.

Wir wenden uns jetzt zu einer andern Seite unserer Geschichte. Als Mary's Familie Gewißheit darüber erlangt hatte, daß sie von den Indianern gefangen war, gab sie alle Hoffnung auf, dieselbe je wiederzusehen. Man betrauerte sie als eine Todte. Ihr verlobter Bräutigam schien eine neue Liebe als den besten Trost für seinen Verlust zu betrachten und stand zu der Zeit, von welcher wir sprechen, im Begriffe, sich mit einem andern hübschen Mädchen zu verheirathen. Um diese Zeit aber reiste zufällig Mary's Bruder in Geschäften in das Innere von Kentucky. Bei seiner Ankunft daselbst traf er Abends in einer Landschenke mit mehreren Reisenden zusammen, welche sich nach einem tüchtigen Abendbrodt ihre Abenteuer

erzählten. Einer von ihnen war von Pennsylvanien gekommen und beschrieb mit ausdrucksvoller Lebhaftigkeit den Uebergang jener holländischen Auswandererfamilie über den Susquehanna, die Umkehr der Kuh und ihre glückliche Hinüberschaffung durch ein heldenhaftes junges Frauenzimmer, welches, wie er hinzufügte, unter den Indianern gefangen gewesen und ihnen glücklich entflohen war. Bei dieser Erzählung horchte der junge Nealy auf. „Hörtet Ihr den Namen des Mädchens?“ fragte er eifrig. Sie wurde Polly genannt, antwortete der Fremde; ihren Familiennamen weiß ich nicht. „Bemerktet Ihr nicht, ob sie linkhändig war?“ fragte der Bruder weiter. Allerdings, lautete die Antwort, ich sah es sowohl, als sie das Kanoe ruderte, als auch beim Abfassen und Festhalten der Kuh. Weitere Auskunft war nicht zu erlangen, allein das war genug. Der Bruder zweifelte nicht, daß das wirklich seine verlorne Schwester sei und daß sie sich auf dem Wege nach Hause befinde. Was war zu thun? Er war überzeugt, daß in dieser Zeit der Gefahr keine Familie in südwestlicher Richtung auswandern werde, daß Mary mithin keine Aussicht hatte, unter dem Schutze eines solchen Zuges nach Hause zurückzukehren; und wie hätte ein unbeschütztes Mädchen allein sich durch die weite Wildniß wagen können?

Der Bruder beschloß daher, sich selbst auf den Weg nach jener Fähre am Susquehanna zu machen und von da wo möglich die Spur seiner Schwester zu verfolgen. Er trat sofort die Reise an und erkundigte sich unterwegs in jeder Hütte und bei jedem Reisenden, um seiner Schwester nicht unterwegs fehl zu gehen. In Virginien angekommen, rastete er eines Tages in einem Farmhause, um sein Pferd zu füttern und Erkundigungen einzuziehen; da erzählte man ihm, daß ein Mädchen, welches in der Gefangenschaft der Indianer gewesen und erst kürzlich in die Gegend gekommen sei, etwa sechs (englische) Meilen weiter bei einer englischen Familie wohne. Nealy verlor keinen Augenblick, sondern sattelte sein Pferd wieder, bevor es sein Futter gekostet, und ritt in der bezeichneten Richtung weiter. Noch ehe er das Haus erreichte, begegnete er seiner lieben Schwester. Welche Feder vermag ein solches Wiedersehen zu beschreiben?

Mary traf sogleich Anstalten zur Heimreise, mußte aber auf dem Wege durch die fast spurlose Wildniß noch manche Leiden und Gefahren über-

stehen. Allein das Geheul der Wölfe und das Gebrüll der Bären waren ihrem Ohr bekannte Töne, und Nichts als der schreckliche Gedanke, den erbarmungslosen Wilden wieder in die Hände zu fallen, war im Stande, ihren Muth zu lähmen. Selbst nach ihrer Wiedervereinigung mit ihrer Familie quälte sie diese Furcht in einem solchen Grade, daß sie nicht eher Ruhe hatte, als bis ihre Mutter ihren Bitten nachgab und nach einem sichern Orte in Kentucky zog.

Die Geschichte von Miß Nealy's wunderbaren Abenteuern und ihrer Rückkehr nach Tenessee wurde bald bekannt, und sogar ihr früherer Bräutigam, voller Reue über seine Treulosigkeit, kehrte zurück, um sich von Neuem um ihre Gunst zu bewerben. Man kann sich denken, mit welcher Verachtung sie einen Mann zurückwies, dem es an Muth gebrochen hatte, ihre Befreiung aus den Händen der Indianer auch nur zu versuchen, und der seiner Erbärmlichkeit die Krone aufsetzte durch die Untreue, welche er eben gegen seine zweite Geliebte zu begehen im Begriff stand.

Mary Nealy verheirathete sich am 27. Februar 1785 mit George Spears, in ihrer neuen Heimath in Lincoln County, Kentucky. Ihre Mutter kehrte jedoch nach der Hochzeit mit dem übrigen Theile der Familie nach Tenessee zurück, während sie mit ihrem Manne zwei Jahre in Lincoln County und drei Jahre in Greene County, wohnen blieb. In dieser Zeit pflegte sie ihren Gatten auf das Feld zu begleiten, entweder um Wache zu halten, oder um ihm graben und hacken zu helfen, wobei sie stets ihre Kinder mitnahm. Bei einer solchen Gelegenheit hörten sie eines Tages ein Pfeifen, wie von einem wilden Truthahn. Einer ihrer Nachbarn, ein alter Jäger, warnte sie jedoch, dem Tone nachzugehen, welcher von einem Indianer hervorgebracht würde, den er sofort ausspüren wolle. Er kroch also nach Jägerart lautlos am Boden entlang, bis dicht an den Ort, von dem das Pfeifen kam, feuerte dann — und ein Indianer stürzte.

Ein andermal ließen sich des Nachts seltsame Töne dicht an ihrer Wohnung hören. Mrs. Spears guckte durch eine Spalte und sah den Schatten eines Mannes das Haus umschleichen. Sie weckte ihren Gatten. Dieser stieg auf den Boden, legte sein Gewehr durch eine Dachritze und feuerte auf den Wilden. Fünf Indianer fuhren in die Höhe und liefen davon; Mr. Spears fuhr jedoch fort zu schießen, bis vom nahegelegenen

Fort das Lärmzeichen gegeben und Hülfe gesandt wurde. Eine Compagnie Soldaten folgte der Spur mehrere Meilen weit und schätzte die Zahl der dagewesenen Wilden auf etwa funfzig. Um diese Zeit erhielt Mrs. Spears auch die Nachricht, daß einer ihrer Brüder von den Indianern gemordet sei.

Mr. Spears, der sich nicht fürchtete, pflegte häufig nach dem Fort zu gehen um sich dort im Scheibenschießen zu üben, und wenn er mit der Dämmerung nicht zurückkehrte, so pflegte seine Frau ihr Blockhaus zu verlassen und sich mit ihrem Kinde in den Wald zu begeben; so groß war ihre Furcht vor den lauernden Feinden, deren Grausamkeit sie so bitter erfahren hatte. Als sie so eines Abends ihre Wohnung verlassen hatte, und mit ihrem Säugling auf dem Arm unter einem weitüberhängenden Baume stand, um ihren heimkehrenden Gatten zu erwarten, hörte sie plötzlich gerade über sich den schrillen Ruf einer Todteneule und fiel vor Schreck wie todt zu Boden. Sie beschrieb in ihrem Alter oft die Beschämung, welche sie empfand, als sie sich von ihrem Schreck erholt hatte, und pflegte sich damit zu entschuldigen, daß ihre Furcht nur ihrem armen hülflosen Kinde gegolten habe. In Zeiten besonders großer Gefahr pflegte sie die Wäsche und das Ausbessern der Kleider für zwei junge Leute aus dem Fort zu besorgen, welche dafür allabendlich ihren Mann nach Hause begleiteten und in ihrem Hause übernachteten.

Bei einer andern Gelegenheit, als wiederum ein zahlreicher Indianertrupp die Gegend beunruhigte, wurden sie aufgefordert, ihre Wohnung ungesäumt zu verlassen. Mrs. Spears vergrub eiligst ihr Küchengeschirr, packte die Federn aus ihrem Bette nebst einigem andern unentbehrlichen Geräth auf ihr Pferd, stieg dann, obwohl zwei Wochen vor ihrer zweiten Niederkunft, selber auf, indem sie ihr Kind vor sich auf den Schooß nahm, und half so das Vieh wegtreiben. Das Lärmzeichen, daß die Indianer in der Nähe seien, wurde gegeben, und so mußte sie mit aller ihrer Last anderthalb (englische) Meilen um ihr Leben reiten. Ein Commando Soldaten wurde vom Fort ausgeschickt, um den Feind auszukundschaften; sie fanden die Spuren von etlichen vierzig Wilden, wagten dieselben aber nicht weiter als ein paar (englische) Meilen zu verfolgen.

Eines Tages kam ein Mann, Namens Fischer, aus dem Fort auf Mr. Spears Feld, um eine Bestellung an ihn auszurichten. Bei seiner

Rückkehr wurde er von den Indianern verfolgt, niedergeschossen und vor den Augen der Mrs. Spears skalpirt, bevor ein Gewehr geholt werden konnte, um die frechen Angreifer zu verjagen. Solche Vorfälle versetzten unsere Pioniere in einen fortwährenden Zustand der Aufregung und Angst, und selbst, während sie größerer Sicherheit halber im Fort wohnten, war ihre Lage nur wenig besser. Ihr Vieh wurde beständig fortgetrieben, ihre Jäger, so wie diejenigen, welche sich hinauswagten, um die Felder zu bestellen, wurden von lauernden Feinden ermordet, so daß sie endlich schrecklichen Mangel an Nahrungsmitteln litten. Auch erhielt Mrs. Spears die Nachricht, daß noch zwei von ihren Verwandten von den Indianern getödtet worden seien; im Ganzen fielen fünf Mitglieder ihrer Familie der Wuth der Wilden zum Opfer.

Die drei ältesten Kinder der Mrs. Spears wurden während dieser Schreckensjahre geboren. Mr. Spears war ein Mann von gutem Verstande und wahrer Frömmigkeit so wie ein liebevoller Gatte, und da Beide mit Gesundheit und hinlänglichem Auskommen gesegnet waren, so fühlten sie sich glücklich. Mrs. Spears hatte ein sanftes und freundliches Wesen, eine warmes, liebevolles, edelmüthiges Herz und war stets bescheiden und nachgiebig, außer wenn die Umstände Festigkeit und Stärke erforderten. Sie versuchte niemals, sich früherer Gewohnheiten zu entschlagen und sich den Fortschritten der Zeit und dem Wechsel der Mode anzupassen. So stand stets ein Wagen zu ihrer Verfügung, allein sie zog es vor, zu reiten, wenn die Entfernung nicht zu groß war, in welchem Falle sie sich eines großen bedeckten Bauerwagens bediente. Sie war stets mildthätig gegen die Armen und freigebig gegen alle, mit denen sie zu thun hatte; ihr Fleiß und ihre wohleingerichtete Hauswirthschaft waren bewundernswürdig, und nicht ein Augenblick ihrer Zeit wurde verschwendet. Sie besorgte das Weben, Nähen und andere häusliche Arbeit selbst und bereitete außerdem fortwährend Tränke, Salben und Pflaster für alle Kranken ihrer Bekanntschaft. Für ihre Freunde und Nachbarn, wie für die Armen machte sie unentgeldlichen Gebrauch von ihren medizinischen Kenntnissen, während sie von solchen, die weit her kamen und in guten Umständen waren, eine angemessene Entschädigung nahm. Der Wunsch, sich nützlich zu machen, hatte sie zuerst veranlaßt, die schwierigste ärztliche Pflicht bei ihrem Geschlechte

zu übernehmen, zumal da Aerzte in jener Gegend äußerst selten waren. Ihre Erfolge machten sie bald so berühmt, daß ihre Hülfe von allen Seiten in Anspruch genommen wurde. So bekam sie eine Vorliebe für diese Thätigkeit und pflegte noch wenige Monate vor ihrem Tode ihre Kranken der Reihe nach zu besuchen.

Auch nachdem die Feindseligkeiten der Indianer aufgehört hatten, war ihr Leben reich an anziehenden und abenteuerlichen Vorfällen. Eines Morgens ging ihr Gatte mit dem Gewehre aus und befahl ihr, mit seinem Jagdmesser nachzukommen, sobald sie schießen hörte. Bald darauf hörte sie einen Knall, lief mit dem Messer nach dem Orte, woher der Schall kam und hörte gleich darauf einen zweiten Schuß. Mr. Spears riß ihr das Messer aus der Hand und stieß es bis an's Heft in einen ungeheuren Bären, welcher, wie Mrs. Spears zu erzählen pflegte, unsere größte und beste Sau umarmt hielt. Es verging einige Zeit, ehe die Sau wieder zu Athem kam, da der Bär nach jedem Schusse sie nur um so fester drückte; doch hatte sie keinen Schaden gelitten.

Mrs. Spears liebte feurige Pferde und pflegte ein ziemlich wildes zu reiten. Ihr Mann warnte sie, daß es noch mit ihr durchgehen würde; aber unsere Heldin meinte, sie wolle ihm die Lust dazu schon vertreiben. Das that sie eines Tages, nachdem das Pferd ungefähr eine (englische) Meile mit ihr gelaufen war, indem sie es plötzlich anhielt, so daß es mit dem Kopfe gegen den Stamm einer Birke stieß, während die furchtlose Reiterin zur rechten Zeit absprang.

Einmal wurde Mrs. Spears in großer Eile zu einer kranken Frau geholt, welche mehrere Meilen weit jenseits des Green River wohnte. Sie hatte ein kleines Kind, das sie nicht zu Hause lassen konnte, und nahm es daher mit auf's Pferd. Am Flusse angekommen, fand sie, daß die Fähre eben abgestoßen hatte. Sie rief dem Manne zu, umzukehren, indem sie ihm vorstellte, wie eilig sie es habe, allein der Fuhrmann erwiderte, daß seine Ladung ohnehin zu schwer sei. Ohne sich zu besinnen, sprengte die muthige Frau in's Wasser, schwamm an der Fähre vorbei durch den Fluß und erreichte das jenseitige Ufer zuerst.

Im Jahre 1824 zogen Mr. und Mrs. Spears mit ihrem Gesinde — einem Negerknaben und einem Negermädchen — nach Illinois. Ihre

drei noch lebenden Kinder, welche bereits alle verheirathet waren, begleiteten sie. Allen war es gut gegangen und ihre Glücksgüter mehrten sich. Sie ließen sich in Claray's Grove, Merard County, nieder. Mrs. Spears sorgte mit eben so großem Eifer nicht nur für das leibliche Wohlergehen, sondern auch für die sittliche und religiöse Veredelung ihres Gesindes, wie sie es für ihre eigenen Kinder gethan hatte, und fand als Lohn dafür den willigsten Gehorsam und die hingebendste Liebe. Als der Negerknabe — Jem — mündig wurde, gab ihm seine Herrin eine reichliche Ausstattung und die Freiheit; allein er zog vor, bei ihr zu bleiben. Durch sparsame Wirthschaft wurde Jem späterhin in den Stand gesetzt, seine beiden Eltern, welche einer in Missuri lebenden Verwandten der Mrs. Spears gehörten, frei zu kaufen, um sie (erst vor Kurzem) nach Claray's Grove zu bringen. Die Unterstützung, welche ihm seine Herrin dabei zu Theil werden ließ, wirft ein sehr günstiges Licht auf ihren liebreichen und christlichen Charakter.

Noch in ihrem hohen Alter — zwischen achtzig und neunzig — besuchte Mrs. Spears ihren Bruder in Tenessee. Dieser Bruder hatte einmal zur Zeit des Indianerkrieges seine Mutter auf einem Ritte begleitet, bei welchem sie eine Schußwunde von einem Indianer erhielt. Er tödtete den Angreifer, wurde aber selbst von einem zweiten lauernden Wilden verwundet, während er seine Mutter wieder in den Sattel hob. Ein Mann, der sie begleitete, half ihm wieder auf sein Pferd, und es gelang ihnen, zu entkommen. Mrs. Spears machte die Reise zu diesem Bruder in einem großen bedeckten Wagen in Begleitung ihres Enkels, eines Knaben von etwa vierzehn Jahren. Sie übernachteten regelmäßig im Freien. Während des einen Tages hatte Mrs. Spears einen Reiter ein paar Mal an ihnen vorbeikommen und, wie es ihr schien, eins ihrer Pferde sehr aufmerksam betrachten sehen. Eine diebische Absicht fürchtend, machte sie sich des Abends ihr Lager auf der Erde, um den Ton nahender Fußtritte um so leichter hören zu können. In der tiefen Stille der Nacht hörte sie Geräusch und fragte, sich emporrichtend, mit lauter Stimme, wer da sei? Der Eindringling zog sich ohne Antwort zurück; allein nach einer oder zwei Stunden kam er wieder mit denselben schleichenden Schritten und wurde abermals von der wachsamen Greisin entdeckt. Sie fuhr in die Höhe,

wiederholte ihre Frage, warf, als sie keine Antwort erhielt, dem Manne seine nichtswürdige Absicht vor und drohte ihm mit Strafe, wenn er es wagen sollte, noch einmal zu kommen. Der Dieb schien nicht geneigt, seine Beute aufzugeben, sondern kam zum dritten Male, diesmal zu Pferde. Unsere Heldin, seine Rückkehr wohl bemerkend, bereitete sich auf seinen Empfang vor, sprang, als er heran kam, auf ihn los und schlug das Pferd mit einem großen Kleidungsstück so kräftig um die Ohren, daß es erschreckt Kehrtum machte und ihr sehr bald aus den Augen verschwunden war. Nun aber quälte sie der Gedanke, daß der Reiter vielleicht abgeworfen und getödtet sei, bis sie sich mit dem Ohr auf die Erde legte und den regelmäßigen, sich mehr und mehr entfernenden Hufschlag des Pferdes hörte, woraus sie schloß, daß der Mann ohne Schaden davon gekommen sei.

Mrs. Spears starb auf ihrer Besitzung zu Claray's Grove am 26. Januar 1852, umgeben von liebenden Kindern und Enkeln, welche das Andenken an ihre Tugenden ehren und pflegen und ihr nützliches, wohl angewandtes Leben als ein Vorbild betrachten.

XI.

Die Sümpfe von Louisiana.

In Folge seiner geringen Erhebung über den Meeresspiegel besitzt Louisiana ein beinah tropisches Klima. Daher findet man auch dort mehrere Arten des Ibis, der eigentlich der heißen Zone angehört und nur innerhalb der Wendekreise vorkommt.

Ein englischer Arzt, der ein leidenschaftlicher Jäger war und sich einige schöne Exemplare dieses merkwürdigen Vogels zum Ausstopfen zu verschaffen wünschte, begab sich zu diesem Zweck auf die Ibisjagd. Er erlebte dabei folgendes Abenteuer, welches wir ihn selbst erzählen lassen:

Der südliche Theil des Staates von Louisiana ist ein ungeheures

Labyrinth von Sümpfen, Bayous und Lagunen. Diese Bayous sind mächtige Wassermassen, die aber träg und schläfrig, ohne bemerkbaren Fall, dahinfließen und je nach der Jahreszeit sich bald in der einen, bald in der andern Richtung ein Bett durch die Niederungen suchen. Es sind Mündungsarme des großen Mississippistromes, der schon 300 englische Meilen oberhalb seiner eigentlichen Mündung seine Wasserfülle über die Ufer drängt und nach verschiedenen Richtungen zu hinergießen beginnt. Diese Ausflüsse des Mississippi, die von verschiedener Breite sind, umschließen eine Menge kleiner Inseln und bilden mit den anstoßenden Sümpfen den großen Tummelplatz des Alligators und des Süßwasser-Hais. Auf ihren unheimlich trüben Gewässern und niedrigen Ufern zeigen sich zahllose Wat- und Schwimmvögel, die diese Einsamkeit beleben, z. B. der rothe Flamingo, der Silber-Reiher, der Trompeterschwan, der blaue Reiher, die wilde Gans, der Kranich, der Schlangenhals, der Pelikan und der Ibis. Sodann trifft man den Gänseadler hier und den weißköpfigen Adler, der jenem seine Beute abjagt. Außerdem sind die Sümpfe überaus reich an Fischen, Reptilien und Insekten und daher der Lieblingsaufenthalt von hunderten von Vögeln, die von jenen Thieren leben. An einigen Stellen breiten sich die Bayous über die Gegend wie ein ganzes Netzwerk aus, welches man in einem Boote nach allen Richtungen hin durchstreifen kann. Dies ist für viele Pflanzungen sogar das einzige Verkehrsmittel untereinander. Die nördliche Hälfte dieses Land- und Wasserstrichs ist stark bewaldet, dagegen trifft man in der südlichen Hälfte, gegen den mexikanischen Meerbusen hin, auf einer Strecke von funfzig Meilen vom Meer ab, nicht einen einzigen Baum.

Gerade auf den Saum dieser baumlosen Gegend führte mich mein Versuch der Ibisjagd. Ich war von einer kleinen Colonie französischer Creolen in einem leichten Nachen aufgebrochen, ohne eine andere Begleitung, als mein Doppelgewehr, ja sogar ohne Hund, denn mein treuer langjähriger Hühnerhund war den Tag zuvor von einem Alligator gebissen worden, als er durch ein Bayou schwamm.

Ich war mit der Gegend so ziemlich bekannt und trug daher kein Bedenken, mich allein in dieses Labyrinth von Bayous und Wasserarmen zu wagen. Von Zeit zu Zeit die Schaufelruder gebrauchend, ließ ich mich

vier bis fünf Meilen weit das größte Bayou hinuntertreiben; da jedoch die Vögel, die ich suchte, noch immer nicht erscheinen wollten, so bog ich in einen kleinern Arm ein und ruderte stromaufwärts. Ich gelangte hier in eine einsame Region von Marschen und Sümpfen, die, so weit nur das Auge reichte, mit Schilf bewachsen waren. Nirgends war eine menschliche Wohnung oder sonst ein Lebenszeichen von Menschen zu entdecken; ich war vielleicht der erste Weiße, den je die Jagdlust verleitet hatte, seinen Kahn durch diese trüben düsteren Gewässer zu treiben. Als ich noch weiter vordrang, traf ich endlich auf das Wild, welches ich suchte und es gelang mir, mehrere schöne Exemplare, sowohl vom großen Wald-Ibis, als von der weißen Spielart zu erlegen. Außerdem schoß ich einen schönen weißköpfigen Adler, der über mein Boot hinstrich ohne die mindeste Ahnung der Gefahr. Nur der Vogel, nach welchem es mich am meisten gelüstete, der scharlachrothe Ibis, war nirgends aufzutreiben.

Ich mochte etwa drei (englische) Meilen weit gegen die Strömung gerudert sein und war schon im Begriff mein Boot wieder zurücktreiben zu lassen, als ich wahrnahm, daß sich das Bayou in einiger Entfernung erweiterte. Die Neugier lockte mich auch dorthin, und nach einigen hundert Ruderschlägen sah ich mich an dem einen Ende eines länglichen Sees von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meilen. Das Ufer war sumpfig, das Wasser hatte eine dunkle Färbung und war voll Alligatoren. Ueberall sah ich ihre häßlichen Gestalten und schuppigen Rücken, wie sie nach allen Seiten hin auf dem Wasser umherschwammen und hungrig nach Fischen schnappten. Doch dies Alles war mir nichts Neues; ein solcher Anblick war mir auf meinen Jagdausflügen in Louisiana schon dutzendfach vorgekommen. Um so mehr lockte mich ein kleines Eiland, welches sich in der Mitte eines Sees befand und auf dessen einem Ende eine Reihe aufrechter Gestalten von prächtiger scharlachrother Farbe standen. Diese rothen Kreaturen waren es ja gerade, nach denen ich verlangte. Vielleicht waren es Flamingos — denn ich konnte es in einer solchen Entfernung nicht unterscheiden — dann um so besser! Die Flamingos sind indeß beinah noch scheuer als die Ibisse, und da die Insel niedrig und ganz kahl war, so hatte ich wenig Hoffnung, daß sie mich bis auf Schußweite würden herankommen lassen. Aber ich wollte doch wenigstens einen Versuch machen. Ich ruderte behutsam den

See hinauf und schickte von Zeit zu Zeit einen spähenden Blick aus, ob mein Wild etwa stutzig geworden sei. Die Sonne blendete, und da das helle Scharlachroth der Vögel durch die Brechung der Lichtstrahlen noch brennender erschien, so hielt ich sie eine Weile für Flamingos. Als ich näher kam, sah ich die Täuschung. Die lange säbelförmig gekrümmte Gestalt des Schnabels überzeugte mich, daß es Ibisse waren; auch waren sie nur drei Fuß hoch, wogegen der Flamingo eine Höhe von fünf Fuß erreicht. Ich bemerkte etwa ein Dutzend Ibisse, die sich nach ihrer Gewohnheit scheinbar schlafend oder gleichsam in tiefe Gedanken versunken, auf einem Beine wiegten. Sie standen auf dem obern Ende der Insel, während ich mich vom unteren näherte.

Das Eiland war keine sechzig Schritte breit, und ich wußte wohl, daß wenn ich nur den Punkt erreichen konnte, der mir zunächst lag, mein Gewehr den Schrot noch weit genug trug, um einige von den Ibissen in dieser Entfernung zu erlegen. Ich fürchtete anfänglich, die Ruderschläge könnten sie erschrecken, und ruderte nur ganz langsam näher; allein die große Hitze mochte sie müde und schläfrig gemacht haben, und die Vögel blieben ruhig sitzen, bis mein Kahn das Ufer der Insel berührte. Vorsichtig nahm ich meine Flinte, zielte, und schoß beide Läufe fast zu gleicher Zeit ab.

Als sich der Rauch verzogen hatte, sah ich, daß alle Vögel davongeflogen waren, bis auf einen, der dicht am Rande des Wassers ausgestreckt lag. Das Gewehr in der Hand sprang ich aus dem Boot und eilte die Insel entlang, um den erlegten Ibis zu holen. Dies war das Werk weniger Minuten. Als ich aber zu meinem Nachen zurückkehren wollte, sah ich denselben, zu meiner unaussprechlichen Bestürzung, draußen weit auf dem See schwimmen und rasch stromabwärts treiben. In meiner Eile hatte ich vergessen, ihn anzulegen und die Strömung des Bayou hatte ihn ergriffen und davongeführt. Allerdings war er nur etwa hundert Schritt weit entfernt, allein für mich waren das eben so viele Meilen, denn ich konnte nicht schwimmen.

In der ersten Aufregung eilte ich an's Wasser hinab und wollte dem Kahne nach, allein ich besann mich sogleich, da ich sah, daß das Wasser hier klaftertief war. Genug, das Boot war fort, unwiederbringlich verloren!

Ich überschaute anfänglich noch gar nicht die ganze Gefahr meiner Lage, die mir noch lange nicht hoffnungslos vorkam. Denn ich befand mich ja — freilich allein und ohne Boot — auf festem Boden inmitten eines Sees, dessen Ufer nur eine halbe englische Meile entfernt waren. Doch nur zu bald sollte meine Sorglosigkeit enttäuscht werden! Als ich meinem davontreibenden, unrettbar verlorenen Nachen nachsah, wurde ich erst gewahr, daß der See mitten in einem endlosen Sumpfe lag, dessen Ufer, selbst wenn ich sie erreichte, mir aller Wahrscheinlichkeit nach noch keinen festen Fußtritt gewährten. Und überdies konnte ich ja gar nicht hinüber gelangen, weil ich des Schwimmens unkundig war und sich andrerseits auf der ganzen Insel kein Baum, kein Busch, kein Klotz befand, ja nicht einmal ein Stock, aus dem ich mir ein Floß hätte anfertigen können. Ja, wenn ich über alles das nachdachte, so überkam mich das Gefühl eines Entsetzens, welche mich ganz zu überwältigen drohte.

Der See, in dessen Mitte ich mich befand, war allerdings nur eine Meile breit; es war aber eben so gut, als ob ich mitten im Ocean ausgesetzt und vereinsamt wäre, denn ich wußte ja, daß sich Meilenweit in der Runde keine Ansiedlung fand, daß mich auf eine Tagereise nichts umgab als ein endloser Sumpf. Niemand sah mich, Niemand konnte mich hören, und es war auch nicht wahrscheinlich, daß Jemand in die Nähe des Sees kommen würde. Mein treuloser Nachen war vielleicht der erste Kiel gewesen, der jemals diese Gewässer durchfurcht hatte. Schon die Zahmheit der Vögel, die sorglos meinen Kopf umflatterten, schien dies zu bestätigen. Ich mußte also, wenn mir keine fremde Hülfe kam — und wie konnte ich die erwarten? — auf dieser Insel entweder elend umkommen, oder irgend ein Mittel ausfindig machen, sie verlassen zu können, oder endlich, auf die Gefahr hin, zu ertrinken, meinen Weg durch das Wasser nehmen.

Derartige Gedanken drängten sich unaufhörlich. Meine schreckliche Lage war mir vollkommen klar geworden; es war durchaus keine Vermuthung mehr vorhanden, an die ich irgend eine Hoffnung auf Rettung knüpfen konnte. Ich durfte ja nicht einmal erwarten, daß die Colonisten, bei denen ich meinen einstweiligen Aufenthalt genommen hatte, mich vermissen und nach mir suchen würden; denn sie kannten mich nicht. Ich war ihnen fremd und sie mochten sich höchstens über meine Thorheit lustig machen,

daß ich so Tag für Tag meine einsamen Ausflüge machte, von denen ich nichts mitbrachte als Pflanzen und Gräser, oder Vögel, Schmetterlinge und Reptilien, die sie niemals zuvor gesehn hatten, obgleich sie ihnen täglich vor Augen kamen.

Jene Leute also hatten durchaus kein Interesse an mir und waren überdies durch meine Ausflüge daran gewöhnt, daß ich nicht nur mehrere Tage, sondern zuweilen auch eine ganze Woche fortblieb.

Mein Schicksal stand also klar vor meinen Augen und der Gedanke desselben brachte mich außer mir. Ich schrie laut um Hülfe, mehr unwillkührlich, als weil ich glaubte gehört zu werden; lauter und lauter rief ich, doch nur das Echo meiner eigenen Stimme gab mir Antwort, begleitet von dem aberwitzigen Lachen des weißköpfigen Adlers.

Nach einer Weile stellte ich mein nutzloses Rufen ein, schleuderte mein Gewehr zu Boden, und warf mich selbst verzweifelnd an die Erde. Ich hatte manches Abenteuer schon erlebt, ich war in den Händen mordlustiger Räuber gewesen, ich hatte mich verirrt auf der weiten Prairie, wo kein Busch, kein Pfad, kein Bach, kein Stein den armen Wanderer zurechtweist — aber die Lage, in der ich mich jetzt befand, überbot alle frühern an Angst und Entsetzen. Fast bewußtlos lag ich in einer Art von Betäubung — ich weiß nicht wie lange, aber es mußten wohl mehrere Stunden so vergangen sein. Ich sah dies an der Sonne, sie war schon im Untergehen, als ich wieder zur Besinnung kam. Ein seltsames Geräusch schlug an mein Ohr; es war ein Schnauben wie das Pusten großer Blasebälge und dazwischen ein Ton noch lauter und heftiger als das Brüllen eines Stieres. Ich ermunterte mich völlig und sah nun, in welcher sauberen Gesellschaft ich mich befand; die dunkeln, ekelhaften Gestalten, die mich umgaben, waren riesige Alligatoren.

Es waren gewaltige, meist vollständig ausgewachsene Thiere; auf der kleinen Insel krochen ihrer wohl nicht weniger als hundert umher, vor mir, hinter mir, auf allen Seiten. Ihre langen Kinnladen und kannelirten Schnauzen berührten fast meinen Körper und ihre sonst so bleifarbenen Augen schienen Glanz zu bekommen. Diese neue Gefahr gab mir Kraft, ich sprang auf, und die häßlichen Reptilien krochen erschreckt davon und plumpten eilig in den See, wo sie im Wasser ihre widerwärtigen Gestalten

verbargen. Nachdem ich meine Gedanken allmählig wieder gesammelt hatte, begann ich zunächst, ein wenig ruhiger, die Dinge um mich her genau zu prüfen. Mein Auge musterte den ganzen Umfang des kleinen Eilandes, jeder Zoll desselben ward untersucht, jeder Gegenstand sorgfältig betrachtet — die abgeworfenen Federn des wilden Geflügels, die Süßwassermuscheln, die am Ufer lagen, kurz Alles, was meinem Auge nur begegnete: aber nirgends sah ich ein Mittel zur Rettung.

Die Insel war nur die Spitze einer Sandbank, welche der Strudel hier gebildet hatte; sie war vielleicht erst seit Jahresfrist hier zusammengetrieben worden, und entbehrte noch, mit Ausnahme einiger Grasbüschel, alles Pflanzenwuchses. Da war kein Busch, kein Baum, ja nicht einmal ein Stecken. Ich hätte kein Floß zusammenbringen können, das selbst für einen Frosch groß genug gewesen wäre. Diesen Gedanken also schlug ich mir ganz aus dem Sinn.

Ich durchschritt meinen Kerker von einem Ende zum andern, wanderte von einer Seite zur andern, untersuchte die Tiefe des Wassers hier und dort, aber überall, wo ich hineinwatete, fiel der Grund jählings ab, sobald ich mich nur ein wenig vom Lande entfernte. Etwa drei Mannslängen vom Lande, stand ich schon bis an den Hals im Wasser. Die häßlichen Reptilien schwammen schnaubend und pustend um mich her, denn sie waren in ihrem Elemente weit kühner, und sie hätten mich gewiß nicht an das jenseitige Ufer hinüberwaten lassen, wenn auch das Wasser dazu seicht genug gewesen wäre. Erschreckt von ihrer Aufmerksamkeit eilte ich auf das Trockene zurück und wanderte auf meiner Insel nachdenklich hin und her.

Die Nacht brach ein, unheimlich und düster. Mit ihr erwachten auch neue Stimmen, die nächtliche Musik der Sümpfe: das Qua—qua des Nachtreihers, das jauchzende Geschrei der Sumpfeule, das Kreischen des Anhinga, das Brüllen der Rohrdommel, das Glucken der großen Wasserkröte, das Klingeln des Glöckchenfrosches und das Zirpen des Savannenheimchens — alle diese verschiedenartigen Laute schlugen gemeinsam an mein Ohr. Dazu gesellten sich noch rauhere und garstigere Töne, die des plätschernden Alligators, dessen Stimme mich daran erinnerte, daß ich mich keinen Augenblick dem Schlummer überlassen dürfe. Sobald ich nur einige Minuten ruhig lag, kamen die scheußlichen Reptilien zu mir herangekrochen, so nahe,

daß ich sie mit ausgestreckter Hand berühren konnte; dann sprang ich auf, schrie, schwang mein Gewehr um mich und trieb sie wieder in's Wasser. Aber bei jedem neuen Angriff von meiner Seite zeigten sie weniger Furcht, bis ich sie weder mit Geschrei noch mit drohenden Gebehrden von dannen scheuchen konnte. Sie wichen zuletzt nur wenige Fußbreit zurück und bildeten einen unregelmäßigen Kreis um mich her. So umzingelt, war nun die Reihe der Furcht an mir. Ich lud mein Gewehr und feuerte, tödtete indeß keins dieser überlästigen Geschöpfe, denn ihr Schuppenpanzer ist so dicht, daß eine Kugel nicht hindurchschlägt, außer im Auge oder unter dem Vorderarme. Es war aber zu dunkel, als daß ich auf diese Theile hätte zielen können und meine Schrotkörner prasselten daher lärmend, aber unschädlich, auf ihre Schuppenpanzer nieder. Es hatte wenigstens das Gute, daß sie der laute Knall und der Blitz des Schusses erschreckte und sie doch erst nach einer längeren Zwischenzeit wieder zurückkehrten. Ich schlief schon, als sie wieder kamen; denn trotz aller Bemühungen mich wach zu erhalten, hatte ich der Müdigkeit nicht widerstehen können. Die Berührung eines kalten Gegenstandes weckte mich auf und ich verspürte einen beinahe betäubenden Moschusgeruch, der die Luft erfüllte. Als ich die Arme ausstreckte, berührten meine Finger einen schleimigen, klebrigen Gegenstand: es war eins dieser Ungeheuer und zwar eins von riesiger Größe. Eben wand es seinen Körper in eine Hufeisenform, und da ich wußte, daß der Alligator diese Stellung nur einnimmt, wenn er mit dem Schwanze schlagen will, so sprang ich eiligst auf die Seite.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn schon im nächsten Augenblick traf der Streich seines gewaltigen Schweifes den Boden, wo ich gelegen hatte. Ich feuerte noch einmal mein Gewehr ab und der Alligator, nebst seinen scheußlichen Genossen, flüchtete in's Wasser.

An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken. Obgleich ich so ermüdet war, daß ich auf jedem Lager, und wäre es ein Schlammgrund gewesen, sofort hätte einschlafen können, so hielt mich doch das Bewußtsein der Gefahr wach, und wirklich mußte ich mir vor Tagesanbruch meine schuppigen Feinde noch einmal durch einen Schuß vom Leibe halten.

Endlich brach der Morgen an, allein er änderte nichts in meiner bedenklichen Lage. Das Tageslicht erhellte nur meinen Inselkerker, aber

zeigte mir kein Mittel, demselben zu entfliehen. Im Gegentheil verschlimmerte sich noch mein Zustand, je höher die Sonne stieg, denn ihr Feuer versengte mich und ich hatte kein Laubdach, ja keine Handbreit Schatten, um mich dagegen zu schützen. Schon hatten mich die Nacht über Tausende von Sumpffliegen und Moskitos so gepeinigt und zerstochen, daß Gesicht und Hände fast wie ein rohes Stück Fleisch aussahen, und nun brannten noch die Sonnenstrahlen, die von dem wolkenlosen Himmel auf die spiegelglatte Fläche des Bayou fielen, mit immer steigender Gluth. Zu solchen Qualen gesellte sich gegen Abend noch die des Hungers, denn ich hatte seit meiner unseligen Abfahrt von Hause nichts mehr genossen. Um meinen Durst zu löschen, trank ich das Wasser aus dem See, so trüb und schlammig es auch war.

Dies befriedigte für den Augenblick meinen Durst, aber nicht meinen Hunger. — Wo sollte ich hier Nahrungsmittel hernehmen? Da fiel mein Blick auf den todten Ibis, und sofort zog ich ihm sein glänzendes Gefieder ab und bemächtigte mich seines Fleisches. Es ist wahr, daß ich es lieber gekocht oder gebraten genossen hätte; da es mir aber durchaus an Brennmaterial fehlte, und der Hunger bekanntlich der beste Koch ist, so verzehrte ich es roh. Ich bedauerte auch weiter nicht, daß mein schönes Ibis-Exemplar dabei zu Grunde ging, denn in diesem Augenblick hatte der Trieb der Selbsterhaltung alle Liebe zur Wissenschaft zum Schweigen gebracht. Hätte der Ibis nur wenigstens mehr Fleisch gehabt; aber es reichte kaum zu zwei Mahlzeiten und hatte überdies einen faden Geschmack.

Was nun? Sollte ich ruhig verhungern? In der Nacht hatte ich, ohne es zu wissen, einem Alligator einen tödtlichen Schuß beigebracht, und der häßliche Leichnam desselben lag ausgestreckt am Ufer. Zu verhungern also brauchte ich nicht, denn das Fleisch des Alligators ist eßbar, wenn auch gerade kein Leckerbissen, jenes starken Moschusgeruches wegen. Ich fastete noch beinah zwei Tage; dann aber schnitt ich aus dem Schweif eines zweiten Alligators, den ich inzwischen erlegt hatte, ein Stück heraus und verzehrte es ohne Bedenken.

Der zuerst getödtete Alligator war bei der glühenden Sonnenhitze schon in Fäulniß übergegangen und füllte die ganze Insel mit einem unerträglichen Geruch. Kein Lüftchen wehte, sonst hätte ich mich wenigstens

auf die Windseite legen und so der Ausdünstung entgehen können. Endlich schob ich mit Hülse meines Gewehrs den halbverwesten Körper ins Wasser, und siehe da, der todte Alligator schwamm und wurde von der sanften Strömung, in welche er hineingerieth, leicht davongetragen. Dieser Umstand versetzte mich in tiefes Nachdenken. Ich fragte mich, wodurch wohl der gewaltige Körper des todten Thieres zu schwimmen vermöge? Offenbar mußte er so mit Gasen angefüllt sein, daß er leichter war als das Wasser. Wie nun, fuhr ich fort, wenn ich die Eingeweide eines Alligators aufbliese und mir daraus Luftkissen bereitete, sollt' ich nicht gleichfalls schwimmen können? Dieser Gedanke durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Ja, ich wollte einen Alligator ausweiden und seine Eingeweide zu meiner Rettung benutzen!

Ich verlor keinen Augenblick; die Hoffnung hatte meine Kräfte auf's äußerste gespannt. Meine Büchse war geladen, und ein großer Alligator, der im seichten Wasser nahe am Ufer schwamm, erhielt einen Schuß in's Auge, der ihn nach wenig Zuckungen verenden ließ. Ich zog ihn an's Ufer, schlitzte ihm mit meinem Messer den Leib auf und nahm die Eingeweide heraus. Es waren freilich nur wenige, aber sie schienen mir hinreichend. Ein Federkiel aus der Schwinge des Ibis mußte als Blaserohr dienen. Mit unaussprechlicher Freude sah ich die hautartigen Därme hoch aufschwellen; ich unterband sie mit Bindfaden, den ich bei mir trug, und ruhte nun nicht eher, als bis ich mit einem ganzen Haufen solcher luftgefüllten Würste umgeben war. Diese band ich dann zusammen, befestigte sie um meinen Leib, lud mein Gewehr, ging ganz keck in's Wasser und siehe da, ich schwamm!

Ich hatte mir die Blasen dergestalt um den Leib gebunden, daß ich mich aufrecht erhalten konnte, und mein Gewehr war schußfertig, um mich gegen jeden Alligator zu vertheidigen, den es gelüsten möchte, mich unterweges anzugreifen. Aber ich sollte gottlob von jedem Angriff verschont bleiben, denn ich hatte die Mittagsstunde gewählt, wo jene Geschöpfe halbbetäubt in Schlamm oder auf dem Trockenen zu liegen pflegen.

Eine halbe Stunde später hatte mich die Strömung im tiefen Wasser bis an's Ende des Sees geführt, und ich sah mich jetzt wieder an der Mündung des Bayou. Hier blickte ich mich um und überlegte, wohin ich

mich zunächst wenden solle. Welche Freude durchzuckte mich plötzlich, als ich nur in geringer Entfernung von mir meinen Kahn erblickte, der sich im Sumpf verfangen hatte und vom Schilf aufgehalten worden war. Mit pochendem Herzen ruderte ich zu ihm hin, schwang mich hinein und trieb ihn rasch den glatten Spiegel des Bayou hinunter und zurück nach meiner Niederlassung, die ich noch nie so dankbar wieder begrüßt hatte.

XII.

Aus der Prairie.

Unsere Caravane hatte in der Nähe einer klaren Quelle frischen Wassers übernachtet und zog am Morgen langsam vorwärts.

Die Gegend war äußerst rauh und unwirthlich und der Weg sehr ermüdend, denn er führte über steile und felsige Hügel, auf denen nur selten eine Handvoll Gras oder ein grünes Blatt das Auge erquickte. Schon mehrere Tage lang hatten wir kein frisches Fleisch genossen, nirgends war weder ein Büffel noch ein anderes Wild zu entdecken gewesen; ja selbst die Fährten dieser Thiere, die sonst so häufig in den Prairien sind, fehlten fast ganz. Es war also natürlich, daß wir Alle mit großer Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo sich uns eine Gelegenheit zur Jagd darböte.

Gegen 10 Uhr begann das Labyrinth von steinigen Hügeln, über die wir den ganzen Morgen gestolpert waren, sich zu entwirren. Links von unserer Marschlinie sahen wir eine Gegend, die ein wenig ebener und mehr mit Gras bewachsen zu sein schien. Dort war vielleicht, wenn nicht ein Rudel Wild, doch ein vereinzelter Hirsch oder eine Antilope zu finden. Ich und der alte Paint, der ein erfahrener Hinterwäldler und Jäger war, machten uns daher auf den Weg, und nachdem wir etwa eine halbe Stunde in der eingeschlagenen Richtung gewandert waren, langten wir in der Ebene an.

Hier giebt es sicher Wild, bemerkte Paint, und in dem nämlichen

Augenblicke entdeckten wir auch ein Rudel von ungefähr funfzehn Hirschen. Zum Unglück aber sahen sie uns früher, eh' wir uns ihnen nähern konnten, und rannten pfeilschnell davon. Mein Gefährte kannte ihre Art zu gut, als daß es ihm eingefallen wäre, sie zu verfolgen; denn wenn das Prairiewild seinen Feind einmal entdeckt, so läßt es ihn selten auf Schußweite herankommen. Die geringe Erfahrung, welche ich im Vergleich zu der des Hinterwäldlers besaß, hätte mich vernünftiger Weise seinem Beispiele folgen lassen sollen; allein die Beutelust verlockte mich. Dazu kam noch, daß ich ein Vorurtheil — dafür hielt ich es wenigstens — bekämpfen wollte, wonach es unter jenen alten Jägern als ein Ehrenpunkt gilt, ein Wild nie zu verfolgen, wenn es den Jäger einmal entdeckt hat. Ein solcher Grundsatz war mir, namentlich in unserer Lage, wie eine abergläubische und übel angebrachte Laune auf Kosten unseres gemeinschaftlichen Unterhalts vorgekommen. Ich besann mich also nicht lange, sondern verfolgte die Thiere, in der freilich vergeblichen Hoffnung, zum Schuß zu kommen.

Ich sollte es bitter bereuen, daß ich so thöricht gewesen war, der Versuchung nicht zu widerstehen. Meine Voraussetzung, daß die Hirsche bald wieder anhalten und weiter grasen würden, traf allerdings ein, doch erst, als sie mir fast aus dem Gesicht waren. Noch ehe ich ihnen auf dreihundert Schritte nahe kam, wurden sie stutzig und flogen hui! durch die Ebene dahin. Ich ließ mich verleiten, noch einen zweiten Versuch zu machen, der aber nicht glücklicher ausfiel als der erste.

Jetzt gab ich, wenn auch mit Widerstreben, die Jagd auf und sah mich nach meinem Jagdgefährten um. Aber ich konnte nirgends eine Spur von ihm entdecken. Nicht ohne Bangigkeit und mit großer Hast suchte ich mich nun zu orientiren und die Richtung zu finden, in der ich ihn zurückgelassen hatte. Doch auch das war vergebens. Ich mußte im Kreise herum geritten sein; ich hatte mich gänzlich verirrt, das war gewiß. Ich spornte mein Pferd und galoppirte nach dem höchsten Wellenpunkt der Prairie, in der Hoffnung, von da aus meinen Gefährten oder die übrige Gesellschaft zu Gesicht zu bekommen. Aber umsonst strengte ich alle Sehkraft an, weit und breit sah ich nichts als die öde wellenförmige Ebene. Das Bewußtsein der Einsamkeit preßte mir fast das Herz zusammen; es war ein überaus peinliches Gefühl, verirrt und verlassen zu sein in der

endlosen Steppe, so weit entfernt von allen menschlichen Wohnungen, allen Gefahren preisgegeben, und am meisten der entsetzlichen Gefahr des Verhungerns, denn ich befand mich fast ohne Lebensmittel.

Meine Lage war in der That die schrecklichste, die man sich denken kann. Die Sonne stand hoch am Himmel und ich konnte nicht unterscheiden, wo Nord oder Süd sei. Ich hatte zwar eine Büchse und zwei Pistolen bei mir, war gut beritten und hinreichend mit Schießbedarf versehen; aber ich war mit dem Leben in der Prairie doch nicht genug vertraut, um sicher zu sein, daß ich die Richtung hielte, selbst wenn ich gewußt hätte, welche Richtung ich einschlagen sollte. Auch war ich keineswegs ein so geschickter Jäger, daß ich mich getraut hätte, so viel Wild, als ich bedurfte, zu meiner Nahrung zu erlegen, im Fall ich meine Reisegefährten nicht wiederfände. Ich hatte früher schon die Erfahrung gemacht, daß der Hunger in der Prairie die Kräfte schnell schwächt; ich wußte, was jeder Jäger weiß, daß, je mehr einen Mann der Hunger quält, desto geringer die Wahrscheinlichkeit für ihn ist, ein Prairiewild aufzujagen, oder wenn er eins gefunden hat, es zu tödten.

Da stand ich also ohne Gefährten, hülf- und rathlos — nur der Hunger stierte mich an mit gierigen Blicken. Und wenn ich auch immer so glücklich gewesen wäre, mir hinreichende Nahrung zu verschaffen, so konnte ich fast mit Gewißheit darauf rechnen, von den Indianern getödtet und scalpirt zu werden, oder mein Leben bei vergeblicher Anstrengung, irgend ein Blockhaus zu erreichen, unter den Mühen und Entbehrungen des Marsches aufzugeben.

Dort in der Ferne schien sich ein Punkt der Prairie etwas höher zu erheben, als da, wo ich stand. Ich sprengte dorthin, doch ich erblickte nichts als einen einsamen Wolf, der verstohlen durch die muldenförmige Vertiefung unter mir hintrabte. Fast hätte ich das verächtlichste unter allen wilden Thieren beneiden mögen: es wußte doch, wo es war. Ich mochte meine Augen noch so sehr anstrengen, aber so viel ich von meiner Umgebung erblicken konnte, war alles wüst und öde. Mir schwindelte bei diesem Anblick.

Ich stieg vom Pferde und setzte mich auf den Boden; aber es ließ mir keine Ruhe, nur einen Augenblick sitzen zu bleiben. Ich wollte mich

besinnen, meine Lage überdenken, doch der Gedanke Hungers zu sterben oder von den Indianern scalpirt zu werden, ließ keinen andern aufkommen; ich konnte keinen Entschluß fassen; höchstens beneidete ich die Lage meiner Gefährten.

Nun versuchte ich wieder, meine eigene Spur rückwärts zu verfolgen, um zu dem Punkte zu gelangen, wo ich thörichter Weise den alten Paint verlassen hatte; aber der Boden war so hart, daß die Hufe meines Pferdes gar keine oder nur geringe Eindrücke zurückgelassen hatten, die sich bald verloren. Auch war ich viel zu aufgeregt und viel zu unerfahren, als daß ich die ganze Gestalt der Prairie mit der Genauigkeit und dem Scharfblicke hätte untersuchen und übersehen können, die eine Orientirung vielleicht möglich gemacht hätten.

Ich entschloß mich indeß, wenigstens noch einen verzweifelten Versuch zu machen. Ruhlos jagte ich vorwärts — wohin? das wußte ich selbst nicht; vielleicht in den sichern und qualvollen Tod. Ich hatte wenigstens so viel Ueberlegung, daß ich einsah: wenn ich von einer Erhöhung der Prairie zur andern ritt, so war ich nicht sicher, nur einen Kreislauf zu machen; dann mochte ich stundenlang mein Pferd anspornen und konnte mich zuletzt doch wieder auf demselben Punkte befinden, von dem ich ausgeritten war. Bloß das Einhalten einer geraden Linie konnte mich retten. Aber das Einhalten der Richtung ist in der Prairie fast schwerer als zur See. Eine andere Schwierigkeit war die Wahl der Richtung, denn ich konnte ja, selbst wenn ich schnurgerade ritt, die gerade wählen, die mich nur noch weiter von meinen Freunden entfernte. Wie sehr wünschte ich jetzt einen der alten Hinterwäldler bei mir! Mein gutes Roß war mein einziger Gefährte, und nie hab' ich es so lieb gehabt, nie seinen Werth so empfunden, als in dieser Stunde. Ich klopfte ihm liebkosend den Nacken und nannte es laut meinen einzigen Freund.

Vielleicht hätte ich wohl gethan, das Pferd eine Richtung wählen zu lassen und mich ganz seinem Instinkt zu vertrauen, der es schon zu seinen und meinen Gefährten zurückgeführt haben würde. Oder warum wartete ich denn nicht, bis die Sonne tiefer im Westen stand? dann konnte ich mich ja besinnen, nach welcher Richtung die Caravane zog, ihr war Norden immer rechts, Süden immer links gewesen; da mußte ich ja die Richtung

ungefähr finden, was bei hochstehender Sonne weit schwieriger war. Das Alles hatte ich freilich überlegen können, wenn ich die rechte Besonnenheit gehabt hätte. Wahrscheinlich wär' es mir auch eingefallen an jedem andern Ort. Aber hier einsam und rathlos in dem weiten Meer der Prairie, verwirrten sich meine Sinne dergestalt, daß ich nicht nur den Weg, sondern gleichzeitig auch den Verstand verloren hatte.

Ich schlug nun von der Erhöhung aus, auf der ich stand, eine bestimmte Richtung ein, mit dem festen Entschluß, sie streng einzuhalten. Warum ich gerade diese wählte, weiß ich selbst nicht; es geschah maschinenmäßig; vielleicht hatte auch mein Pferd mehr Antheil und Verdienst an der Wahl, als ich. In raschem Trabe ritt ich wohl an fünf bis sechs Meilen, bis ich auf einmal an einen hohen und steilen Abhang gelangte. Darunter lag ein schmales liebliches Thal. Während meines Rittes hatte ich meine Blicke mit angestrengtester Aufmerksamkeit umherschweifen lassen, ohne jedoch meinem Thiere nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Jetzt hielt ich an und übersah die vor mir liegende Gegend. Wer beschreibt mein Gefühl, als ich rechts in der Ferne die weißen Plantücher der Wagen entdeckte, die sich im langsamem Zuge durch eine Schlucht abwärts in das Thal wanden! Der Anblick eines befreundeten Segels kann dem Auge eines schiffbrüchigen Matrosen nicht willkommener sein, als mir die Erscheinung dieser Wagen. Ich jauchzte laut auf vor Freude über meine Entdeckung und mein Herz erfüllte sich mit Dank gegen Gott.

Der Abhang war an der Stelle, wo ich hielt, sehr steil, beinah jäh. Ich suchte eine günstigere Stelle zum Hinabklettern, fand aber überall dasselbe Hinderniß. Endlich stieß ich ein paar hundert Schritte zur Linken auf eine kleine Schlucht, die, obgleich rauh genug, doch weniger steil schien. Meine Begierde die Caravane zu erreichen, war so heftig, daß ich meinem Pferde die Spornen gab und gerade hinabsprengte. Allein ich war kaum zwanzig Schritte vorwärts gekommen, so schnaufte das Thier voll Angst und scheute mit einem wüthenden Sprunge seitwärts. Eine Klapperschlange, die mitten im Wege lag, hatte es erschreckt. Diese gefährlichen Bestien sind in der heißen Jahreszeit bekanntlich blind, darum ließ auch diese den wohlbekannten und gefürchteten Klapperton nicht eher hören, als bis die Hufe des Pferdes sie fast berührten. Ihr Geklapper weckte ein

ganzes Heer anderer Schlangen, die zwischen den Felsblöcken nahe umher zusammengerollt schliefen. Wie Allarmtrommeln rasselten im Nu unzählige Schwanzringe vor, neben und hinter mir und ein äußerst widriger und giftiger Geruch hauchte mich von allen Seiten an.

Dieser Pestgeruch und der rasselnde Lärm, den die Klapperschlange, sobald sie in die Nähe eines lebenden Wesens kommt, jedesmal von sich giebt, ist die einzige aber glücklicher Weise sichere Warnung, welche ihrem Angriffe vorhergeht. Die andern Thiere scheuen dies so sehr, die instinktmäßige Furcht vor dem Ungethüm ist so groß, daß selbst die stärksten Raubthiere, sobald sie die Schlange blicken, entsetzt davonfliehen. Nur das Schwein fürchtet die Klapperschlange nicht, wie überhaupt keine Schlange; ja bisweilen greift es, stumpf gegen ihren giftigen Hauch und taub gegen ihr Geklapper, den gefährlichen Feind an und verschlingt ihn gierig und ohne Folgen.

Hatte ich mich früher gefürchtet, als ich in der Prairie verirrt war, so kam jetzt die Reihe an mein Pferd. In flüchtigen Sprüngen, zitternd und schäumend, sprengte es mit mir den felsigen Abhang hinunter, und ich konnte es nicht halten noch bändigen, bevor es den weichen Grasgrund glücklich erreicht hatte. Wie viel solcher Schlangen dort oben beisammen waren, kann ich unmöglich angeben; zum Zählen hatte ich keine Zeit, aber ich glaube, man hätte sie für 500 Stück verkaufen können, ohne den Käufer zu betrügen.

Nachdem mein Roß einige Minuten verschnauft, und ich durch eine sorgfältige Untersuchung mich überzeugt hatte, daß es nirgends verletzt sei, ritt ich weiter und gelangte nach einer halben Stunde scharfen Trabes zu der Gesellschaft, bei welcher mein Jagdgefährte schon längst wieder eingetroffen war. Er wußte nicht einmal, daß ich mich verirrt hatte, bis ich ihm mein Abenteuer mittheilte. Sonst sagte ich keinem unserer Freunde etwas davon, gelobte mir aber ganz im Stillen, unsern Zug nie mehr aus den Augen zu verlieren, stets einen Compaß in der Tasche zu tragen und mich nach dem Beispiele und dem Urtheil eines alten und erfahrenen Prairienjägers zu richten.

XIII.

Der Schiffbruch des San Francisco.

Der Schiffbruch des Dampfers San Francisco auf der Fahrt von New-York nach San Francisco gehört zu den furchtbarsten See-Katastrophen der jüngsten Zeit. Der Bericht eines Augenzeugen entwirft folgende Schilderung derselben:

Am 22. Dezember 1853 verließ das schöne Schiff, nachdem seine Abfahrt durch unvorhergesehene Zufälligkeiten um Wochen und Monate verzögert worden war, den New-Yorker Hafen. Am Bord befanden sich 500 Artilleristen mit ihren Offizieren; die Zahl der Weiber und Kinder derselben, denen Erlaubniß gegeben worden, die Reise mitmachen zu dürfen, mochte sich auf 100 Köpfe belaufen; die Schiffsmannschaft war bis 150 Mann stark, und 20—30 Reisende befanden sich ebenfalls an Bord. Bald zeigte es sich, daß das Schiff viel zu schwer geladen hatte und daß die neuen, noch nicht genügend ausprobirten Dampfmaschinen zu großer Spannung unterzogen wurden. Nichtsdestoweniger war die Reisegesellschaft am zweiten Tage der Fahrt um so mehr guter Dinge, als der Wind, wenn auch stark, aber doch günstig wehte, und man sich seit der Einfahrt in den Golfstrom milderer Temperatur erfreute.

Im Laufe des Tages wurde jedoch die Brise immer stärker und hatte bis gegen 11 Uhr Nachts in einen wahren Sturm umgesetzt, bei dem sich Niemand mehr in den Hängematten erhalten konnte.

Der Anblick vom Verdeck aus war Entsetzen erregend. So weit das Auge reichte, war die See eine kochende Schaummasse. Der Sturm tobte und raste. Der Dampfer war zweimal bereits in den Wind gekommen und völlig unlenkbar geworden. Vergebens suchten die Matrosen mit den äußersten Anstrengungen die Segel einzuziehen; die starke Leinwand war im Nu in bandartige Fetzen zerrissen. Der gewaltige Fockmast schwankte gleich einer jungen, vom Winde geschüttelten Pappel hin und her. Der Sturm raste mit solcher Wuth, daß ich, um aufrecht zu bleiben, mich an einen eisernen Zapfen fest anklammern mußte.

Auf dem Vorderdeck, wohin ich auf Händen und Füßen kriechend gelangte, herrschte unbeschreibliche Verwirrung. 400 Soldaten waren dort in drei hinter einander befindlichen Reihen gelagert gewesen. Die lebend für die Bedürfnisse auf der Reise mitgenommenen Thiere hatten auf demselben Vorderdeck ihre Ställe und Käfige in der Angst erbrochen und nun wimmelte es von Menschen, Ochsen, Kälbern, Schweinen, Schafen und Hühnern bunt durcheinander. Die Seitenwände des Verdecks waren weggerissen und die Wogen ergossen sich über dasselbe, so oft das Schiff sich auf die Seite legte; dichte Finsterniß umhüllte uns, da die Laternen längst erloschen waren.

Da meine Versuche, in die Kajüte zu gelangen, vergeblich blieben, so band ich mich mit einem von dem Tornister eines Soldaten losgeschnittenen Riemen am Holzwerk fest und hielt so eine Stunde lang aus, während der Sturm fortwährend an Heftigkeit zunahm. Es mochte 1 Uhr nach Mitternacht sein, als der Fockmast seiner Wuth nicht länger Widerstand leisten konnte und gleich einem Rohr abgeknickt wurde. Nun hielt ich mich für nicht mehr sicher auf dem Verdeck und suchte neuerdings in eine Kajüte zu gelangen, welche man den Offizieren und ihren Familien eingeräumt hatte. Durchnäßt bis auf die Haut und von Frost fast erstarrt, erreichte ich den schützenden Raum.

Erschöpft wickelte ich mich in die Wolldecke eines Soldaten und sank in einen todtenähnlichen Schlummer, aus dem mich aber mit dem ersten Morgengrauen das Anschlagen einer furchtbaren Sturzsee aufschreckte, welche nicht nur den Radkasten auf der Steuerbordseite, beide Rauchfänge, einen großen Theil des Hinterdecks und eine ganze Reihe von den auf dem Verdeck angebrachten Kabinen wegriß, sondern auch 150 Menschen in die Ewigkeit schwemmte. Die See war für einen Augenblick ringsumher mit Schwimmenden bedeckt, die um ihr Leben mit den Wellen rangen. Das Brüllen des Orkans übertönte ihr Angstgeschrei; nur Zweien gelang es, das Schiff wieder zu erreichen; die Andern sanken nach wenigen Augenblicken, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

Nach dieser entsetzlichen Katastrophe wollte sich Verzweiflung unser bemächtigen; doch ermannten wir uns wieder und gaben der Hoffnung einigen Raum. Obwohl der Dampfer im eigentlichen Sinne des Wortes

ein Wrak war, in das die Wellen bei jedem Rollen des Schiffs stromweise eindrangen und uns zu versenken drohten, obwohl die See noch berghoch ging, so hielt doch der Schiffsrumpf noch in seinen Fugen zusammen und wir durften erwarten, daß irgend ein Fahrzeug vielleicht rechtzeitig des Weges kommen und uns dem drohenden Tode entreißen würde.

Der wackere Kapitän entwickelte eine fast übermenschliche Thätigkeit in seinen Rettungsbemühungen. Vorerst war die Unterstützung des zerschmetterten Verdecks mit eisernen Stützen, die Erleichterung des Schiffes und das Stopfen der Lecke die Hauptaufgabe. Alles legte eifrigst mit Hand an; Jedermann wußte, daß es die Erhaltung des eigenen Lebens galt.

Erst stieg das Wasser in den Schiffsräumen in rascher Zunahme, da die Dampfpumpe für einige Zeit sich als unbrauchbar erwiesen hatte.

Während nun die Ermüdung der Mannschaft, die Verzweiflung der Passagiere den höchsten Grad erreicht hatte und das Wasser immer massenhafter eindrang, rief plötzlich ein Corporal: Feuer! Bei diesem Schrei ließen alle, die mit Pumpen und Wasserausschöpfen beschäftigt waren, die Arbeit stehen. Da sprang Sergeant Brown auf einen Stuhl, ergriff ein Pistol und drohte, auf der Stelle jeden niederzuschießen, der den Feuerruf wiederhole oder die Arme ruhen lasse. Das half. Funfzig Soldaten wurden zum Schöpfen beordert und so gelang es, die Wassermasse einigermaßen zu verringern.

Der Morgen des 25. Dezember, des ersten Weihnachtstages, dämmerte endlich herauf, nachdem die ganze Nacht über ohne Unterlaß geschöpft und gepumpt worden war. Der Himmel hellte sich einen Augenblick lang auf, ein Sonnenstrahl brach durch die Wolken und die See ging etwas weniger hoch.

Das war ein gar trauriger Weihnachtstag, an welchem mit Pumpen und Schöpfen keinen Augenblick lang ausgesetzt werden durfte.

Mit jeder Stunde stieg die Gefahr durch die Ermüdung der Leute; immer noch keine Aussicht auf Hülfe! Zweimal waren Segel am Horizont aufgetaucht: zuerst der Napoleon, dann die Maria Freeman, aber beide Male verschwanden die Schiffe, nachdem sie Beistand versprochen, wieder, vom Sturme fortgejagt. Am 28. Dezember kam endlich wieder ein Segel in Sicht, der Kilby, der auf der Fahrt von Neu-Orleans nach Boston

begriffen war und sich selbst in kläglichem Zustande befand, da er bedeutend Wasser zog und seine ohnehin vom Pumpen erschöpfte Mannschaft noch dazu Mangel an Lebensmitteln hatte. Dessen ungeachtet lebten Alle auf dem San Francisco wieder auf, als das Wetter ruhiger wurde und der Kapitän sich am folgenden Morgen an Bord des Barkschiffes Kilby begab. Im Namen der amerikanischen Regierung wurden den Eigenthümern des Kilby 15,000 Dollars für Aufnahme so vieler Passagiere, als er fassen konnte, versprochen; auch wurden dem Kapitän 200 Dollars den Tag bezahlt, damit er dem Dampfer zur Seite bleibe, so lange es nöthig sei.

Kaum hatte an Bord des Dampfers sich die Kunde verbreitet, der Kilby nehme Passagiere auf, als Alles auf das Verdeck stürzte, denn Jeder wollte zuerst in Sicherheit gebracht werden. Hätte man der Ungeduld freies Spiel gelassen, so würden die Schaluppen auf der Fahrt zum Kilby untergegangen sein. Mehrere Offiziere griffen daher rasch zu den Waffen und hielten die Menschenmasse mit Gewalt zurück. Oberst Gates rief den Soldaten zu, er werde der Letzte sein, der den Dampfer verlasse, und hoffe, wer unter seinem Commando stehe, werde seinem Beispiele folgen und warten, bis er aufgerufen werde. So waren nach und nach etwa hundert Personen vom San Francisco hinüber gefahren, als die Nacht anbrach und es gerathen schien, die Operationen bis zum andern Morgen einzustellen. Aber während der Nacht brach der Sturm von Neuem los und drohte, die beiden Schiffe gegen einander zu schleudern und zu zertrümmern. Der Kilby kappte das Tau, das ihn mit dem Dampfer verband, und verschwand in Nacht und Grauen. Als am Morgen des 30. Dezember die Passagiere des San Francisco den Kilby nicht mehr gewahrten, bemächtigte sich ihrer die äußerste Verzweiflung: auf dem einen Schiffe waren Gatten, deren Frauen auf das andere gebracht worden, auf dem Dampfer noch Kinder, deren Mütter nun in der Ferne waren. Welch ein Tag! Und nirgends ein Segel in Sicht!

Das Gefühl der Hilflosigkeit lag mit schwerer Wucht auf den Zurückgebliebenen, die sich nun wieder allein und gänzlich verlassen in der weiten Wasserwüste sahen. Das Wrak lag wie ein unbehilflicher Klotz auf den Wellen, die Dampfmaschine konnte nur noch beim Pumpen Dienste leisten. Obwohl es gelungen war, einige Lecke zu stopfen, das Schiff

durch Auswerfen von Kohlen und Provisionen, so wie durch Abhauen des Holzwerks der Balustraden zu erleichtern und seinen Lauf durch Anbringung eines Segels am Besanmaste nach unsäglichen Anstrengungen einigermaßen zu regeln, so rollte, stampfte und schlingerte es doch noch immer in wahrhaft furchtbarer Weise.

Sechs Tage hatten wir bereits dem Wüthen des Sturmes Trotz geboten und sollten nun von noch Schrecklicherem heimgesucht werden. Die niederdrückendsten Gemüthsbewegungen, Angst, Schrecken, Verzweiflung, dazu die übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen aller Art, da von Schlaf fast nie die Rede war und ebenso wenig von Zubereitung stärkender Nahrung, alles dies zusammen mußte traurige Folgen herbeiführen, die nur zu bald in der erschreckendsten Form der Brechruhr auftraten; wer erkrankte, war auch nach wenigen Stunden schon unfehlbar eine Leiche. Von den drei Aerzten, die an Bord gewesen, war uns nur Einer geblieben und der größte Theil der Medikamente war verdorben oder über Bord geschwemmt. Nothwendig mußte die Sterblichkeit daher eine sehr große sein. Mehrere Tage hindurch raffte die Krankheit zehn und noch mehr Menschen hin und ganze Familien starben binnen 24 Stunden aus.

Mit bleierner Schwere gingen die Stunden hin. Wir hatten genug Eßvorräthe am Bord, konnten aber nicht zum Kochen kommen, da die Bewegungen des Schiffes noch immer viel zu heftig waren. Schiffszwieback und kaltes Wasser war und blieb die Nahrung der armen Soldaten, bei der sie erkranken und sterben mußten.

Am Mittage des 31. nach zwei Uhr erblickte Herr Mason, ein junger Offizier, eine Brigg, welche näher und näher kam. Auf dem San Francisco wurden Nothschüsse abgefeuert. Das Schiff war die englische Brigg Three Bells. Sie rief den Dampfer an, doch man konnte im Sturmgebrause kein Wort verstehen. Als die Brigg vorüber fuhr, suchte man ihr einen Brief an Bord zu werfen; derselbe fiel jedoch ins Meer. Mit einem zweiten gelang es besser: das Papier fiel am großen Maste nieder, ein Mann nahm es auf.

Um Mitternacht erklang die Glocke an Bord des Francisco: Kapitän Watkins verkündete den Unglücklichen das Scheiden des Jahres 1853.

Welch ein „Prosit Neujahr!" Die Wenigsten hatten den Muth, unter so düsteren Verhältnissen einander ein — „vergnügtes neues Jahr" zu wünschen.

Am Neujahrs-Morgen wurde mittelst großer Buchstaben, die man mit Kreide auf Bretter schrieb, zwischen dem Dampfer und der Brigg eine Correspondenz eröffnet. Die Brigg versprach, in der Nähe zu bleiben, möge es gehen, wie es wolle. Auch sie hatte alle Hände voll Arbeit, um Wasser auszupumpen. Am Dienstag kam ein großes Schiff in Sicht; es war der Antarctic. Aber drei Tage vergingen, bis Wind und Wetter es gestatteten, das Werk der Rettung zu beginnen. Endlich wurde die See ruhiger, und nun begannen die beiden Schiffe sofort die Aufnahme der Passagiere. Am 4. Januar, 6 Uhr Abends, hatten alle Passagiere bis auf einige Offiziere den San Francisco verlassen. Am 5. früh Morgens brachte man noch mehrere Fässer voll Trinkwasser und mehrere Säcke voll Schiffszwieback an Bord der Brigg. Als der Rest der Mannschaft endlich an Bord der Three Bells war, ging die Arbeit an den Pumpen hier von Neuem an; denn auch dieses Schiff hatte im Sturme sehr gelitten.

Das Meer war jetzt ruhig, die Sonne strahlte, den Geretteten standen die Thränen im Auge, als um 2 Uhr Nachmittags die Three Bells unter Segel ging und sich langsam von dem Wrak des Dampfers entfernte, an dessen Bord die Reisenden vierzehn lange fürchterliche Tage verlebt hatten. Und doch mußten dem San Francisco Alle nachrühmen, daß er sich in dem grausigen Sturme tapfer gehalten habe.

Die Passagiere der Three Bells hatten auf der Fahrt nach New-York durch Mangel und Krankheit noch manche schwere Stunde, bis die Ueberlebenden endlich glücklich den Hafen erreichten.

Am Bord des Kilby, den die Passagiere des San Francisco in der Nacht vom 30. auf den 31. December aus den Augen verloren, ereigneten sich Scenen, die kaum minder tragisch waren, als die auf dem Dampfer. An Bord dieses Barkschiffes war die Mehrzahl der Frauen und Kinder vom San Francisco gebracht worden. Die See ging hoch, und das Loos der „Geretteten" schien kaum besser zu sein, als auf dem Dampfer. Dazu kam Mangel an Lebensmitteln, da der Kilby bereits seit achtundvierzig Tagen Neu-Orleans verlassen hatte; schon mehrere Tage vor ihrem

Zusammentreffen mit dem Dampfer lebte die Mannschaft nur noch von Brodt und Wasser; ein Fäßchen Schiffszwieback und einige Schinken war Alles, was sich an Speise vorfand. Dazu kam, daß das Barkschiff fast alle Segel verloren hatte und ohnehin ein schlechter Segler war. Eine Quantität Mais, die sich unter den Frachtgütern fand, bildete sechszehn Tage lang geröstet die Hauptnahrung der Passagiere.

Nachdem der Kilby drei Tage lang versucht hatte, den Dampfer wieder zu Gesicht zu bekommen, zwangen mehrere Matrosen in der Wuth der Verzweiflung den Kapitän, die Richtung nach dem Lande zu nehmen. Auch auf dem Kilby brach, wie an Bord der Three Bells, eine Krankheit aus — die Folge der erduldeten Schrecknisse auf dem Dampfer und der Entbehrungen. Am 13. Januar endlich traf man mit dem liverpooler Schiffe Lucy Thompson zusammen, welches sämmtliche Passagiere, mit Ausnahme eines Dutzend Soldaten, die nun lieber auf dem Kilby bleiben wollten, an Bord nahm. Am 15. Januar liefen die Geretteten auf der Lucy Thompson endlich im Newyorker Hafen ein, den sie vor fünfundzwanzig Tagen verlassen hatten. Von diesen waren zweiundzwanzig Tage voll der schrecklichsten Gefahren und Entbehrungen gewesen.

Die Zahl der Menschen, welchen die obigen Ereignisse das Leben gekostet haben, wird auf 200 bis 280 angegeben; doch ließ sich die Zahl nicht genau ermitteln, da die Unordnung bei der Ausschiffung an Bord des Kilby, der Three Bells und des Antarctic keine genaue Zählung gestattete. Der materielle Verlust wird auf 300,000 Dollars angegeben, ungerechnet die Ladung, welche Eigenthum des Kriegs-Ministeriums war.

Als die eigentlichen Ursachen des Unglücks werden angegeben: zuerst die ungenügende Probe, der man die Dampfmaschinen des Schiffes unterzog — man hatte bloß im ruhigen Wasser innerhalb des Hafens Versuche angestellt; die erste Begegnung aber mit den stürmischen Wellen des atlantischen Oceans ließ die unzureichende Kraft der Maschinen nur zu sehr erkennen — zweitens die zu schwere Belastung, in Folge deren die Schaufelräder ungemein tief ins Wasser tauchten und die Maschine nur mit großer Anstrengung arbeiten konnte.

XIV.

Acht Tage im Schwarzen Sumpfe.

Es war am Morgen des zwölften Oktober 1851, als ich in Gesellschaft eines Freundes Dayton mit dem ersten Zuge der Madriver-Bahn verließ. Der Mittag sah uns siebzig Meilen nördlicher in dem freundlichen Landstädtchen Bellefontaine. Fünf englische Meilen davon, am Rande eines Waldes, nicht weit von den Quellen des Madriver, liegt das Grab Kentons.

Warum wir diese einsame, anspruchslose Grabstätte aufsuchten? — Ein halbverwittertes, mit Moos und Moder überzogenes Holzgeländer umschließt einen Rasenhügel, und darauf hat man eine Steintafel gelegt, welche besagt, daß hier der General Simon Kenton ruht. Hinzugefügt ist, daß seine Mitbürger im Westen sich des Todten noch lange Zeit erinnern würden als eines tapfern Soldaten und rechtschaffenen Mannes. Das ist Alles. Die Geschichte aber giebt zu diesem lakonischen Epitaphium einen Kommentar, aus dem wir erfahren, daß der Schläfer unter dem Hügel von einem Leben rastet, wie es kaum Einer so abenteuervoll gelebt seit der Entdeckung der neuen Welt. Und wir werden inne, daß wir auf klassischem Boden stehen. Wir entsinnen uns, daß wir im Begriffe sind, über den Schauplatz zu wandern, auf welchem der am Hudson und Delaware begonnene Racenkampf der Weißen mit den Rothen ausgefochten wurde. In der That, die Ausdehnungskraft der Civilisation, die heutzutage durch diese Landstriche wie ein mild befruchtender Nil fluthet — der Fremde sieht es ihr nicht an, daß sie eine Periode hatte, wo sie mit dem Charakter einer vernichtenden Lava von den Alleghanies herab in die westliche Wildniß hineinloderte und mit dämonischer Vertilgungslust nicht bloß den Urwald, sondern auch die Stämme der Urmenschen niederwarf. Das ganze weite Revier zwischen dem Ohio- und dem Erie-See ist ein einziges großes Schlachtfeld und wer die Sprache der Bäche verstünde, welche dem Muskingum und dem Scioto zuströmen, würde von ihnen eine Mähr hören, voll von mächtigen Thaten und unsäglichen Leiden. Sehen

wir uns um. Hier das Grab Kentons, des „Indianerjägers." Sein Bewohner könnte uns erzählen, wie er die Marter Mazeppas erduldete, wie er viermal in einer Woche durch die Schrecken des Feuertodes ging, wie sein Dasein bis zum Greisenalter eine Kette von Wagnissen, Siegen und Niederlagen war, die wir einem Romane kaum glauben würden. Aber blicken wir weiter. Dort ragt, von Axt und Feuer verstümmelt, astlos, einer schwarzen Säule gleich, ein alter Eichbaum. Ob die Dryas, die ihn verlassen, wohl die rothen Krieger vorübergleiten sah, welche von der kleinen Schildkröte zum Kampfe mit den reitenden Kentuckierschützen General Waynes geführt wurden? Da fliegt kreischend ein Mäusefalke auf. Ob er sich wohl des Tages entsinnt, wo sein Vater ihn zum Leichenschmause auf das Gefilde von St. Clairs Niederlage abrief, als „die Hände der Squaws müde waren vom Scalpiren der todten und sterbenden Milizen?" Hier der murmelnde Creek. Ob er wohl die Klage vernahm, welche der edle Häuptling Logan über seine von den Langmessern schmählich gemordete Familie anstimmte? Und da droben die Sonne zwischen den Wolken. Ob sie wohl zuschaute, als die sieben Städte der Wyandots, die hier im County standen, von Clarks Schaaren in Asche gelegt wurden? Und ob sie wohl Zeuge war, als die Shawanoes an der Stelle, wo jetzt das schmucke Zanesfield aufgeblüht ist, ihre beim Siege über Crawford gemachten Gefangenen zu Tode folterten?

Ja, es war eine Zeit voll Blut und Schrecken, diese Periode, von welcher der Virginier Simon Kenton ein Typus ist, und die „Väter des Westens," zu denen er gehört, waren ein Geschlecht, so wild und rauh wie die Natur, in der sie lebten. Aber Niemand spricht mehr davon als Bücher und Gräber, und die Tage sind nicht fern, wo auch diese verstummen werden. Der Amerikaner ist für die Todten nicht viel zu Haus. Die Gegenwart braucht alle seine Gedanken auf, und wo er deren übrig behält, verwendet er sie lieber auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit.

Ein Marsch von zwei Stunden brachte uns von hier durch den Wald nach einer Eisenbahnstation, von wo wir mit dem Nachmittagszuge nach dem ungefähr funfzig Meilen nördlicher gelegenen Carey fuhren. Die

Gegend wird hier allmählig wilder und naturwüchsiger. Weit geklärte, gut angebaute Flächen, wie sie noch eine Strecke über Bellefontaine hinaus dem Auge begegnen, werden zur Seltenheit. Die Städtchen, die hin und wieder aus dem dämmernden Forste tauchen, haben ein ärmliches Aussehen. Die Häuser und Hütten tragen mehr und mehr das Gepräge bloß vorläufiger Obdächer. Hier und dort hört man das Schroten einer wandernden Dampfbretmühle. Dann und wann vernimmt man das Hämmern von Zimmerleuten, die einer dieser frisch aus dem umliegenden Walde genommenen Bretterstädte ein Holzkirchlein zusammenbauen, das Nächste, woran das Volk hier zu Lande nach Errichtung einer Schenke denkt. Zuweilen unterbricht eine kleine Prairie mit hohem grünen Grase die Einförmigkeit einer Scenerie von grauen Stämmen und vergilbten Laubwipfeln. Zuweilen auch schleicht ein Bach in malerischen Windungen durch das Gewirr von Büschen und Wurzeln. Im Allgemeinen aber bietet dieser Theil von Ohio wenig, was dem, der schöne Landschaften sucht, genügen könnte.

Es war bereits dunkel, als wir nach Carey kamen. Dennoch unternahmen wir es, noch vier Meilen weiter zu wandern, um bei einem Farmer an der Straße von Upper Sandusky nach Tiffin zu übernachten, dem wir von Dayton eine Botschaft zu überbringen hatten. Der Weg zu seiner Blockhütte war uns als nicht zu verfehlen beschrieben worden. Aber demungeachtet hatten wir uns, ehe viel über die Hälfte der Strecke zurückgelegt war, so gründlich verirrt, daß wir schon an die Rückkehr nach dem Gasthause in Carey dachten, als mein Begleiter in der Ferne einen schwachen Lichtschimmer entdeckte. Schnell entschlossen schritten wir über die Prairie, die sich zwischen dem glitzernden Strahle ausdehnte, auf den Rettungshafen für unsere müden Beine los. Allein das Licht schien sich immer gleich weit von uns zu halten. Die Nebel, welche der feuchten Fläche entstiegen, hatten uns nicht bemerken lassen, daß die Prairie mit Adern niedrigen Dorngesträuchs durchzogen war, die das Gehen über die Maßen beschwerlich machten. Bisweilen erschreckten uns plötzlich auffflatternde Vögel, und manchmal wollte ein Stiefel durchaus in dem Moorboden stecken bleiben. Endlich jedoch, nachdem wir etwa eine Stunde durch Dick und Dünn geirrt, ward der Grund trockner und wegsamer. Eine kleine Insel von Bäumen tauchte aus der Ebene vor uns auf. Ein Hund bellte,

und wir standen vor der Fence einer Farm. Welch eine frohe Ueberraschung, als das Haus, aus dessen offener Thür uns ein gewaltiges Kaminfeuer entgegenleuchtete, sich auf Befragen als dasjenige erwies, welches wir suchten!

Wir wurden freundlich empfangen, speisten mit der Familie die von nun ab völlig unvermeidlichen Speckrippchen, politisirten mit unserm Wirthe ein wenig über die Gouverneurswahl, die heute stattgefunden, und schliefen dann, nachdem wir noch „einen Schluck für's Fieber" hatten trinken müssen, in guten Federbetten (hier nichts Seltenes mehr) von unserer Strapaze auf der Prairie aus.

Ein jeder Farmer, der sich einigermaßen aus den Entbehrungen und Mühen der ersten Ansiedelung herausgearbeitet hat, besitzt hier seinen Büchertisch, auf dem sich außer religiösen Schriften und verschiedenen Zeitungen gewöhnlich auch etliche historische und geographische Werke vorfinden. Unser Wirth huldigte dieser löblichen Sitte, die durch das in weitester Ausdehnung angewendete Colportirsystem begünstigt wird, ebenfalls und erfreute sich einer recht artigen Bibliothek. Unter Andern hatte er Howe's Historical collections of Ohio, und als ich mich hierin am Morgen über die Geschichte von Wyandot-County, wo wir nunmehr waren, belehrte, machte ich die Entdeckung, daß wir uns ganz in der Nähe des Ortes befanden, wo im Jahre 1782 Oberst Crawford von den Indianern aufs Haupt geschlagen worden war. Auf meine Erkundigung nach der Lage des Schlachtfeldes erfuhr ich, daß wir bei unserer Irrfahrt in vergangener Nacht einen Theil desselben durchschnitten, und Mr. Reed wies uns in dem Wäldchen vor seinem Hause an einer Eiche die Spuren der Aexte, mit welchen die Rothhäute nach dem Treffen die in den Stamm gefahrenen Kugeln herausgehackt hatten.

Die Geschichten, welche sich an diesen Ort knüpfen, geben ein gutes Bild von der bestialischen Wildheit, mit welcher die Kriege zwischen den Weißen und Rothen von beiden Seiten geführt wurden, und so möge mir gestattet sein, sie hier im Auszuge einzuflechten.

Im Frühling 1782 wurden von den feindlichen Indianern in den Niederlassungen am obern Ohio verschiedene Mordthaten und Räubereien verübt. Das Gerücht wollte wissen, daß die christlichen Delawaren in den

Herrnhutercolonien am Tuscarawas — unschuldige Leute, die längst den Tomahawk begraben — sich bei diesen Ueberfällen betheiligt oder den Uebelthätern wenigstens Vorschub geleistet hätten, und in Folge dessen wurde ein Rachezug gegen sie beschlossen. Neunzig Freiwillige rückten unter dem Befehle des Obersten Williamson, eines rücksichtlos blutgierigen Charakters, auf Gnadenhütten, den Hauptsitz der herrnhuterischen Indianer, los, nahmen unter dem Vorwande, die Einwohner mit Weib und Kind nach Fort Pitt in Sicherheit bringen zu wollen, die Mehrzahl der nichts Böses Ahnenden gefangen und schlossen sie, nun die Miene wechselnd, gebunden in zwei große Häuser ein. Hierauf wurde ein Kriegsrath gehalten, welchem der Vorsitzende die Alternative vorlegte, ob die Gefangenen nach dem ihnen ertheilten Versprechen behandelt werden sollten, oder ob es nicht angemessener sei, sie ohne Weiteres — todtzuschlagen. Die Versammlung entschied sich für das Letztere. Bitten um Gnade wurden barsch zurückgewiesen, und während aus dem Kreise der schuldlosen Opfer Lobgesänge auf Christus und feurige Gebete gen Himmel stiegen, stürzte die Rotte der mordlechzenden Hinterwäldler auf ein gegebenes Zeichen plötzlich unter sie herein, um mit Pike und mit Flinte, mit Tomahawk und Scalpirmesser in diesen Schlachthäusern zu metzeln, bis kein Seufzer und kein Stöhnen mehr verrieth, daß noch eine Seele am Leben sei.

Die Wehrwolfsnaturen, die diese schmachvolle That vollbrachten, waren damit nicht gesättigt. Sie hatten, ohne selbst Verlust zu erleiden, Blut geschmeckt, und sie begehrten mehr um denselben Preis. Sie wollten die Ausrottung auch derjenigen herrnhuterischen Indianer, welche von ihren Brüdern, den heidnischen Rothhäuten, nach den Ebenen am Sandusky hinaufgeführt worden waren, und so kam Ende Mai desselben Jahres ein zweiter Feldzug nach Norden zu Stande, der jedoch, statt seinen Zweck zu erreichen, mit einer furchtbaren Niederlage endigte, bei welcher jenen Mördern der Unschuld reichlich vergolten wurde, was sie verbrochen. Am 26. Mai versammelten sich 480 Virginier und Westpennsylvanier auf dem Mingo-Bottom, wo gegenwärtig Steubenville steht, und nachdem der Oberst William Crawford zum Anführer gewählt worden, wurde die Campagne eröffnet. Das Unternehmen war mit aller möglichen Heimlichkeit und Eile ins Werk gesetzt worden, aber demungeachtet hatten indianische

Kundschafter sich, ehe das Heer einen Tagemarsch vom Ausgangspunkte entfernt war, auf das Genaueste über den Plan und die Zahl der Angreifer unterrichtet, und so war, als sie am 6. Juni die Prairie zwischen dem Tyemochte und dem Sandusky erreichten, eine beträchtliche Streitkraft zu ihrem Empfange bereit. Ein Treffen entspann sich, in welchem die Weißen anfangs die Oberhand behielten, am nächsten Tage aber vollständig in die Flucht geschlagen wurden. Ihr Heer löste sich in einzelne Trupps auf, von denen kaum die Hälfte den Ohio wiedersah. Crawford, der beiläufig ein Freund Washingtons war, hatte das Unglück, während des Rückzugs mit Dr. Knight und einigen Andern von einer Schaar streifender Delawaren gefangen genommen zu werden, und nicht sobald hatte man sie nach einer Indianerstadt am Tyemochte gebracht, als auf Befehl der Häuptlinge Vorbereitungen getroffen wurden, den Obersten zu verbrennen, während seine Gefährten mit Ausnahme des Doktors in der Nachbarschaft von den Weibern und Kindern mit Keulenschlägen getödtet und scalpirt wurden.

„Als wir auf der zur Hinrichtung bestimmten Stätte angekommen waren," erzählt Knight, der Zeuge war und einem gleichen Schicksale durch die Flucht entging, „zogen sie den Obersten nackt aus und geboten ihm, sich neben den Scheiterhaufen zu setzen, worauf sie erst ihn und dann mich mit Stöcken und Fäusten schlugen, so lange sie vermochten. Dann befestigten sie ein Seil an den Fuß eines ungefähr funfzehn Schuh hohen Pfahles, banden Crawford die Arme auf den Rücken und machten das Seil an seinen Handgelenken fest. Es war lang genug für ihn, um sich auf den Boden setzen oder ein paarmal um den Pfahl herumgehen zu können. Der Oberst rief nun Girty, den Renegaten, herbei und fragte, ob man ihn zu verbrennen gedächte. Als dieser mit Ja antwortete, sagte er, er wolle sich mit Geduld in Alles fügen. Der entscheidende Augenblick war jetzt da. Kapitän Pipe, ein Delawarenhäuptling, hielt eine Rede an die versammelten Indianer, die aus etwa vierzig Männern und sechszig Squaws und Kindern bestanden, und ein entsetzliches Beifallsgebrüll erklärte ihre Zustimmung zu dem, was gesagt worden war. Hierauf griffen die Wilden nach ihren Gewehren und schossen Pulver in den nackten Körper Crawfords, von den Füßen an bis zum Halse hinauf. Dann drängten

sie sich an ihn und schnitten ihm, so viel ich bemerken konnte, die Ohren ab. Wenigstens sah ich, als das Gedränge nachließ, das Blut zu beiden Seiten des Halses und über seine Schultern herabrinnen. Endlich zündeten sie den Scheiterhaufen an, welcher einen zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser habenden Kreis um den Pfahl bildete und aus dünnen Hickorystangen geschichtet war. Nicht zufrieden mit dieser langsam tödtenden Marter, stießen einzelne von den Barbaren mit brennenden Spänen nach den empfindlichsten Theilen des Dulders, und die Squaws brachten Bretter, luden glühende Kohlen darauf und überschütteten ihn damit, so daß er in kurzer Zeit auf nichts als auf Brand und Gluth ging. In dieser fürchterlichen Qual rief er abermals nach Simon Girty und beschwor ihn, durch einen Schuß ins Herz seinem Leiden ein Ende zu machen. Allein Girty erwiederte hohulachend, er habe kein Gewehr zur Hand, und wendete sich dann von ihm ab und mir zu, um meine Todesangst durch Spott und Drohungen zu vermehren. Oberst Crawford flehte jetzt laut zu dem Allmächtigen, Erbarmen mit seiner Pein zu haben. Dann begann er dumpf zu murmeln. Endlich schien er sich schweigend in sein Schicksal zu ergeben. Dies mochte zwei Stunden gewährt haben, als er sich erschöpft auf den Bauch warf und so eine Weile liegen blieb. Die Indianer schienen ihn für todt zu halten; denn sie stürzten auf ihn los und scalpirten ihn, worauf sie mir mit den Worten: „Siehe, das ist dein großer Hauptmann!" seine blutige Kopfhaut mehrmals ins Gesicht schlugen. Eine alte Squaw, deren Aeußeres in jeder Beziehung den Vorstellungen des Volkes vom Teufel entsprach, schleppte jetzt ein Brett mit Kohlen herbei und schüttete sie dem Halbtodten auf den blutenden Schädel, und noch ein Mal erhob der Bejammernswerthe sich auf die Füße und wandelte um den Pfahl. Seine Peiniger stachen noch verschiedene Male mit Bränden nach ihm, indeß er schien in dieser Periode bereits nichts mehr zu fühlen." —

„Der Wilde, welcher mich zu bewachen hatte," schließt Knight seinen Bericht von dieser Höllentragödie, „führte mich nun nach dem Hause des Häuptlings Pipe, wodurch ich verhindert wurde, das Ende der Hinrichtung des Obersten zu sehen. Am folgenden Morgen band mich mein Wächter los und malte mich schwarz. Dann brachen wir nach der, wie es hieß, vierzig Meilen entfernten Stadt der Shawanoes auf, wo ich sterben sollte.

Wir kamen an der Stelle vorüber, wo Crawford verbrannt worden war, und ich sah seine Knochen unter den Kohlen des Scheiterhaufens liegen. Der Indianer rief mir zu, da läge mein großer Capitän, und stieß das Scalp-Hallo aus." —

Auch wir gingen auf der Rückkehr nach Carey über diese Unheilsstätte. Dieselbe befindet sich am östlichen Ufer des Bachs Tymochte, etwa anderthalb Meilen südlich von der Blockhütte, wo wir übernachtet. An der Stelle der Delawarenstadt steht jetzt eine wohleingerichtete Farm. Die Spuren des satanischen Schauspiels sind durch die Winde von siebzig Jahren längst verweht worden, und auf dem grünen Rasen, der aus der Asche von Crawfords Scheiterhaufen hervorgesproßt ist, schritt munter gluckend in der Morgensonne ein Trupp von Perlhühnern.

Von Carey, wo wir noch im Laufe des Vormittags wieder eintrafen, schlugen wir nun eine westliche Richtung ein, um zuvörderst zu Fuß nach dem 60 Meilen entfernten Defiance zu wandern und von hier mit dem Kanalboote nach Toledo am Ausflusse des Maumee in den Eriesee zu fahren. Der Weg bot bis Findlay, unserm nächsten Ziele auf dieser Tour, wenig dar, was der Schilderung werth wäre. Je weiter wir dagegen die Eisenbahn, diesen Leiter und Hebel der Civilisation, hinter uns ließen, desto deutlicher drängte sich uns das Bewußtsein auf, daß wir uns in der Wildniß befanden. Und als wir endlich in die einsamen Schattenwälder des schwarzen Sumpfes hineinschritten, umdämmerte uns eine Natur und begegneten uns Menschen, wie wir sie im Süden und Osten vielleicht vor drei Jahrzehnten nicht mehr so ursprünglich angetroffen hatten.

Findlay ist ein recht stattliches Oertchen. Der Kern, aus dem es hervorging, war eines jener Grenzforts, die während der Indianerkriege gleich Schachthürmen nach Norden und Osten vorgeschoben wurden, bis das Spiel von den Weißen gewonnen war. Es liegt in Hancock County, an einem Nebenflusse des Auglaise, einem trüben, tiefen, langsam hinfließenden Waldwasser, das einst, als die Shawanoes diesen Strich noch inne hatten, den Namen Schopoquatesepe, d. h. der Fluß des Schneiders, führte, heutzutage aber Blanchards Gabel genannt wird. Es wohnte

nämlich bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ein Franzose hier, der Blanchard hieß und ein Kleidermacher war. Er soll ein gebildeter Mann gewesen sein, aber die Sage geht, daß er wegen eines Mordes aus seinem Vaterlande geflohen war. Hier schloß er sich in allen Dingen den Eingebornen an, heirathete eine Squaw und hinterließ bei seinem Tode sieben Söhne, von denen einer, als die Shawanoes nach dem fernen Westen auswanderten, ein Häuptling war.

Ein anderer seltsamer Bewohner dieser Gegend war ein gewisser Jonathan Chapman, bekannter unter dem Spitznamen Johnny Appleseed. Er war ein Sonderling, aber einer der liebenswürdigsten, von denen das Buch menschlicher Wunderlichkeiten berichtet. Unter dem rauhen Volke von Jägern und Kriegern, welches die Grenze entlang hauste, folgte er dem milden Berufe eines Gärtners in der Wüste. Ohne Anspruch auf Dank und Lohn durchzog er die unwirthbare Waldregion, um sie mit Apfelbäumen zu bepflanzen. Es war eben seine Neigung, wie es die Neigung Anderer war, als Indianertödter durch die Wildniß zu streifen. Von Pennsylvanien mit der weiterrückenden Kultur nach Ohio gekommen, hielt er sich stets auf der Scheidelinie zwischen den äußersten Niederlassungen der Weißen und den Jagdgründen der Rothhäute auf. Hier klärte er auf dem fetten Lehmboden der Flußränder das Unterholz hinweg und pflanzte dann seine Apfelkerne, worauf er den Ort verließ, um wiederzukehren, wenn die jungen Bäume aufgesproßt waren. Kamen nun Ansiedler in die Gegend, um ihre Rodungen zu beginnen, so war Johnny mit seinen Schößlingen für sie bereit, die er in der Regel umsonst weggab oder gegen ein altes Kleidungsstück oder sonst gegen eine Kleinigkeit vertauschte. In dieser segensreichen Wirksamkeit fuhr er lange Jahre fort, bis das Land voll von den Früchten seiner Arbeit war und er gleich jenen jagd- und mordlustigen Neuntödterseelen einen neuen Spielraum für seinen Trieb im fernen Westen suchen mußte. Im Punkte des Glaubens war er ein Anhänger Swedenborgs, dessen Schriften er zugleich mit seinen Apfelbäumen verbreitete, wobei es zuweilen geschah, daß er ein Buch, von dem er nicht genug Vorrath hatte, in zwei Theile zerriß und die beiden Hälften an verschiedene Personen vertheilte. Eine andere Eigenheit von ihm war, daß er es für Sünde hielt, ein Thier zu tödten, und in dieser Beziehung sind

einige bezeichnende Anekdoten über ihn im Umlauf. In einer kalten Herbstnacht bemerkte er, vor seinem Lagerfeuer draußen im Walde sitzend, daß die Muskitos in die Flammen flogen und verbrannten. Sogleich stand er auf, füllte das Blechgefäß, welches er als Mütze, Kochtopf und Schüssel benutzte, mit Wasser und löschte das Feuer aus, indem er sagte: „Verhüte Gott, daß ich lediglich meiner Behaglichkeit halber Ursache werden sollte zum Tode eines meiner Mitgeschöpfe!" — Ein ander Mal wurde er, über eine Prairie wandernd, von einer Klapperschlange gebissen. Einige Zeit nachher erkundigte sich ein Freund bei ihm über den Vorfall. Johnny that einen tiefen Seufzer und erwiederte mit Thränen in den Augen: „Das arme Ding! Kaum hatte es mich angerührt, als ich, von gottloser Leidenschaft übermannt, ihm mit meiner Sichel den Kopf abhieb. Das arme, arme, unschuldige Thierchen!"

Diese Historien wurden uns von einem Farmer mitgetheilt, in dessen Hause, fünf Meilen von Findlay, an der Straße nach Gilboa, wir übernachteten. Er hatte Johnny persönlich gekannt und beschrieb ihn als einen kleinen verwachsenen Mann mit langem dunkeln Barte und schwarzen blitzenden Augen, hastig und rastlos in Rede und Geberde. Seine Kleidung war meistentheils alt, und zu einer Zeit ging er sogar in einem Kaffeesacke einher, in dessen Boden er Löcher geschnitten, um Kopf und Arme hindurchstecken zu können. Zu Entbehrungen und Strapazen abgehärtet, schlief er oft während der rauhesten Jahreszeit im Freien, und häufig begab sich's, daß er meilenweit barfuß durch den Schnee wanderte. Hierher gehört eine dritte Anekdote, die man uns später am Maumee von dem originellen Männlein erzählte. Einst hielt ein methodistischer Reiseprediger auf dem Markte einer Stadt eine Ansprache, und als er im Laufe derselben ausrief: „Wo ist der barfuß einherwandelnde Christ, der auf der Fahrt zum Himmelreiche begriffen ist?" hob Johnny, der ihm, auf einen Holzhaufen gelagert, aufmerksam zugehört hatte und die Frage wörtlich nahm, seine nackten Füße in die Höhe und schrie mit lauter Stimme: „Hier, mein Mann, hier ist er!"

Unser Wirth hatte noch Mancherlei von dem Typus eines Hinterwäldlers an sich. Er lag auch noch, obwohl altersschwach und überdies durch einen Fall gelähmt, fleißig dem Waidwerke ob. Er war im Besitze

einer Farm mit 140 Ackern des trefflichsten Bodens, auf dem er 80 bis 90 Bushel Mais und mehr als halb soviel Weizen per Acker erntete. Ein Pfirsichgarten mit etwa hundert Bäumen streckte sich hinter seinem Gehöfte. Die Ställe unter seiner Scheune enthielten, wie der Arzt sich ausdrückte, der hier mit uns übernachtete, „entzückend schönes Vieh," und sein zweistöckiges Farmerhaus war eines der ansehnlichsten und geräumigsten, die uns von Carey aus aufgestoßen waren. Demungeachtet ging aus seinen Reden hervor, daß er nicht übel Lust hatte, bei guter Gelegenheit zu verkaufen, noch einmal, und zwar zum vierten Male seit seiner Einwanderung in Ohio, weiter gen Westen zu ziehen und, Fülle und Behaglichkeit gegen ein dürftiges, aber unbeschränktes Blockhüttenleben vertauschend, von vorn zu beginnen. Wir speisten bei ihm außer einer Auswahl anderer Delicatessen des Hinterwaldes etwas mir bis dahin noch Neues — gebratene Eichhörnchen, von denen der älteste Sohn ein halb Dutzend zum Abendessen geschossen hatte, und zum Thee wurde uns außer Zucker auch Honig vorgesetzt, den wilden Bienen abgewonnen, deren es in den hohlen Bäumen des umliegenden Forstes noch in Menge giebt.

Am folgenden Morgen machten wir uns bei Zeiten auf, um wo möglich vor Einbruch der Nacht Defiance zu erreichen. Bis Gilboa, der nächsten Stadt, schloß sich uns als Reisekamerad ein junger Mensch an, dessen Bekanntschaft wir vor dem Kaminfeuer des vergangenen Abends gemacht hatten, und der, nachdem ihm unterschiedliche andere Erwerbszweige nicht hatten grünen wollen, nunmehr sein Heil mit dem hier zu Lande am wenigsten geachteten Berufe, dem eines Schulmeisters versuchen wollte. Er war, obwohl kaum zwanzig Jahre alt, schon seit zwölf Monaten verheirathet, und schien ein gründlicher Thunichtgut zu sein. Indeß hatte seine Begleitung für uns den Vortheil, daß wir durch ihn, als wir an Blanchards Gabel entlang wanderten, auf ein seltenes Naturspiel aufmerksam gemacht wurden. Hier nämlich stehen an einer Stelle, nach der wir über einen den Fluß überbrückenden Stamm klettern mußten, zwei Ahornbäume, die an ihrer Basis etwa 15 Schritte von einander entfernt sind, sich aber in einer Höhe von ungefähr 40 Fuß dermaßen mit einander vereinigen, daß sie einen einzigen Stamm und Wipfel bilden. Dieser Abstecher von der Straße hätte uns übrigens übel bekommen können. Noch

mit der Betrachtung des schönen Baumpaars beschäftigt, hörte ich plötzlich hart neben mir ein leises Rascheln, und als ich hinsehe, gähnt mich der weit aufgerissene Rachen einer von jenen kleinen giftigen Schlangen an, die man hier Kopperheads heißt. Zum Glück hatte die Kälte dem boshaften Dinge die Schnellkraft gelähmt, so daß es beim bloßen bösen Willen blieb und ich Zeit fand, ihm den Gewehrkolben auf den Nacken zu setzen und mit meinem Bowiemesser den züngelnden Kopf abzuhauen. Dieses Ungeziefer ist da, wo ihre Hauptfeinde, die Schweine, nicht hinkommen, noch außerordentlich häufig, und wenn gleich die größten nicht über 20 Zoll lang sind, mag es, der Länge ihrer Zähne nach zu schließen, nicht unmöglich sein, daß sie selbst durch Stiefel verwunden können. Dagegen dürfte die Kur, welche unser Schulmeister gegen ihren Biß angewendet haben wollte, mit einigem Bedenken aufzunehmen sein. Er behauptete nämlich, die sicherste Hülfe sei, gleich nach der Verwundung so viel Whiskey zu trinken, als man bekommen könne und damit fortzufahren, bis die Geschwulst des verletzten Gliedes nachlasse. Das Wunderbarste dabei sollte sein, daß der Spiritus in solch einem Falle nicht berausche, und Mr. Maxwell hatte, ich weiß nicht mehr wo, einen Freund, der bei einer derartigen Gelegenheit nicht weniger als zwei Gallonen Branntwein zu sich genommen hatte. Die Sache wurde mir anderswo von achtbarer Seite bestätigt; da man sie jedoch nicht zu erklären vermochte, so lasse ich ihre Richtigkeit bis auf Weiteres dahin gestellt sein.

Von Gilboa einen mehr nordwestlichen Cours einschlagend, wurden wir binnen Kurzem an dem mächtigeren Wuchse der Bäume, dem dichter und üppiger werdenden Unterholze zwischen den Stammsäulen und dem schwärzeren, feuchteren Erdreiche inne, daß wir die Grenze des Schwarzen Sumpfes überschritten hatten. Diesen Namen führt ein Strich Landes, der bei einer Länge von 120 und einer durchschnittlichen Breite von 40 Meilen nicht weniger als acht Counties des nördlichen Ohio in sich begreift. Er ist gegenwärtig noch schwach bevölkert, indem die Zahl seiner Bewohner nicht viel über 80,000 ist, aber in funfzig Jahren, wenn seine Wälder mehr gelichtet und seine Niederungen entwässert sein werden, wird man ihn den Garten Ohios nennen und eine halbe Million Menschen auf ihm sich nähren sehen. Nur an wenigen Stellen ein wirklicher Sumpf

mit schilfigen Lachen und Rohrtümpeln, ist er vielmehr eine weite Fläche fetten Marschbodens, überwuchert von gewaltigem Baumwuchs, worunter verschiedene Eichengattungen, Eschen, Pappeln, Hickories, Cottonwood- und Zuckerahornbäume die am häufigsten vorkommenden Arten sind. Die Wipfeldecke, zu der sich die Zweige dieses prachtvollen Urforstes verschlingen, ist schier undurchdringlich für das Sonnenlicht, und seine Hauptcharakterzüge sind ein melancholisches Halbdunkel und ein majestätisches Schweigen. Seine geheimnißvollen Tiefen mögen noch manchen Schatz für den Botaniker in sich bergen. Auf uns, die wir ihn im Herbste und an wildstillen Tagen durchzogen, machte er mit seinen regungslosen, halbentblätterten grauen Bäumen den Eindruck des Schauers, der Unwirthlichkeit und auf die Dauer der Einförmigkeit. Ein Genuß dagegen muß es sein im Frühling durch sein überschwängliches Grünen und Blühen zu schweifen; und eine Lust muß es sein, ihn rauschen zu hören mit jenem Rauschen, womit am sechsten Schöpfungstage Edens Wipfel den ersten Menschen begrüßten.

Der schwarze Sumpf ist aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst eine Bucht des Eriesees gewesen, als dessen Wasser noch 150 Fuß höher standen. Die Gleichartigkeit seines Bodens und die der Meeresfläche ähnliche Ebenheit desselben sind Ursache gewesen, daß sein Baumwuchs beinahe durchgängig von gleicher Höhe ist, so daß der Wald sich vom Gesichtskreise wie eine unermeßliche dunkelblaue Mauer abhebt. Es war die letzte Zufluchtstätte der Eingeborenen vor ihrer Auswanderung nach dem Lande jenseits des Missisippi. An seinem Westrande kämpften sie den letzten Verzweiflungskampf gegen die weißen Eroberer ihres Erbes. Während das übrige Ohio keine reißenden Thiere und nur selten noch ein Stück Rothfleisch hat, ist hier noch ein ergiebiges Revier für den Liebhaber der Jagd. In seinen hohlen Stämmen hausen Bären, Racoons, Opossums und wilde Katzen in Menge. Mehr als ein Mal sprangen uns Trupps von kleinen Hirschen über den Weg, und vernahmen wir das Kollern wilder Truthühner. Adler und Habichte und eine bunte Mannigfaltigkeit von Singvögeln, zum Theil in's prächtigste Gefieder gekleidet, nisten in seinen Aesten. Durch seine Fläche ziehen sich gleich den Kämmen von Meereswellen von Osten nach Westen Adern von Kalkstein, von einer halben bis zu einer ganzen Meile breit und bedeckt mit schwarzer Wallnuß, Butternuß, Zucker-

ahorn und rothen Ulmen. Auf diesen, als den gesündesten Theilen der Gegend, liegen gewöhnlich die Ansiedelungen, und so laufen auch die Straßen gemeiniglich über dieselben. Der Boden aber der Niederungen besteht zuvörderst aus einer Schicht verrotteter Pflanzenerde, einen bis anderthalb Fuß tief und außerordentlich fruchtbar, aber auch allerhand Fieber entsendend, sobald der Pflug hineinschneidet. Unter diesem Humus finden sich, mehrere Ellen in die Tiefe gehend, ein fetter gelber Thon, stark gemischt mit Bestandtheilen von Kalk- und Kieselerde, und unter diesem wieder lagert ein Stratum von blauem Mergel. Das Wasser des Sumpfes ist bedeutend mit Schwefel versetzt und deßhalb von üblem Geschmacke, soll indeß gesund sein und sogar Heilkräfte gegen Hautkrankheiten besitzen. Wie triebkräftig das Land ist, kann man daraus abnehmen, daß wir hier Maishalme von 15 Fuß Höhe sahen, und daß man uns einen Obstgarten zeigte, dessen Apfelbäume in einem Zeitraume von fünf Jahren 20 Fuß hoch geworden waren und an der Basis 18 Zoll Umfang erreicht hatten.

Die Straße, die sich durch diese Wildniß windet und sich bald in Schichten gefallenen Laubes verliert, bald von morastigen Stellen unterbrochen wird, bald durch einen Knüppeldamm auf eine für Wagen und Reiter bedenkliche Weise verbessert worden ist, wird, je weiter man westlich vorschreitet, einsamer und stiller. Die Fencen, die sie bis Gilboa fast ununterbrochen einfassen, hören allmählig ganz auf. Hin und wieder erschallen seitwärts in der Tiefe des Forstes die Glocken weidender Kühe, oder das Krachen eines fallenden Astes schreckt krächzende Vögel auf. Da und dort bezeichnen ein Paar in den Boden gesteckte Holzgabeln, über welche eine Querstange gelegt ist, und unter denen neben einem Aschenhaufen roh geschnitzte Mulden liegen, einen Ort, wo man Ahornzucker gesotten. Mitunter begegnet man einem Ochsenkarren, der sich mühselig durch den Kothweg und seine Löcher seinem Ziele zuwälzt. Zuweilen auch holt der Wanderer, um eine Waldecke biegend oder aus dem Dickicht nach einer binsenbewachsenen Prairie hervortauchend, einen Zug jener „movers“ ein die, einem dem Yankee eingeborenen Wandertriebe folgend, nach Verkauf ihrer unbeweglichen Habe im Osten den dünn bevölkerten Strichen des fernen Westens zurücken. Voran kommt der Familienvater mit seinem Gaule, im blauen Flauß oder krebsrothen Warmus, Leggins um die Beine gewickelt,

die lange Büchse mit schön ausgelegtem Kolben über der Schulter, das Pulverhorn und den Kugelbeutel auf dem Rücken. Dann erscheint, bespannt mit schmucken Pferdchen, getrieben von einem zweiten Flaußrock oder nach Befinden der Frau, der Reisewagen, unter dessen weißer Plane die Kinder, die Koffer und das Beste vom Hausrathe verpackt sind. Endlich folgen als Nachtrab einige Stücke Zuchtvieh, geführt und begleitet von andern bewaffneten Reitern. So ziehen sie langsam, des Nachts bei Farmern bleibend, wenn es das Wetter erlaubt oder die Noth gebietet, auch wohl im Walde campirend, ihrer neuen Heimath zu, nach der ihnen zuletzt, wo die Straßen aufhören, der Abendstern und der Compaß den Weg weisen.

Der Marsch auf solch einer Straße war ziemlich beschwerlich, und schon begann's zu dunkeln, als wir Medary erreichten. Wir waren jetzt im Herzen des schwarzen Sumpfes. Ein trauriges Bild, diese Waldstadt Medary, vorzüglich in der Zeit des Jahres, wo ich sie sah. Finstere Baumgreise mit Moosbärten und grimmblickenden Astlochsaugen bilden mit dem Dickicht von Sträuchern, Ranken und breitblättrigen Kräutern, das aus dem Moderwust zu ihren Füßen aufschwillt, um sich an ihnen emporzuwinden oder sich zur Wiedereroberung des an die Kultur verlorenen Gebietes aus den Waldhallen hinaus und über die Fencen zu drängen, einen schroffwandigen riesigen Kessel, in welchem, um den Kern der Stadt, eine hochragende aus Fachwerk aufgezimmerte Dampfsägemühle gruppirt, zwanzig bis dreißig dürftige, graubedachte Häuschen stehen. Ein trübseliger, fast beklemmender Anblick, dessen Eindruck uns durch den bewölkten Himmel, die einbrechende Dämmerung und die hier herrschende dicke, mit dem Brodem faulenden Laubes und verwitternder Stämme gemischte Luft zu Gedanken an Leichen und Grüfte gesteigert wurde. Keine Seele war auf der Gasse zu erblicken, und hätten nicht die Schornsteine geraucht und das Nagen der Sägenzähne in der Mühle sich hören lassen, man hätte den Ort für ausgestorben halten können, so unheimlich und unwirthlich, so trostlos schwermüthig lag er in der starren, struppigen, fahlen Einöde.

Unschlüssig, ob wir hier bleiben sollten, wurden wir durch das unerquickliche Innere des Gasthauses, in das wir endlich eintraten, weitergeschreckt. Ein gewaltiger Kamin, neben dem eine Rifle lehnte, ein gebrech-

licher Schaukelstuhl mit einer aschfarbenen, griesgrämigen Wirthin darauf und ein Schenktisch mit einer Whiskeyflasche und zwei schmutzigen Gläsern waren das gesammte Geräth, dessen sich diese unbehagliche Bretterbude rühmte, und obschon es bei meinen blasenbedeckten Zehen eine schwere Geduldprüfung war, sich noch dritthalb Meilen weit über einen eben erst fertig gewordenen Knüppeldamm zu schleppen, wäre ich doch lieber noch einmal so weit gegangen, als daß ich hier eine Nacht zugebracht hätte. Wir bereuten unsern Entschluß nicht. Das Nachtessen und die Betten, die wir am Ende des Marterweges über jenen Ringeldamm in Heischbergers Farm fanden, entschädigten uns reichlich und bewiesen zugleich, daß es sich selbst mitten im schwarzen Sumpfe munter und bequem leben läßt.

Heischbergers Farm ist die erste auf einem jener oben geschilderten Hügelkämme, der sich von hier mehrere Meilen nach Westen ausdehnt und, weil er seiner ganzen Länge nach mit Niederlassungen von Deutschen bedeckt ist, The German Ridge heißt. Daniel Heischberger selbst ist ein Deutscher; wenn ich mich aber gefreut hatte, einmal wieder die Muttersprache reden zu hören, so fand ich mich bei ihm getäuscht. Von Virginien stammend, hatte er das Elsässisch, das seinem Vater noch geläufig gewesen, vollständig vergessen, und von dem Lande seiner Vorfahren hatte er so wenig Kunde, daß er die Deutschen für Unterthanen der Königin Victoria hielt. Er war ein jovialer Gesell und weit und breit als kühner und geschickter Bärenjäger berühmt. Seine Wohnung, ein geräumiges Blockhaus, war, da es an zwei sich hier kreuzenden Straßen liegt, von ihm mit Vortheil als Herberge eingerichtet worden, und in der That, Niemand hätte in dieser Region ein delicateres Souper verlangen können, als das, welches sein Tisch bot. Nach dem Essen, bei dem ein wilder Puter die Hauptrolle spielte, wurden wir vor dem Kamine mit den besten Jagdgeschichten regalirt, und Heischberger wies uns die Felle von zwei Bären, von denen er den einen hart hinter dem Hause und den andern gar auf der Schwelle der Hinterthür erlegt hatte. Eine eigenthümliche Ueberraschung ward uns, als der Wirth uns zum Schlafengehen in sein Fremdenzimmer führte, dessen Balkenwände hinterwäldlerischer Kunstsinn mit einer im Punkte des Farbenreichthums trefflich ausgewählten Gallerie buntgedruckter Barnumscher Menageriebilder und illustrirter Anzeigen von Patentdoctoren, Kunstreitern,

Wahlagitoren und andern Marktschreiern dermaßen überklebt hatte, daß nur noch wenige Fuß Raum auszufüllen waren. Noch angenehmer war das Staunen, welches wir über die eleganten mit Blumen durchnähten Bettdecken empfanden, die zu den Zierden dieses Prachtgemachs gehörten, und kaum glaubte ich meinen Augen trauen zu dürfen, als ich am Morgen meine seit vier Tagen ungepflegten Stiefeln prächtig geschmiert vor meinem Lager stehen sah. Heischberger selbst hatte ihnen diese Wohlthat angedeihen lassen und sich dadurch als noch nicht durchaus amerikanisirter Deutscher verrathen, da ein ächter Sohn Uncle Sams diese Gefälligkeit kaum seinem eigenen Schuhwerke erweist.

Als Heischberger erfuhr, daß mein Begleiter sich nach einem zur Ansiedelung geeigneten Flecke Landes umsah, hätte er uns am liebsten gleich dabehalten. Es waren mehrere Stücke halbgeklärten Ackerlandes zu dem geringen Preise von 5 Dollars per Acre zu haben, und eines davon hatte in der That viele Vortheile. Ein Areal von 124 Acres umfassend, wovon nur ein Viertel „nasser Boden", und nahezu ein Drittel von den kleineren Bäumen gesäubert war, würde es eine stattliche Farm gegeben haben. Der überall vorhandene Lehm hätte das Material zu einem Ziegelhäuschen geliefert, welches Heischberger für 100 Dollars bis auf die Ausmöblirung fertig an die Stelle der Blockhütte zu setzen versprach, die sich jetzt in seiner Mitte erhob. Defiance, der nächste Markt, war nicht weiter als zehn englische Meilen entfernt. Rechnet man hierzu die Gewißheit, daß ein jetzt erkauftes Stück Land innerhalb zehn Jahren ohne Zuthun des Besitzers durch das bloße Näherrücken der Civilisation im Werthe mindestens um das Dreifache wachsen muß, so wäre die Absicht, sich hier anzusiedeln, gewiß nicht zu tadeln gewesen, wenn nur das erdfahle fieberzerquälte Gesicht der Wirthin in Medary dem Idyll, das aus dieser Berechnung erwuchs, nicht über die Achsel geschaut hätte. Heischberger zwar gab auf unsere Erkundigungen nach der Gesundheit der Gegend, die überall übliche Antwort: „only a little ague," aber die ganze German Ridge bezeugte in denen von ihren Bewohnern, die wir zu sehen bekamen, daß der Dämon, dessen modrigen Hauch wir in Medary so deutlich gespürt, auch hier waltete, und daß demzufolge die Leute nicht bloß „ein wenig", sondern ungemein viel vom Wechselfieber zu leiden hatten.

So ließen wir denn unsern biedern Freund Heischberger und die Aussicht auf drei Monate Fieber für jedes der nächsten zehn Jahre nebst aller sich daran knüpfenden Romantik hinter uns und pilgerten weiter durch Sumpfland und Waldesdunkel, bis wir im Laufe des Nachmittags auf die vom Miami-Kanale durchschnittene weite Blöße hinaustraten, auf welcher, vom Maumee-Flusse und dem in diesen mündenden Auglaise durchschlängelt, das Städtchen Defiance sich ausbreitet. Hier fanden wir im Wirthshause eine lustige Jägergesellschaft, die mit ihrer Beute von Hirschen, Schnepfen und Racoons den halben Barroom füllte, und mit der wir einige recht vergnügte Stunden bis zum Eintreffen des Packetbootes verlebten.

Toledo, wohin wir am 16. früh gelangten, ist eine blühende Handelsstadt von 3500 Einwohnern. Es liegt am Ausflusse des Maumee in einer Bucht des Eriesees, und würde sich eines noch weit schnelleren Wachsthums zu erfreuen haben, wenn die flache Gegend, in der es angelegt ist, nicht im Rufe der Ungesundheit stünde. Aus zwei verschiedenen Niederlassungen entstanden, die jetzt durch eine doppelte Häuserreihe verbunden sind, streckt der Ort sich über eine Meile am Ufer hin. Die Aussicht auf die Rhede ist höchst anmuthig. Das Auge überschaut den mehr und mehr zur Bay sich erweiternden Fluß auf eine große Strecke. Bewaldete Landzungen ragen in malerischen Formen in den Stromspiegel hinein, und eine beträchtliche Anzahl von Dampfern, Kanalbooten und Segelschiffen, bald mit dem Sternenbanner geschmückt, bald die britische Flagge entfaltend, tummeln sich vor dem Hafen und geben Zeugniß von dem lebhaften Verkehr, wovon Toledo das Centrum ist.

Wir warteten nur das Verziehen der Regenwolken ab, um durch das Maumeethal nach dem Süden zurückzukehren.

Dieses Thal, welches seiner ganzen Ausdehnung nach dem Schwarzen Sumpfe angehört, ist einer der merkwürdigsten Landstriche in der Geschichte Ohios. Beinahe jede seiner Städte ist aus einem Grenzfort entstanden. Kaum geht der Wanderer ein paar Meilen, ohne einem aus den Indianer-

zeiten oder aus dem letzten Kriege mit England berühmten Orte, einer Wahlstatt oder einem alten Lagerplatze zu begegnen.

Vor funfzehn Jahren etwa setzte ein großartiger Schwindel den gesammten Nordwesten in Bewegung. Die Glanzperiode der Landspeculanten, welche in die Zeit von 1834 bis 1837 fällt, lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf das Thal des Maumee. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, die durch Fluß, Kanal und See verbürgte Wahrscheinlichkeit, daß hier ein Centralpunkt des Verkehrs sich bilden werde, riefen eine Menge Unternehmungslustige herbei. Von der Mündung des Flusses bis zu den Stromschnellen schwärmte es von Abenteurern, die auf leichte Weise reich werden wollten. Wo sich irgend ein Vortheil aus einem Stücke Land herausklügeln ließ, wurde es erworben und in Stadtloose vertheilt, die wo möglich das Zwanzigfache des ursprünglich gezahlten Preises abwerfen sollten. Jeder Monat schuf ein neues Exemplar zu diesen Phantasiestädten, in denen man — natürlich bloß auf der Karte — die prächtigsten Kirchen, Rathhäuser, öffentlichen Plätze und Parks sah. Das Resultat war, daß Manche sich in das „Paradies des Maumee" verlocken ließen, und daß, als die gerühmten Vortrefflichkeiten sich nicht bewähren wollten, neunundneunzig vom Hundert dieser Leichtgläubigen sich in Bettlern verwandelt sahen und hoffnungslos verschuldet aus der Gegend flüchteten. Alle jene Städte — wenn ich mich recht besinne, eilf an der Zahl — sind, statt dem Zauberworte der Speculation zu gehorchen, im Schwarzen Sumpfe stecken geblieben. Wo sie stehen sollten, ragt der Urwald wieder über den zerfallenen Hütten der Betrogenen und der Betrüger.

Es war am Morgen des 17., als wir, nachdem das Wetter sich aufgehellt, unsere Rückwanderung antraten. Maumee-City, die erste Stadt, die wir zwischen Fluß und Kanal hinaufgehend erreichten, ist durch eine auf steinernen Pfeilern ruhende Holzbrücke mit dem am andern Ufer des Maumee gelegenen Perrysburgh verbunden. Beide Orte haben Schiffswerften, treiben einen nicht unbeträchtlichen Handel und besitzen ein freundliches, wohlhäbiges Aeußere. Die Hügelkämme, auf denen sie stehen, erheben sich gegen 100 Fuß über den Stromspiegel und bilden, anmuthig

landeinwärts liegend, ein Amphitheater, das eine Meile breit und etwa doppelt so lang ist.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, die Gegend von Maumee-City zu einem Lieblingsaufenthalte der indianischen Stämme zu machen, die vor Alters das Land inne hatten, und noch zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts war die Strecke von hier bis Defiance dicht mit ihren Wigwams, Maisfeldern und Pfirsichgärten besetzt. Bereits um 1680 hatten die Franzosen einen Handelsposten hier. 1794 errichteten die Engländer an der Stelle das Fort Miami, von welchem noch jetzt Spuren sichtbar sind. Ein Theil der Stadt bedeckt den Ort, wo die Schlacht beim gefallenen Holze entschieden wurde, während sie sich ungefähr eine Wegstunde weiter stromaufwärts entsponnen hatte. Am letzteren Punkte, gleich neben der Straße, die an Presque Isle Hill vorüberläuft, befindet sich ein Felsblock, welcher das Grab eines Indianerhäuptlings bezeichnet. Dieser, Namens Truthahnsfuß, sammelte hier einen Theil von den in jenem blutigen Treffen durch Waynes Reisige in die Flucht getriebenen Shawanoes und widerstand mit ihnen den feindlichen Schaaren, bis er aus einer Menge von Wunden blutend, todt zusammenstürzte. Die Rothhäute meißelten in den Felsen, neben dem er gefallen, ein Paar Truthahnsfüße, die noch heute sehr deutlich zu erkennen sind, und die Sage geht, daß die einstigen Ansiedler des Maumee-Thales auf dem Steinblocke häufig Stücke Tabak fanden, welche gewissermaßen als Opfergaben dorthin gelegt worden waren, um den zürnenden Geist des abgeschiedenen Helden zu versöhnen.

Von hier bis Providence bildet das rechte Ufer des Flusses einen einzigen unabsehbaren Laubwald, während der Kanal auf dem linken eine Anzahl von Farmen und kleinen Städten ins Dasein gerufen hat. Die Landschaften haben noch viel von dem wilden Charakter der Urzeit, wo die Natur sich selbst überlassen war. Ueberschwemmungen haben eine Kette von Sümpfen und Lachen geschaffen, aus deren grünlichem Wasser moosige Bäume und Stümpfe emporragen. Zuweilen erweitert und verflacht sich der Strom, und wellenumbrauste graue Kalkbänke stehen gleich einem mächtigen Wehr aus seinem Bette heraus. Dann wieder fluthet er still und tief durch die Schatten des Forstes, der ihn mit seinen tausend Quellbrunnen nährt. Mitunter umarmt er ein Waldeiland, dessen Wipfel der

Herbst mit allen seinen Farben, vom dunkelsten Braun bis zum hellsten Roth bemalt hat. Dann wieder hat er durch Aufthürmung einer Masse entwurzelter Stämme bewiesen, welche Kraft sein Zorn bei Hochwasser besitzt. Manchmal starrt das fahle verwitterte Antlitz eines Felsgiganten aus der schwarzen Humusdecke hervor, womit der verwesende Wald seinen Leib bestreut hat, und dann wieder schiebt sich ein breites Schilffeld, überflattert von schnatternden Vogelschwärmen, bis in die Mitte des Flusses hinaus.

Wir waren nicht gerüstet, der Jagd in diesen Morästen in regelmäßiger Weise obzuliegen, aber schon der Rand derselben hätte eine ganz erkleckliche Beute geliefert, wenn uns einige Stunden mehr vergönnt gewesen wären. Wie die Sachen standen, hatten wir uns mit einer Ente und einem halben Dutzend Schnepfen zu begnügen, mit denen wir, da sie anders nicht zu verwerthen waren, die Fahrt auf dem Kanalboote von Providence bis Napoleon bezahlten.

In Napoleon fanden wir nach langem Suchen in stockfinsterer Nacht in dem Gasthause, welches Richter Craig hält, ein behagliches Unterkommen und wohnten am Morgen einer Gerichtsscene bei, wo unserer biedrer Judge sich so tief in das Schälen eines Apfels versenkt hatte, daß er die Advokaten, von denen abwechselnd oratorisches Feuer und Tabacksaft gespieen wurde, nach Beendigung ihrer Philippiken erst fragen mußte, was sie denn eigentlich vorgebracht hätten. Nachdem wir dann unsern Weg einige Meilen stromaufwärts fortgesetzt, änderten wir unsern Cours und ließen uns an einer Stelle, die den Namen Girtys Point führt, von einem Knaben, der hier fischte, über den Maumee nach Wood-County überfahren. Der Fluß ist hier so breit wie die Saale bei ihrer Mündung in die Elbe und sehr tief. Der Punkt aber, wo wir ihn kreuzten, hat seinen Namen von dem Umstande, daß hier in alter Zeit der Wigwam stand, in welchem Simon Girty, der berüchtigte Renegat, die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Der Farmer, dessen Aecker jetzt den Ort bedecken, wußte uns nichts von dem Manne, dessen einstiges Eigenthum er inne hatte, zu berichten, als daß er ein Verräther an seinem Lande und ein grausamer Unhold gewesen, mit dessen bloßer Erwähnung man ungeberdige Kinder wie mit einem Popanz in Furcht gejagt habe. Ein Jäger dagegen,

dem wir ein Stück von hier im Walde begegneten, kannte Girtys Geschichte genauer, und nach seiner Erzählung wäre das Leben des Renegaten werth, zum Gegenstande eines Heldengedichts gemacht zu werden.

Simon Girty war der Sohn eines Irländers, der sich in Pennsylvanien nicht fern von der Stelle, wo jetzt Pittsburgh liegt, niedergelassen hatte. Der alte Mann (der gemeine Amerikaner bezeichnet den Hausvater einer Familie stets als „the old man") war ein Trunkenbold und entfremdete sich durch sein Laster die Liebe seines Weibes. Gleichgültig geworden gegen ihre Pflicht, schenkte sie ihr Herz einem Andern, welcher dem mißliebigen Eheherrn eines Tages eine Kugel durch den Kopf schoß und sich mit dessen Frau davon machte. Die vier Söhne des liebenswürdigen Paares wurden Indianerjäger, damals ein sehr gewöhnliches Handwerk der Grenzleute. In der Ausübung desselben hatten sie während Braddocks Feldzug das Mißgeschick, von den Rothhäuten gefangen zu werden, die sie indeß nicht, wie sonst üblich, zum Marterpfahle führten, sondern durch Adoption in ihre Mitte aufnahmen. Während die drei andern Brüder in den Stamm der Delawaren eintraten, wurde Simon von den Senecas adoptirt. Unter diesen erwarb er sich bald den Ruf eines großen Jägers und Kriegers, während seine ehemaligen Landsleute, die Weißen, seinem Namen fluchten und ihn für das schrecklichste Ungeheuer hielten, welches die Erde trüge. Diese Ansicht scheint indeß irrig zu sein. Gewiß ist, daß Girty die Wilden zu wiederholten Malen bei ihren Raubzügen gegen die Ansiedler Kentuckys und Ohios anführte, und daß er sich dabei mancherlei Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ, scheint ebenso sicher. Allein die Ursache davon war eine andere, als man gemeinhin glaubte. Simon Girty war eben bis auf die Haut ein vollkommener Indianer geworden. Ihre Feinde waren die seinen, ihre Sitten, ihre Begriffe von Gebühr und Recht ebenfalls. Dazu kommt, daß er erwiesenermaßen manchen Gefangenen vom Feuertode rettete, und daß das Gerücht verschiedene Schandthaten seiner Brüder, die allerdings vollendete Teufel gewesen sein müssen, ihm auf die Rechnung geschrieben zu haben scheint. Sei dem jedoch wie ihm wolle, bei all seiner Wildheit hatte Girty viele edle Züge. Er stand bei denen, deren Sache er zu der seinen gemacht, bis zum letzten Hauche. Er war tapfer bis zur Tollkühnheit. Er hielt,

was er versprochen, und verkaufte einst lieber sein einziges Pferd, als daß er einen Gläubiger nicht zur festgesetzten Stunde befriedigt hätte. Wiewohl er an allen Hauptschlachten während des funfzigjährigen Kriegs zwischen den Langmessern und den Rothhäuten theilnahm und mehrmals verwundet wurde, ward sein sehnlicher Wunsch, auf der Wahlstatt zu sterben, vom Schicksale nicht erfüllt. Er erreichte ein hohes Alter, hatte die letzten Jahre seines Lebens viel von der Gicht zu leiden und wurde endlich sogar mit Blindheit heimgesucht. Ein Oheim unseres Berichterstatters hatte ihn 1813 in diesem Zustande gesehen. Er war im Städtchen Malden in Canada (jetzt Amherstburgh) in ein Wirthshaus getreten und hatte hier einen weißhaarigen blinden Greis mit einer tiefen breiten Narbe über der Stirn getroffen. Die Frau vom Hause hatte ihn gefragt, ob er wisse, wer der Alte sei, als er dies verneint, war ihm die Antwort geworden, es sei Simon Girty, der Renegat. —

Der Jäger, dem wir diese Notiz dankten, war so gefällig uns quer durch den Wald nach der sogenannten Napoleon Road zu begleiten, der wir zustrebten, um über Heischbergers Farm hinauf nach Kalida und von da weiter bis an den Kanal zu wandern, auf dem wir heimzukehren gedachten. Wir durchschnitten auf diese Weise den Schwarzen Sumpf seiner ganzen Breite nach und sahen ihn in seinen einsamsten und wildesten Strichen.

Die Napoleonsstraße ist dadurch entstanden, daß man vom Maumeeufer gegenüber der Stadt Napoleon nach Süden zu eine Linie zog und auf derselben in einer Breite von zwanzig Schritten den Wald niederhieb. Einen Theil der Stämme räumte man zur Seite, die übrigen blieben da, wohin sie gefallen waren. Von Ausrodung der Wurzelstöcke war nirgends, von Ueberbrückung der verschiedenen Creeks und Ausfüllung der knietiefen Sumpflöcher nur hie und da die Rede. So ist der Weg lediglich bei trockenem Wetter für Fuhrwerk passirbar, nach anhaltenden Regengüssen aber wird er vollständig bodenlos, und durchaus glaubwürdig war es, als der Farmer, bei dem wir zu Mittag aßen, uns erzählte, er habe im verflossenen Frühjahre mit einem nicht schwer beladenen Wagen beinahe zwei volle Tage bedurft, um die Strecke von neun englischen Meilen zwischen seinem Gehöft und Napoleon zurückzulegen. Die Farmen, die

man in dieser Einöde antrifft, werden, je weiter man vordringt, ärmlicher und seltener. Ihre Bewohner leben, dünkt mich, ein Leben wie die Würmer in einem Krautkopfe. Maisfelder dicht und hoch umgeben die Blockhütten, reichlich die Aussaat lohnend, obschon die Eichhörnchen, die zu Hunderten die Fencen entlang wimmeln, die Frucht derselben mit dem rechtmäßigen Besitzer theilen. Fettes Vieh weidet im Walde, von dessen Zweigen der Wind ihm allerlei Nüsse schüttelt. Schöne Obstgärten liefern den Stoff zu den Kuchen, Gelées und andern Süßigkeiten, in deren Bereitung die Frauen der Hinterwäldler Meisterliches leisten. Will man Zucker, so zapft man draußen die Ahornstämme ab. Wünscht man Honig, so findet man dessen in den hohlen Bäumen zur Genüge. Gelüstet Einem nach Wildpret, dort in der Ecke steht die Rifle und keine Meile von der Farm gehen Hirsche zur Tränke, fliegen Truthühner und Tauben, springen Eichhörnchen, fett wie Kaninchen und von einem Geschmacke wie Rebhühner, in Menge durch die Wipfel. Nicht selten auch ist ein Bär gutmüthig genug, dem Jäger seine Schinken in den Weg zu tragen. Rechnet man dazu, daß der Ansiedler sich der unbeschränktesten Freiheit erfreut, und daß er, sobald die Mühen des Ausrodens und des noch weit beschwerlicheren Umzäunens überwunden sind, nicht halb so viel Arbeit mehr hat, als ein Bauer in Deutschland, so möchte sich gegen eine solche Existenz von Seiten derjenigen, vor deren Raupenbewußtsein der Daseinszweck des Menschen ein wohlversorgter Magen ist, kaum etwas einwenden lassen; man müßte denn die blassen Gesichter unbehaglich finden, die auch hier vor allen Thüren sitzen.

Von der Farm, wo wir Mittag gehalten, bog die Straße in den Wald hinein, und von jetzt bis zum sinkenden Abend wanderten wir durch eine Wildniß, in welcher nichts als der Weg und die Merkzeichen der Landvermesser an den Stämmen daran gemahnte, daß sie schon von andern lebendigen Wesen als Hirschen und Bären betreten worden sei. War die Straße bisher schon eine Prüfungsanstalt der Geduld gewesen, so wurde sie es jetzt mit jeder der noch übrigen zehn Meilen mehr. Die Citate, womit mein Gefährte sich früher getröstet, wenn er, am Rande einer Kothlache hinbalancirend, das Gleichgewicht verlor und bis über die Stiefelschäfte in den Morast versank, machten jetzt, wo er bei einem ähnlichen

Turnerkunststücke bis an die Schenkel in den kühlen Schlamm fuhr, einer Auswahl der besten deutschen Kernflüche Platz. Um einem gleichen unerbetenen Moorbade auszuweichen, kletterte ich über einen umgestürzten Eichstamm, und krach! brach ich bis an die Brust in stiebendem Moder und schlüpfriger Verwesung ein. So turnten und tobten wir weiter, bis wir bei einem abermaligen Versinken in einen hohlen Baum, aus dem ein Opossum auf und davon sprang, unsere Laune wiederfanden. Auf einem jener Hügelkämme, welche den Sumpf durchädern, hatten wir den seltsamen Anblick, daß eine beträchtliche Strecke weit der Rücken der Höhe mit lichtbraunen Streifen, den verwitterten Resten von Stämmen, die ein Windbruch dorthin geworfen, beinahe ganz regelmäßig gemustert war. Durch einen Creek watend tödteten wir eine schwarze Schlange von über drei Fuß Länge, und kurz vor unserm Eintreffen bei Heischberger schossen wir — Ende gut, Alles gut — einen wilden Puter, der sich eben anschickte, im Wipfel einer Eiche zum Schlafe einzunicken. Die Kugel meines Begleiters war ihm durch die Brust gegangen, und der Fall mußte ihn jedenfalls betäubt haben. Dennoch versuchte er noch einmal aufzufliegen, und nicht eher wurden wir seiner vollkommen Herr, als bis ich ihm mit einer Ladung Schrot beinahe den ganzen Kopf weggenommen. Heischberger, mit dessen Familie wir ihn noch denselben Abend verzehrten, schätzte ihn auf achtzehn bis zwanzig Pfund.

Ein Irländer, der auf Heischbergers Farm mit uns übernachtete, wollte von Kalida bis hierher in fünf Stunden geritten sein. Wir verirrten uns und brauchten mehr als dreimal so viel Zeit dazu. An einem Creek, der den Weg für Fußgänger versperrte, geriethen wir auf eine links abführende Fährte, der wir so lange folgten, bis sie an einem großen Aschenhaufen, wo Ahornzucker gekocht worden, aufhörte. Dann gingen wir, die Himmelsgegend aus dem Stande der Sonne und dem Moose der Bäume lesend, weiter nach Süden, bis wir nach stundenlanger beschwerlicher Irrfahrt auf einen zweiten Creek stießen. Diesen wanderten wir eine Meile und noch eine entlang, vergaßen darüber die Richtung nach Süden einzuhalten und fanden uns endlich ganz unerwartet am Ufer eines breiten, tiefen, geräuschlos im Schatten hinschleichenden Waldstromes. Unglücklicherweise hatte ich meine Karte von Ohio bei Heischberger liegen

lassen. Demungeachtet hätte ein wenig Besinnen uns gerade hier auf die rechte Spur führen können, da es uns sagen mußte, daß der dunkle, langsame Fluß, welcher der untergehenden Sonne zuströmte, kein anderer als Blanchards Gabel sei. In der Verwirrung aber wanderten wir links, den Fluß hinauf, in einer Richtung, welche genau das Gegentheil von der war, welche wir einzuschlagen hatten, wenn wir nach Kalida wollten. Jede Viertelstunde, die wir, fortwährend umsonst — nach einem Wege, einer Brücke, einer menschlichen Wohnung spähend, an dem vielgewundenen Wasser zurücklegten, brachte uns in eine wildere Wildniß. Ein paarmal scheuchten unsere Tritte Rudel von Rehen auf. Unter den Schichten dürren Laubes stießen wir hin und wieder auf kleine Schildkröten. Auf dem Flusse schwammen Trupps von Enten und schossen weiße Raubvögel hin und her, die Fische zu schnappen, welche mit plumpem Sprunge aus der vom Abendrothe bestrahlten Fluth emporschnellten. Und als wir uns in eine Vertiefung hinabarbeiteten, welche durch einen Uferbruch entstanden, entwischte von einer vorragenden Wurzel, auf welche er Toilette gemacht, ein Waschbär in eine hohle Sycomore.

Alle diese Dinge waren nun sicherlich ungemein interessant, allein die immer dringender werdende Nothwendigkeit, auf einen Weg und damit unter Dach und Fach zu kommen, ließ uns ihrer bald nicht mehr achten. In gleichem Maße wie die Dunkelheit nahm unsere Verlegenheit zu. Nebel entstiegen dem Strome. Die Sterne wurden sichtbar. Die Dämmerung zwischen den Bäumen verwandelte sich in Finsterniß. Es konnte freilich keine drei Meilen weit bis zur nächsten Farm sein. Aber wie sie finden? Weiter zu gehen war so wenig zu empfehlen als umzukehren. In beiden Fällen liefen wir Gefahr, uns in der Dunkelheit dem unterhöhlten Flußrande zu weit zu nähern und hinabzustürzen. Mein Gefährte horchte auf den Boden. Ich stieg auf einen Baum. Vergebliche Mühe! Kein Laut war zu hören, kein Licht zu erblicken. Wir ließen ein vereintes Hallo erschallen. Ein zweites und ein drittes. Nichts, keine Erwiderung, nicht einmal ein Echo. Endlich mußten wir uns wohl oder übel drein ergeben, die Nacht im Walde zu kampiren, obwohl dies das sicherste Mittel war, uns, die wir dessen ungewohnt waren und überdies vom Morgen an nichts gegessen hatten, ein tüchtiges Fieber zu holen. Schon waren wir

daran, ein Feuer anzuzünden — da horch! Was war das? — Hurrah, auf! Das war eins der Hörner, mit denen die Farmersfrauen des Westens ihren im Walde arbeitenden Männern das Signal geben, daß das Essen bereit ist. Noch einmal. Ja, kein Zweifel, das war der Ton, den wir auf unserer Fahrt zu oft vernommen, um seinen Charakter jetzt zu verkennen. Es kam von Norden, und flugs gaben wir das Feuermachen auf und eilten, so schnell es unter diesen Verhältnissen möglich war, der dreimal willkommenen Stimme zu. Vor uns und hinter uns hüpfte, raschelte und flatterte, krächzte und quiekte es von aufgeschrecktem Gethier. Auf und ab ging unser Weg über einen wirren Wust zusammengebrochener Aeste und Stämme. Und wieder erschollen die melancholischen Klänge durch die Waldhallen, jetzt schon deutlicher und lauter, ein Zeichen, daß wir auf der rechten Spur. Ein Creek hemmte das weitere Vordringen. Ein Baum war darüber gefallen, und rittlings halfen wir uns nach dem jenseitigen Ufer. Eine Hügelwelle erhob sich vor uns, und Victoria! als ihr Kamm erstiegen, flackerte uns keine zweihundert Schritte entfernt, ein lustiges Feuer aus der Tiefe entgegen. Ringsum lagerten dunkle Gestalten. Daneben stand ein weißes Zelt, und ein Stück davon spiegelte eine Furt im Creek die herzerquickende Flamme wieder. Als wir uns näherten, schlugen ein paar große Bracken an. Die Gesichter der Gruppe wendeten sich uns zu, und ein fragendes „Hulloh, boys?" scholl uns entgegen. Daheim würde man an Rinaldo Rinaldini oder mindestens an Wildschützen gedacht haben. Hier schloß man aus den Büchsen, welche an einem improvisirten Gewehrstande vor dem Zelte lehnten, aus den verschiedenen Stücken Wildpret, die an den Bäumen umherhingen, und aus den eleganten Decken, welche die Leute als Mäntel übergeworfen hatten, daß unser gutes Glück uns zu einer von jenen Jagdgesellschaften geleitet hatte, welche alljährlich aus Cincinnati und andern Städten, in deren Nachbarschaft das Wild ausgerottet ist, nach dem Schwarzen Sumpfe, nach den Wäldern von Indiana und Michigan, ja zuweilen selbst nach den Einöden von Arkansas ausziehen, um einige Wochen hindurch der von den Vätern ererbten Lust am Waidwerke zu fröhnen.

Wir erzählten unser Abenteuer und fragten nach dem Wege nach Kalida. Man kannte ihn nicht; denn wir waren in die Nähe von Gilboa

gerathen. Wir erkundigten uns nun nach der nächsten Farm. Man meinte, wir würden uns kaum hinfinden, und lud uns ein, die Nacht hier zu verweilen. Dieß wurde freundlich angeboten und dankbar angenommen. Unsere Wirthe waren ihrer Sprache nach Leute von feinen Sitten, und die Art, wie sie sich mit allem, was zum Comfort gehört, selbst mit Tellern und Gläsern versehen, bewies dies noch mehr. Höflich räumte man uns einen Platz am Feuer ein. Mit artigen Worten hieß uns der Kapitän der Gesellschaft, ein Advokat aus Columbus, beim Abendessen, einem köstlichen Rehbraten, und bei der hierauf folgenden Bowle willkommen, und als die halbe Nacht unter muntern Gesprächen verbracht war und nun Einer nach dem Andern einnickte, gab man uns sogar ein Büffelfell zur Decke.

Der Morgen zeigte uns, wie sehr wir geirrt, uns in einer vollkommenen Wildniß zu glauben; denn die nächste Blockhütte war kaum zwei Meilen entfernt. Von dieser aus gewannen wir ohne Schwierigkeit die Straße nach Kalida und trafen ohne weitere Abenteuer um die Mittagsstunde in diesem Orte selbst ein. Von hier nach Section Ten am Kanale sind es zehn Meilen, und da wir jetzt besser auf den Weg achteten, ward es uns möglich, zu rechter Zeit dorthin zu gelangen, um mit dem Abends vorüberfahrenden Boote unsere Rückreise nach Süden fortsetzen zu können.

Am andern Morgen weckte mich eine rauhe Hand. Es war die des Steuermanns, der mich eilen hieß, das Boot zu verlassen, da wir in St. Marys seien, wo ich absteigen gewollt.

Drei Meilen westlich vom Städtchen St. Marys befindet sich das große Reservoir, aus dem der Miamikanal gespeist wird. Es war uns als der umfangreichste künstliche Landsee in der Welt geschildert worden, und ich glaube in der That, die Yankees hatten hier einmal nicht übertrieben. Das Bassin ist neun Meilen lang und zwischen drei und vier Meilen breit. Etwa die Hälfte desselben war in seinem natürlichen Zustande eine Prairie, der Rest mit Wald bedeckt. Es wurde dadurch hergestellt, daß man im Osten und Westen Erdwälle von zehn und zwanzig

Fuß Höhe aufwarf, während die Süd- und Nordseite des Beckens durch natürliche Hügelketten gegeben war. Das Reservoir wurde 1837 begonnen und 1845 vollendet.

Es zeigt, von seinem Ostufer gesehen, ein eigenthümliches Bild. Im Vordergrunde erblickt man hie und da einzelne abgestorbene Bäume und Stümpfe, zwischen denen die Dächer und Schornsteine verlassener Blockhütten aus dem Wasser ragen. In der Mitte streckt sich, zuweilen von einer kleinen, mit Prairiegras bewachsenen Insel unterbrochen, so weit das Auge reicht, die überschwemmte Fläche des einstigen Wiesengrundes. Zu beiden Seiten aber starrt aus der beschatteten Fluth ein Wald todter Bäume mit dürren Zackenästen und schwarzmosigen Stämmen. Als wir den Ort besuchten, fuhr ein starker Südwind über die Einöde, und der Miniaturocean wogte und schäumte mit einer Wuth, daß unser Boot Mühe hatte, sich vor einem Schiffbruche an den Bäumen zu retten. Schaaren von Wasservögeln flogen über den wüthenden Wellen hin und her, im Walde knisterte und krachte es, und in der Luft wirbelten abgebrochene Zweige von so bedenklicher Größe, daß wir uns beeilen mußten, aus der gefährlichen Mitte des Beckens nach dem sichern Ufer zurückzugelangen.

Von jetzt an fuhren wir durch wohlangebaute Gegenden, an Piqua und Troy vorüber, nach Dayton hinab. Auch dieser Theil des Landes ist voll von historischen Erinnerungen aus den Indianerkämpfen. Das Miamithal und vor allem die Umgebung von Piqua war ein Lieblingsaufenthalt der Rothhäute, welche noch lange nach ihrem Auszuge in den Schwarzen Sumpf von Zeit zu Zeit hierher zurückkehrten, um auf den Gräbern ihrer Väter über die Erinnerungen an ihre Kindheit zu weinen. An der Stelle des zuletzt erwähnten Städtchens standen noch zu Ende vorigen Jahrhunderts die Wigwams einer Indianerstadt, die über viertausend Bewohner gezählt haben soll. Ja die Sage verlegt hierher sogar ein Wunder, wodurch die Stätte zu einer Art Heiligthum wurde. Piqua war der Name eines Stammes der Shawanoesen-Nation, und die Bedeutung des Wortes ist „der Aschengeborene." Die Ueberlieferung aber erzählt in Bezug hierauf folgende Mythe: In grauer Vorzeit hatte sich hier das ganze Volk

der Shawanoes zur Feier seines Jahresfestes versammelt. Sie saßen im Kreise um ein mächtiges Feuer und riefen mit frommen Gebeten den großen Geist um seinen Segen bei der Jagd und um Mehrung ihres Geschlechts an. Die Flamme war niedergebrannt, als sich plötzlich in dem Aschenhaufen ein lautes Zischen, Knistern und Puffen vernehmen ließ. Verwundert schauten die Beter aus ihrer Andacht auf, und siehe da — aus den glühenden Kohlen stieg die Gestalt eines vollkommen erwachsenen rothen Mannes empor, der fortan unter ihnen lebte und der Vater des Piqua-Stammes wurde.

XV.

Lebensweise und Sitten der Eskimos.

Die Einwohner des Eskimolandes nennen sich selbst „Innuit,“ was in ihrer Sprache „Mann“ bedeuten will. Die gewöhnlichere Bezeichnung Eskimo soll aus einer Verderbung von „Eskimantik,“ d. h. Roh-Fisch-Esser, entstanden sein, ein Spottname, welchen ihnen ihre nächsten Nachbarn, die Mohikaner, beilegten. Sie sind eine der am weitesten ausgestreuten Völkerschaften, denn sie beherrschen 140 Längengrade oder eine Ausdehnung von 3500 Meilen. Allein dieser ungeheure Flächenraum ist sehr dünn bevölkert. Die natürliche Beschaffenheit der Gegend und des Klimas scheinen sich einer raschen Zunahme der Einwohnerschaft oder einer dichtern Ansammlung von Gemeinden zu widersetzen; eine ungefähre Schätzung der Küste von West-Eskimoland — das Innere ist unbekannt — ergiebt nicht mehr als drei Seelen auf je zwei Quadratmeilen oder eine Gesammtzahl von 5250.

Nach den Mittheilungen verschiedener Schriftsteller sollen die verschiedenen Stämme, selbst wenn sie sich in großer geographischer Entfernung

befänden, nur wenig von einander in Ansehen, Sitten, Gebräuchen oder Sprache unterschieden sein. Allein sie sind durchaus nicht so gleichförmig an Größe, als man erwarten möchte. Diejenigen, welche die Nachbarschaft von Norton- und Kotzebue-Sund bewohnen, zeichnen sich durch Schönheit und Größe aus, während die, welche zwischen Cap Lisburne und Barrowspitze wohnen, gleich den Stämmen der östlichen Theile Amerikas, weit kleiner sind und in ihrem Ansehen die geringere Beschaffenheit der von ihnen bewohnten Districte verrathen.

Beide Geschlechter sind wohl gebauet, rüstig, stark von Muskeln und rührig. Die Hände und Füße sind klein und schön geformt, was einige Schriftsteller ihrer sitzenden Lebensweise zuschreiben wollen; allein das kann nicht wohl der Fall sein, da wahrscheinlich kein Volk sich mehr bewegt oder beständiger in Thätigkeit ist. Ihre Höhe ist verschieden; in den südlichen Gegenden sind manche Personen sechs Fuß hoch; in den nördlichen findet eine bemerkliche Abnahme statt, jedoch keineswegs in dem Grade, wie man zu schildern pflegt.

Ihr Antlitz ist flach, die Wangenknochen springen hervor, die Augen sind klein, tiefliegend und gleich den Augenbrauen schwarz. Die Nasen sind breit; die Ohren lang und gemeiniglich durch Anhängung schwerer Zierrathe noch mehr verlängert; der Mund ist wohlgeformt, die Lippen sind dünn und bei den Männern durch dicke Pflöcke oder runde elfenbeinerne Lippenstöcke verzerrt, welche aus diagonalen Einschnitten aus den Lippen hervorstehen. Während des Winters — der bei weitem größeren Abtheilung des Jahres — sind die Eskimos häufig durch die übermäßige Kälte genöthigt, dieselben abzulegen.

Die Zähne der Eskimos sind regelmäßig, allein die Beschaffenheit ihrer Nahrung und ihre Gewohnheit, Häute durch Käuen zu bereiten, nutzt dieselben frühzeitig bis zum Zahnfleische ab. Das Haar ist schwarz, straff und grob; die Männer scheeren es auf der Scheitelhöhe ab, wie Kapuzinermönche, und lassen nur ein etwa zwei Zoll breites Band um den Kopf herum stehen, welches nach dem Nacken zu an Länge zunimmt. Die Frauen scheiteln das Haar in der Mitte und schmücken es, wenn ihr Wohlstand dies gestattet, mit Perlenschnüren. Der Besitz eines Bartes ist äußerst selten, wogegen ein leichter Schnurrbart schon öfterer vorkommt.

Ihr Aussehen muß widerwärtig genannt werden, wenn es von der gewöhnlichen Schmutzbekleidung entstellt ist; im entgegengesetzten Falle aber zeigen sie eine gesunde, frische Farbe, und ohne die Sitte des Tätowirens könnte manches Mädchen selbst im europäischen Sinne hübsch genannt werden. Nur wenige Personen machen eine Ausnahme von dem normalen Zuschnitte ihres Volks.

Die Tracht der Eskimos eignet sich vortrefflich für die Gegend; schwerlich macht man sich einen Begriff von der großen Annehmlichkeit, welche dieselbe im polarischen Winter gewährt. Die Kleider bestehen in einem doppelten Anzuge von gleicher Form und Größe; der ganze Unterschied zwischen dem oberen und dem unteren besteht darin, daß letzterer das Pelzwerk dem Körper zukehrt, während es bei dem oberen die Außenseite einnimmt. Die Stiefel, Hosen und Oberkleider sind aus Rennthierfell gemacht; die Unterkleider aus Rennthierfell oder aus dem Balge eines pelztragenden Thieres. Die Männer tragen einen Ueberwurf, der etwas über die Kniee niederreicht und von einem Gürtel fest um den Leib gehalten wird, woran hinten der Schweif irgend eines Thieres sitzt. Eine geschmackvoll mit Wolfsfell verzierte Kapuze ist an dem Oberkleide befestigt und macht jede andere Kopfbedeckung überflüssig. Die Hosen reichen etwas unter die Kniee und fassen unter die Stiefeln, welche mit denselben durch eine Schnur zusammengehalten werden. In den Schuh der Stiefel wird Stroh gelegt, das häufig erneuert wird und sehr warm halten soll. Die Handschuhe sind in der Regel aus dem Felle des Rennthierkalbes gemacht; da sie indeß nicht genug gegen die Kälte schützen, so werden große dicke Fausthandschuhe darüber gezogen. Während des Sommers dient bei der Jagd auf Wallfische und Seehunde ein Ueberzug von Wallfischdarm und Stiefel von Seehunds- und Wallroßfell als wasserdichte Bekleidung. Der Walguti, ein Beutel zur Aufbewahrung von Pfeifen, Taback, Stein und Stahl, oder in Ermangelung der beiden letzteren Gegenstände, zweier Holzstäbe zur Anmachung von Feuer, wird an dem Gürtel befestigt und ergänzt den Anzug. Die Kleidung der Frauen ist nur wenig verschieden; die Röcke gehen tiefer, sind vorn und hinten ausgeschnitten und haben eine Kapuze, welche groß genug ist, um ein Kind darin zu tragen. Die Hosen und Stiefel bestehen aus einem Stücke und die Zierde des hinten angehängten

Schwanzes fehlt. Im Uebrigen sind sie kaum von den Männern zu unterscheiden.

Die Waffen der Eingebornen eignen sich mehr für die Jagd als für den Krieg. Ihre Speere sind aus Treibholz, namentlich aus Tannenholz verfertigt und mit knöcherner Spitze versehen, welche die Zähne der Wallrosse liefern. Ihre Lanzen, Wurfspieße und Pfeile bestehen aus demselben Materiale und sind mit Spitzen von Flintenstein, Knochen, Schiefer oder Elfenbein versehen. Ihr Bogen, wo möglich aus Buchenholz gemacht, wird sehr sinnreich mit Strängen aus sauber bereiteten Rennthiersehnen gespannt; die feinen Sehnen werden gedreht und gleich den Haaren eines Geigenbogens neben einander gelegt. Die alten Elfenbeinmesser und Beile aus Flintenstein sind durch gewöhnliche europäische Schneidemesser und Aexte verdrängt, welche die Russen ins Land gebracht haben. Das Wurfbrett zum Speerschleudern ist gebräuchlich und dem der Australier ähnlich.

Thierische Nahrung ist in Fülle vorhanden und bildet den hauptsächlichsten Lebensunterhalt. Sie besteht vorzugsweise aus Wild, Seehunds-, Wallfisch und Wallroßfett. Das Fett wird nie gekocht, sondern als ein Leckerbissen betrachtet und den Kindern als solcher gereicht. Das Wallroßfett schmeckt nicht übel; es hat große Aehnlichkeit mit Käse. Man scheint sehr gleichgültig darüber zu sein, ob die Speise roh oder gekocht, frisch oder alt ist. Das Wildfleisch ist immer, wenn es gekocht wird, von reichlicher Thransauce begleitet. Der Thran wird zuweilen mit Beeren gesättigt und bildet dann ein Gericht, welches auf dem Küchenzettel der Eingeborenen obenan steht. Fisch wird roh gegessen und bildet gewöhnlich den Unterhalt auf Reisen. Man bewahrt ihn auf, indem man ihn in der Sonne trocknet oder unmittelbar nach dem Fange in das gefrorene Erdreich gräbt. Vegetabilische Nahrung muß nothwendiger Weise einen geringen Theil des Unterhalts eines Volkes ausmachen, das weder den Boden bebauet noch eine Gegend bewohnt, welche mit derartigen Erzeugnissen großes Lob einlegt. Die scharfen Blätter des Sauerampfers werden, sobald sie erscheinen und den ganzen Sommer hindurch, zu ganzen Händen voll als Mittel gegen Scorblut gegessen. Die Wurzeln von Ma-schu bilden einen anderen Gegenstand der Nahrung; in heißer Asche geröstet, schmecken sie beinahe wie Kartoffeln, sind jedoch nicht so zart und nahrhaft. Den wichtigsten

Vorrath für den Winter geben die Beeren, womit die Natur die Gegend in Ueberfülle bedacht hat. Man sammelt sie im Herbste und bewahrt sie in gefrorenem Zustande in hölzernen Behältern, aus denen man sie mit einem Beile oder anderen scharfen Werkzeugen loshauet. Das Getränk ist Wasser; bei recht kaltem Wetter aber wird Thran getrunken, der nach der Versicherung der Eingeborenen dem Körper eine höhere Wärme verleiht. Berauschende Getränke sind glücklicher Weise diesen nördlichen Völkern unbekannt; nur am Norton-Sunde scheint der beständige Verkehr mit russischen Kaufleuten eine Vorliebe dafür erweckt zu haben.

Das Boot, der Baidar oder Omiak, dient zu den verschiedenartigsten Zwecken. Seine Länge ist etwa 30 Fuß, die äußerste Breite 6 Fuß, die Tiefe 3 Fuß. Es läuft gleichmäßig nach hinten und vorn zu. Sein Spann ist aus Treibholz, besonders aus Fichtenholz, gemacht und mit Riemen aus Wallroßhaut und mit Wallfischknochen gedaubt und zusammengeheftet. Der Boden ist flach und trägt in der Regel sechs Querbretter oder Sitze. Das ganze Boot ist mit Wallroßhäuten überzogen, welche dicht anliegen und fest an einander schließen, ohne diese Eigenschaft beim Trocknen zu verlieren. Ein Baidar kann 15 bis 20 Personen fassen, ohne mehr als ein Fuß Wasser zu ziehen. Wird er schwerer beladen, so befestigt man an den Außenseiten aufgeblähete Seehundshäute, welche das Umschlagen verhindern. Obgleich von zwölf Rudern getrieben, schreitet der Baidar nur langsam vorwärts und gegen starken Wind oder bei unruhiger See kommt er kaum von der Stelle. Die Ruder sind 15 Fuß lang und an der Spitze mit einer Handhabe versehen. Ein langes Stück Holz, welches am Seitenrande des Schiffs festgehalten wird, bildet das Ruder — eine schlechte Nachahmung unserer Methode, die Boote zu bewegen. Den Dienst des Steuermanns versieht in der Regel ein alter Mann, der ein längeres Ruder führt. Auch eines Segels aus Wallroßhaut oder Rennthierfell bedient man sich, allein da die Bauart der Boote nicht gestattet, den Wind zu schneiden, so ist es nur in gerader Richtung des Windes zu gebrauchen. Die Kayaks sind nur 16 Fuß lang und 2 Fuß breit und so leicht, daß sie bei der Seehunds- oder Wallfischjagd in den Baidar genommen und erst ausgesetzt werden, wenn die Beute in Sicht ist. Beide Enden des Kayaks laufen schmäler zu und stehen in die Höhe. In der Mitte haben

sie ein rundes Loch, wohinein der Körper des Eigenthümers paßt. Die Fluß- und Seekayaks sind von verschiedener Bauart; letztere sind etwas kleiner, leichter gearbeitet und stehen nicht so hoch aus dem Wasser. In Nothfällen findet man wohl zwei Menschen in einem Kayak, doch wäre es ein Kunststück, wenn sich nur einer in aufrechter Stellung darin erhalten könnte. Ein Doppelruder dient zur Fortbewegung, die rasch und gewandt von Statten geht. Das Ruder ist in der Hand des Eskimo die Balancirstange, welche dem Seiltänzer das Gleichgewicht sichert, und Leute, die zum ersten Male in einem Kayak fahren, ohne diese besondere Fertigkeit erworben zu haben, schlagen sicherlich um.

Die Schlitten sind aus Holz und unterscheiden sich von denen aller anderen Völker. Sie messen 12 Fuß in der Länge, 2 Fuß 6 Zoll in der Höhe, 2 Fuß in der Breite und sind am Vordertheile leicht nach aufwärts gekrümmt. Die Schleifen derselben sind schmal und mit den Kinnladen des Wallfisches beschlagen, die mit hölzernen Pflöcken befestigt werden. Der Kasten des Schlittens gleicht einem Gitterwerk ohne Lehnen und befindet sich einen Fuß hoch über dem Schnee. Stränge von Rennthiersehnen, Wallroßhäute und Wallfischknochen sichern ihn auf allen Seiten, so daß er ein Gewicht von 500 bis 700 Pfund zu tragen vermag.

Die Wohnungen oder Yourts gleichen denen der östlichen Eskimos nicht; sie sind nie aus Schnee errichtet, sondern mit größerer Festigkeit aus Treibholz hergestellt. Sie stecken mehr als zur Hälfte unter der Erde und liegen in der Regel auf niedrigen, wo möglich sandigen Stellen. Eine Grube von etwa 20 Fuß ins Quadrat und 8 Fuß Tiefe wird an den Seiten mit Stämmen dünner Bäume ausgefüllt und jeder Zwischenraum mit Moos ausgestopft. Die reicheren Leute schlagen diese Abtheilung mit Brettern aus, welche zuvor mit der Axt anschließend gemacht wurden. Die Dächer bilden über der Mitte eine große viereckige Oeffnung, welche genau wie ein Lukenkasten aussieht; durch dieselbe fällt das Licht und entweicht der Rauch. Sonst ist das ganze Dach mit Rasen bedeckt. Der Eingang ist unter der Erde und bildet einen Gang von 30 bis 40 Fuß Länge, welcher mit dem Boden der Wohnung in gleicher Höhe liegt und eine östliche Richtung vom Hause nimmt. An jedem Ende ist ein kleiner Raum, wovon der eine mittelst eines Loches zur Wohnung

und der andere ins Freie leitet. Der letztere dient zum Abschütteln des Schnees von der Kleidung, bevor man in die warme Hütte tritt. Beide Oeffnungen sind sorgfältia mit Rennthierhäuten verschlossen, um der Kälte den Zugang zu wehren. Die Seitenwände der Wohnungen sind bis auf die Eingangsseite zu Schlafstätten bestimmt. Die Bettstellen sind einfache Bretter, welche sich auf Unterlagen von Baumstämmen 18 Zoll hoch über der Erde erheben. In einzelnen Hütten sind Weidenzweige darauf gestreut, über die zur Nachtzeit die Häute gebreitet werden. Etliche Steine bilden die Feuerstätte; sie wird gleich dem übrigen Mittelraume mit losen Brettern belegt, welche entfernt werden, wenn ein Feuer angezündet werden soll. Die viereckige Oeffnung ist mit einem Stück Wallfischblase bedeckt, welche Licht durchläßt und stark genug ist, um heftigem Schneefall zu widerstehen. In jeder Ecke befindet sich ein ausgehöhlter Stein, der Oel enthält; ein kleines Moos bildet den Docht. Dies ist die Lampe, über welcher eine Art Netzwerk zum Trocknen feuchter oder nasser Kleider angebracht ist. Das Feuer in der Mitte wird nie der Wärme willen angezündet, da die Lampen dafür ausreichen; größere Hitze würde ein Thauen des Daches veranlassen und folglich die ganze Wohnung mit Feuchtigkeit anfüllen.

Das Innere mancher Hütten wird nett und sauber gehalten; man wird von der darin herrschenden Behaglichkeit überrascht. Die Lampen verbreiten Licht und Wärme, und wenn der Reisende seine nassen Kleider abgelegt hat und im Schutze vor dem draußen stürmenden Schneewetter sich behaglich auf die weichen Felle niederstreckt, so verschwindet schnell das mitleidige Bedauern, welches er mit der Lage der armen Eskimos empfand, und er überzeugt sich, daß im Verhältniß zu der niedrigen Civilisation, ihre Lebensweise keineswegs so jämmerlich ist wie man wohl annimmt. Die Aufnahme geschieht immer in folgender Weise: zuerst wird dem Ankömmlinge vorgesetzt was die Speisekammer vermag; dann folgt ein Tanz, welcher von Gesängen begleitet wird, und bei dem sich alle beeifern, das Wohlgefallen des Fremden zu erregen. Nach dieser Vorstellung überreicht ihm Jeder ein kleines Geschenk; obwohl er einer Gegengabe gewiß ist, so wäre es doch ungerecht, die unverkennbare Gastfreundlichkeit und das Bestreben zu erfreuen in Abrede zu stellen.

Während des Winters, wenn eine dicke Schneedecke liegt, sind die

Hütten nicht leicht zu erkennen; man würde oft ohne Acht daran vorbeigehen, wenn sich nicht ein hohes Gerüst in der Nähe befände, an welchem die Kayaks, Geschirre u. dgl. hängen, so hoch, daß sie vor den Hunden gesichert sind. Jede Hütte hat auch ein unterirdisches Vorrathshaus, welches in die gefrorene Erde gegraben und mit Strohmatten ausgelegt ist; dieselben sind von den Yourts verschieden und enthalten Fische, Beeren, Fischtalg, Wildfleisch u. s. w. Eine Art von Taubenhaus erhebt sich auf Pfählen und dient zur Aufnahme der Häute, Kleider, Pelze und anderer Artikel, welche eben nicht im Gebrauche sind. Es steht neben dem erwähnten Gerüst und hilft mit zur Bezeichnung der Lage der Wohnungen.

Selten findet man ein Dorf ohne ein eigenes Tanzhaus. Dieser Bau wird durch vereinte Kraft der ganzen Gemeinde errichtet und in derselben Weise wie die Wohnungen ausgeführt, jedoch größer und so, daß der Fußboden drei Fuß über der Erde liegt, damit ihn weniger Feuchtigkeit treffe. Die Wände sind mit Tambourins und zuweilen auch mit hölzernen Masken geziert; ringsum brennen Lampen, zu deren Fettbedarf alle Bewohner beisteuern.

Wenn die Sommerwärme den Schnee schmilzt, so bedeckt sich der Fußboden der Winterhütten einige Zoll hoch mit Wasser, und zwingt zur Zuflucht in die Zelte. Die Zelte werden aus ungegerbten Rennthierfellen gemacht; sie haben eine Kegelform und sind ohne Oeffnung an der Spitze, da niemals Feuer darin angezündet wird. Ihre Errichtung erfordert wenige Minuten und eben so schnell geht der Abbruch. Ein kleines, sorgfältig unterhaltenes Feuer am Eingange bewahrt vor den Moskitos.

Die Regierung — wenn das lose Band, das einen Eskimostamm zusammenhält, diesen Namen verdient — ist eine Vermischung monarchischer und republikanischer Formen. Sklaverei selbst in ihrer mildesten Gestalt ist gänzlich unbekannt; Jedermann steht auf gleicher Stufe mit allen übrigen Bewohnern der Gegend. Nur ein erbliches Oberhaupt wird von Allen anerkannt, dessen Befugnisse jedoch sehr beschränkt sind. Es wird ihm kein Tribut von seinen Untergebenen gezollt, noch steht ihm ein Recht zu, über die Arbeit oder das Eigenthum derselben zu verfügen. Der Abschluß von Verträgen und die Ertheilung der Erlaubniß, auf dem Gebiete des Stammes zu jagen, scheint die gesammte Ausdehnung seiner Macht zu sein.

Die Entfernungen, in welche die Eskimos zum Austausch ihrer Felle reisen, sind erstaunlich. Manche Eingeborene der Hotham-Bucht waren auf Cap Lisburne sehr gut bekannt und sogar bis nahe an Barrowspitze gekommen. Die weiten Schnee-Ebenen scheinen ihr Element zu sein. Begleitet von ihren Schlitten gehen sie bis 25 Meilen den Tag; wenn die Nacht anbricht, breiten sie ihre Rennthierfelle aus und schlafen trotz des unbarmherzigsten Wetters so sanft wie in ihren Hütten. Das größte Ungemach für sie ist der Mangel an Wasser. Wenn sie frisches Eis erreichen, so machen sie ein Loch hinein; aus demselben sprudelt das Wasser an die Oberfläche und versorgt sie reichlich mit diesem Bedarf. Da ihnen diese günstige Gelegenheit nicht oft geboten wird und sie einer unglaublichen Menge bedürfen, um ihren Durst zu befriedigen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu einer anderen Aushülfe. Etwa alle Stunde wird ein Halt gemacht und Taback mit einer Beimischung von Holz geraucht. Dabei saugen sie den Dampf in die Lungen und geben ihn später durch die Nasenlöcher wieder von sich.

Wenn der Schnee weich ist, so werden Schneeschuhe getragen. Diese haben 2 bis 3 Fuß Länge, 1 Fuß Breite und sind an der Spitze leicht aufwärts gebogen. Der Fuß wird in der Mitte durch ein Netzwerk von Wallroßhaut gehalten und durch einen Riemen quer über die Zehen und um den Hacken noch sicherer befestigt. Durch Uebung bedienen sich die Eskimos derselben mit überraschender Gewandtheit. In Norton-Sund gewann einer derselben sogar einem Rennthiere den Vorsprung ab; da er jedoch in der Hitze des Jagens alle Waffen und selbst sein Messer verloren hatte, so machte es ihm die größte Schwierigkeit, seine Beute zu erlegen, und er trug mehrere schwere Verletzungen im Kampfe davon.

Jagen und Fischen bilden fast die einzige Beschäftigung der Männer. Bei der Beschränktheit ihrer Werkzeuge wird ein großer Scharfsinn dazu erfordert, wie dies die Art, den Polarbären zu fangen, an den Tag gelegt. Dieser Bär, der bis zu 9 Fuß hoch wird und den Robben nachstellt, die er mit einem Schlage seiner mächtigen Tatze erlegt, nähert sich selten oder nie den menschlichen Wohnungen; sein Lieblingsaufenthalt scheinen die Eisberge der asiatischen Küste zu sein. Die Eskimos finden jedoch seinen Pelz zu nützlich, als daß sie das Thier in Ruhe ließen, und haben

ein sinnreiches Mittel erfunden, um es zu fangen. Ein dickes, starkes Stück Fischbein, etwa 4 Zoll breit und 2 Fuß lang, wird mit den Enden an einander gebogen und in diesem Zustande mit einigen Stücken Seehundsfett umwickelt; die Masse wird an die offene kalte Luft gebracht, in welcher sie hart und fest wird: dann ist sie zum Gebrauche geeignet. Die Eingeborenen bewaffnen sich mit Bogen und Pfeil, nehmen die gefrorene Masse und begeben sich auf die Jagd ihrer Beute. Sobald das Thier erblickt wird, schießt Jemand vorsätzlicher Weise seinen Pfeil auf dasselbe ab. Den Bären verdrießt die Beleidigung, er verfolgt die Leute, die sich eilig zurückziehen, und wenn er an das gefrorene Seehundsfett kommt, welches zu diesem Ende fallen gelassen ist, so verschlingt er dasselbe. Die Jagd, das heftige Laufen und die natürliche Hitze des Magens zersetzen das Fett sehr bald; das Fischbein wird auf diese Weise von seiner Fessel befreit, schnellt in seine gerade Lage zurück und richtet in den Eingeweiden des Bären solche Verwüstung an, daß derselbe die Verfolgung einstellen muß und bald darauf verendet.

Ihre Unerschrockenheit erfährt die härtesten Proben beim Fang der Wallfische und anderer Thiere, welche oft größer als die Baydars und reichlich im Stande sind, den kleinen Kayak zu verschlingen. Sobald man den Wallfisch auf der Oberfläche des Wassers sich daher wälzen sieht, wird der Kayak bis auf etliche Fuß weit in seine Nähe gerudert und die Harpune in die Seiten desselben gespießt. Bei dem leisesten Seitendruck löst sich die knöcherne Spitze der Harpune von selbst von dem Stiele ab, der auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und wieder eingesammelt wird, während die Spitze mit der Leine und der daran sitzenden Seehundsblase am Thiere haften bleibt. Mehrere Harpunen werden dem Wallfisch auf dieselbe Weise beigebracht, bis die Beute, durch die verschiedenen Blasen an freier Bewegung gehindert, den Lanzen der Verfolger erliegt und im Triumph an die Küste gezogen wird. Der Seehunds- und Wallroßfang geschieht in derselben Weise. Salm und andere Fische werden in Netzen gefangen; der Angelschnur bedient man sich nur beim Beginn der Sommerzeit, um den Bedarf von Weißfischen zu gewinnen.

Im Sommer befinden sich die Eskimos in einem Ekel erregenden Zustande des Schmutzes; im Winter scheinen sie völlig das Gegentheil,

obgleich ihr Abscheu vor dem Waschen auf die Spitze getrieben ist. Bei Gelegenheit waschen sie den Körper wohl einmal mit einer gewissen thierischen Flüssigkeit, allein auch dies geschieht selten genug.

Ihr Benehmen beim Essen zeigt die einfachste Natürlichkeit. Eine hölzerne Schüssel mit Fleischstücken und ein anderes Gefäß mit Thran wird in den Mittelraum gestellt, wo sie sich kauernd niedersetzen. Ein Jeder wählt das Stück, welches ihm am meisten zusagt. Wenn er es zu groß findet, um auf einmal in den Mund zu gehen, so zerlegt er es in folgender Art: ein Ende des Fleischstücks wird mit den Zähnen erfaßt, das andere mit der linken Hand, während die Rechte die Trennung vornimmt, so daß das Messer in gefährlicher Nähe die Nase vorbeispaziert. Zuweilen wird das Mahl mit einem Gericht Beeren, die mit Seehundsthran getränkt sind, beschlossen; dies ist, für die dortige Gegend, gar so übel nicht. Hierauf wird geraucht und das Frühstück, Mittagsmahl oder Abendbrod, wie man es eben nennen will, ist zu Ende. Die große Verschiedenheit unserer Nahrung (erzählt ein Reisender) und die Art, die Speisen zu Munde zu führen, verursachte anfänglich große Verwunderung, doch machte sie einen so günstigen Eindruck, daß sich die Leute bei verschiedenen Gelegenheiten zur Befolgung unserer Sitte bestimmen ließen. Löffel und Gabeln stiegen im Ansehen und bald war es nicht mehr nöthig, daß wir uns bei unseren Ausflügen in die Umgegend von Kotzebue-Sund selbst damit versahen. Die Frauen essen für sich allein; es ist ihnen nicht gestattet mit den Männern zu essen, was an die Herrschaft desselben Gebrauchs in Ecuador erinnert.

Ihre Gesänge bewegen sich gleich denen aller Ureinwohner Amerikas in dumpfen Weisen und sind ohne Rhythmus. Durch die Weisen erhalten sie einen schwermüthigen Ausdruck, und der Mangel an Rhythmus macht es schwer, sie im Gedächtnisse zu behalten. Die Wirkung derselben auf das Ohr des Europäers ist unbefriedigend und ihr Ende erscheint wie abgebrochen und unnatürlich. Die bei den Eskimos gängigen Lieder scheinen die Anzahl von vieren nicht zu überschreiten, sie werden nur zur Begleitung der Tänze angewendet. Musik scheint überhaupt von geringer Wirkung auf sie zu sein, wenigstens machten unsere Geigen und Flöten keinen Eindruck. Die Harmonica erregte ihre Neugierde, weniger durch die Töne

selbst, als durch ihre Art, wie sie hervorgebracht wurden. Die Frauen beschwichtigen ihre Kinder nicht durch Ammenlieder, sondern schieben ihnen ein Stück Talg in den Mund, was dieselbe beruhigende Wirkung zu haben scheint.

Ihr Tanz ist von der rohesten Art und besteht einzig in heftigen Bewegungen der Arme und Beine. Gemeiniglich wird er von einem Manne ausgeführt, doch können sich mehrere Personen zu gemeinschaftlichem Tanze verbinden. Der Tänzer ändert vor dem Beginne in der Regel die Kleidung. Er zieht einen weißen Rock und Handschuhe an und legt eine Binde um den Kopf, in welcher mitten auf der Stirn ein Vogelschnabel oder eine Thierschnauze, und über jedem Ohr eine Feder angebracht ist. Er beginnt mit heftigem Aufstampfen des rechten Fußes, streckt die Arme mit ungestümen Bewegungen aus, wirft einen schrecklichen Blick auf den Kreis der Zuschauer und schüttelt das Haupt. Dann bedient er sich des linken Fußes, und fängt nach einer Verbeugung wieder mit dem rechten an. Die Anstrengung ist zu heftig, um lange ertragen zu werden, deshalb lösen sich die Tänzer öfter ab. Zuweilen nehmen mehrere Männer am Tanze Theil und hin und wieder werden auch die Frauen zugezogen. Diese beschränken sich darauf, den Körper zu bewegen und mit den Armen zu wehen, ohne die Stellung zu verändern oder die Füße zu regen. Die Männer stoßen bisweilen ein Jauchzen aus, die Frauen äußern nie einen Ton.

An Stärke der Nachahmung kommen die Eskimos beinahe den Chinesen gleich. Wenn sie irgend einen Gegenstand, dessen Anwendung ihnen vortheilhaft schien, bei uns sahen, so bemüheten sie sich unablässig, den selben nachzuahmen, und gemeiniglich gelang es ihnen dem Anscheine nach ihn ähnlich herzustellen, wenn auch nicht so vollkommen in seiner Ausführung. Messer, Gabeln, Löffel wurden nachgeahmt und sogar einmal der Versuch mit einer Geige gemacht, die freilich nicht einen einzigen wohlklingenden Ton hervorbrachte.

Es ist eine falsche Ansicht vieler Schriftsteller, in den Wilden ein Muster der Vortrefflichkeit zu sehen und ihren Charakter als ungekünstelt, ihre Handlungsweise als nur ehrenhaft anzunehmen. Wie eine solche Ansicht den blutigen Scenen gegenüber möglich war, die vor den eigenen Augen der Beobachter stattfanden, bleibt ein Widerspruch. Die Indianer

Amerikas zum Beispiel wurden zum Diebstahle erzogen und ihre Verschlagenheit, ihr Blutdurst bei jeder Gelegenheit angestachelt. Die Polynesier, diese zahlreiche Klasse von Inselbewohnern, hatte denselben Charakter; berauschende Getränke und alle Laster der civilisirten Gegend existirten bei ihnen. Die Westindianer waren ebenfalls mit der unnützen Gewohnheit des Rauchens bekannt. Im Allgemeinen ist daher der Glaube ohne allen Grund, daß der Verkehr mit civilisirten Völkern den Wilden irgend ein neues Laster lehren könne. Der Charakter der Eskimos ist eine Mischung von guten und schlechten Eigenschaften; wenn man indeß in Erwägung zieht, daß ihnen jede sittliche Anleitung fehlt, so macht derselbe einen günstigen Eindruck. Gastfreundlichkeit wird nie von ihnen verleugnet. Bei ihren Mahlzeiten behauptet der Fremde einen Vorzug, und das Beste, was das Haus vermag, wird ihm vorgesetzt. Wenn größere Parthieen ankommen, so helfen sich die Männer bei jeder Verrichtung, die vorzunehmen ist, während die Frauen sich zusammenschaaren und einander bei der Anfertigung von Kleidern und Booten behülflich sind. So entstehen die gewöhnlichen Wirthschaftsscenen: die eine Person ist zum Beispiel geschickt im Bootmachen, sie theilt die Vortheile mit, deren sie sich dabei bedient; eine andere ist gewandt im Schneidern, sie giebt der Wirthin ihr eigenthümliches Verfahren zum Besten. Unter sich beobachten sie die strengste Ehrlichkeit; gegen uns wurde es nicht so streng genommen; verschiedene Gegenstände kamen uns weg, da diese jedoch für sie von unschätzbarem Werthe waren, so verdient dies eine mildere Beurtheilung. Ihre Neigung für Kinder ist groß; allein die Behandlung richtet sich nach dem Geschlechte. Ein Knabe wird gehätschelt, während ein Mädchen im frühesten Alter zur Sklavin wird. Mütter wie Väter haben in dieser Hinsicht gleiche Ansicht und zeigen beide Bedauern bei der Geburt eines Kindes von weiblichem Geschlechte. Kindesmord, ein bei den Wilden so häufiges Verbrechen, scheint hier jedoch nicht vorzukommen; allenthalben wurde es mit Zeichen der Entrüstung in Abrede gestellt. Vertauschung von Kindern findet nie statt. Die Frauen werden, wenn auch nicht als ebenbürtig, doch mit größerer Rücksicht behandelt, als bei ungesitteten Völkern der Fall zu sein pflegt; denn da die Eskimos kein Kriegervolk sind, so haben sie Muße für den Genuß der Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens, und man begegnet hier der Er-

scheinung verfeinerter Nationen, daß die Frau das Oberhaupt des Hauses ist. Der Mann schließt nie einen Handel ohne Zustimmung seiner Frau ab, und was sie nicht billigt, wird abgelehnt. Hohes Alter erfährt keine Verehrung, sondern ist im Gegentheil der Verspottung, ja der Mißhandlung ausgesetzt. Die bejahrten Leute haben jedoch nie Mangel an Nahrung zu erdulden, noch werden sie auf öder Steppe einem langsamen Tode ausgesetzt, wie dies von den Eskimos der Ostseite Amerikas berichtet wird.

Der Hochzeitsgebrauch ist eigenthümlich. Wenn ein Mann seine Wahl getroffen, so geht er zu des Mädchens Mutter und hält um der Tochter Hand an. Glaubt die Mutter, daß er eine Frau von dem Ertrage seiner Jagd ernähren kann, und hat sie sonst nichts einzuwenden, so giebt sie ihre Zustimmung. Der Bräutigam nimmt alsdann einen vollständigen Anzug und bittet das Mädchen, ihn anzunehmen. Die Braut trägt ihn zu ihrer Mutter, und wenn sie darein gekleidet wiederkehrt, so wird sie als sein Weib angesehen.

Die Erkrankung einer Person verursacht die größte Verwirrung. Für die Heilung des Kranken beweisen die Eingeborenen mehr Dankbarkeit, als für jede andere erwiesene Wohlthat. Ihre Krankheiten sind gering an Zahl: Hautkrankheiten sind die gewöhnlichsten, und diesen ließe sich leicht durch reinlichere Kleider vorbeugen. Mißgestaltungen sind selten; nur ein Buckliger und ein Mann mit einem Kropfe kamen uns zu Gesicht. Die Todten werden nicht in die Erde gescharrt; die Leichname sammt den Kleidern, Schmucksachen, Waffen und sonstigen Geräthen des Verstorbenen werden in eine Wallroßhaut gehüllt und auf eine etwa 3 Fuß über dem Boden gemachte Erhöhung gesetzt. Auf eine Himmelsrichtung wird dabei keine Rücksicht genommen. Man bedeckt sie mit Brettern und diese werden wieder von Baumstämmen beschützt, welche kegelförmig in die Erde getrieben werden und stark genug sind, um wilde Thiere zurückzuweisen.

Die Eskimos der Gegend, welche hier in Rede steht, scheinen mit Ausnahme einer geringen Anzahl am Norton-Sunde, die zur griechischen Kirche bekehrt ist, überall nichts von Religion zu wissen. Ihre Vorstellungen von der Zukunft sind höchst unbestimmt. Sie glauben, daß nach dem Tode ein gewisser Grad von innerem Bewußtsein fortbesteht; allein ob dies für immer anhält oder nach einer gewissen Zeit zu Ende geht, scheint

bei ihnen nie in Betracht gekommen zu sein. Die Krähe wird für den Urheber der Welt gehalten und man hegt eine hohe Meinung von ihrer Klugheit; aber von Verehrung ist darum keineswegs die Rede. Sie ward uns allenthalben als Ziel für unsere Kugeln angewiesen, wahrscheinlich in dem Glauben, daß wir sie nicht zu tödten vermöchten.

Hinsichtlich des Ursprungs der Weißen ist ihre Meinung eben so unbestimmt. Ein alter Häuptling entgegnete auf die Frage, was er glaube, woher wir gekommen seien: „Das ist unbekannt, aber ich denke, daß Ihr Bäume seid, die in demselben Lande wie das Treibholz gewachsen sind, bloß daß Ihr lebendig seid, während das Holz, das an unsere Küsten treibt, todt ist.“

Die Sprache der Eskimos wird stark mit der Kehle gesprochen, ist jedoch nicht übelklingend. Sie ist reich an Ausdrücken und der Aneignung fähig. Gleich dem Volke, das sie redet, ist sie weit verbreitet; sie erstreckt sich über Grönland, Labrador, den ganzen hohen Norden von Amerika und die Aleutianischen Inseln. Aus der großen Ausdehnung und dem Mangel einer Literatur erhellt von selbst, daß sie in mancherlei Mundarten zerfällt, welche oft so sehr von einander abweichen, daß die Angehörigen der einen die der anderen nicht verstehen. Die Eingeborenen von Kotzebue-Sund z. B. bedienen sich eines Dolmetschers, wenn sie mit ihren Landsleuten am Norton-Sunde sprechen. Durch die unermüdlichen Anstrengungen der Herrnhuter Missionäre ist die Labrador-Mundart zur Schriftsprache gestaltet und eine Bibel darein übersetzt.

XVI.

Das Land der Eskimos.

Das Klima auf der Westküste Amerikas ist bedeutend milder als auf der Ostküste. Die Fülle animalischen Lebens, das Vorkommen mancher südlicheren Pflanze und insbesondere die Grenze der Holzarten, geben dem

Westen des Eskimolandes einen unbestreitbaren Vorzug vor der Ostküste Amerikas. Auf letzterer giebt es keine Wälder über die Mündung des Flusses Egg, oder 60° N. B. hinaus; auf der Westküste erstrecken sich dieselben bis 66° 44′ N. B., also beinahe sieben Grade weiter nach dem Pole zu. Hier giebt es zwei Jahreszeiten, die in regelmäßigem Wechsel auf einander folgen. Gegen Mitte October beginnt der Winter. Alles Leben scheint erstorben; der Himmel ist bedeckt, die Luft still, und die meisten Thiere, welche während der wenigen Wochen ununterbrochenen Tages die Moossteppen besucht hatten, sind nach milderen Gegenden gezogen, die ihnen die Nahrung gewähren, welche die Polarwelt ihnen bereits verweigert. Beinahe neun Monate lang, bedeckt sich das Wasser mit Eis und das Land mit Schnee. Die Temperatur, die bis zu 47° Fahr. unter Null sinkt, ist oft so kalt, daß Rum und Quecksilber gefrieren, wenn sie dem Einflusse derselben kurze Zeit ausgestellt waren. Die Luft ist so rein, daß Stimmen bis zu zwei engl. Meilen hörbar sind und selbst das leiseste Wispern deutlich zum Ohre dringt. Mit dem Fortschreiten des Winters werden die Tage kürzer; im November währen sie nur wenige Stunden, im December zeigt sich die Sonne kaum noch am Horizonte und verschwindet in einigen Breitegraden fast ganz. Hin und wieder wird die Finsterniß durch die Erscheinung der Aurora borealis erhellt; ein Bogen bildet sich von Osten gegen Westen, dessen leuchtendes Funkeln sich bis zum Zenith erhebt und ein magisches Licht über die Winterlandschaft wirft. Zuweilen schießen die Strahlen desselben in gerader Linie, andere Male bewegen sie sich unregelmäßig wie Flammen, welche vom Winde getrieben werden. Den großartigsten Eindruck gewähren die Polargegenden in der Tiefe der Winterzeit. Die Sterne, der Mond und unendliche Flächen von Schnee und Eis sind die einzigen Gegenstände, welche sich dem Auge darbieten. Eine Todtenstille herrscht weit und breit: umsonst lauscht des Wanderers Ohr — kein Glockenschlag, kein Hundegebell, kein Hahnenschrei verkündet die Nähe lebender Wesen: nur der eigene Athem, der Schlag des eigenen Herzens ist alles, was sein Ohr vernimmt. In solchen Augenblicken, in diesen schrecklichen Steppen der Polargegenden fühlt man, daß man nicht geschaffen ist allein zu leben, sondern daß unserer Natur ein Trieb nach Gesellschaft innewohnt, der uns drängt

Kreise aufzusuchen, wo unser Thun dem Nebenmenschen Nutzen gewähren kann, wo der Beistand gleichfühlender Wesen unseren eigenen Bedürfnissen zu Hülfe kommt.

Endlich läßt sich die Sonne wieder sehen, die Tage nehmen zu und die Temperatur steigt. Zu Ende Juni ist das Land frei von Schnee und das Eis beginnt zu brechen. Die Landschaft bedeckt sich auf einmal mit lebhaftem Grün; Züge von Gänsen und Enten treffen aus dem Süden ein, der Taucher, die Schnepfe und manche andere Vögel beleben die Luft mit ihren Tönen, und das Murmeln der Bäche und das Gesumme der Insekten predigen laut, daß der Winter entflohen und der Sommer eingezogen ist. Die Sonne steht jetzt beständig über dem Horizonte und für einige Wochen hört der Unterschied zwischen Tag und Nacht auf, nur daß um Mitternacht das Licht schwächer ist als um Mittag, so daß die beiden Tagzeiten sich zu einander verhalten wie ein Tag des November und Juni in England. Da die Sonnenstrahlen ohne Unterbrechung auf die Gegend fallen, so lassen sie keine Kälte aufkommen und erzeugen trotz des niedrigsten Standes der Sonne eine Wärme, die unter anderen Umständen unmöglich wäre. Das Thermometer steigt auf 61° Fahr. Bei solchem vierundzwanzigstündigen Sonnenscheine ist der Wachsthum der Pflanzen von äußerster Raschheit: kaum ist der Schnee verschwunden, so sprießen unzählige Kräuter hervor, und die Plätze, die vor wenigen Tagen einem Leichentuche glichen, sind mit lebendiger Vegetation bedeckt, welche Blätter, Blüthen und Früchte in raschester Folge treibt.

Indeß muß man darum nicht glauben, daß während dieser Zeit der Schlaf der Pflanzen aufgehoben sei. Diese Verrichtung ist zwar kurz, allein eben so regelmäßig wie in der Tropenwelt. Wenn die Mittagssonne einige Grade über dem Horizonte steht, senken sich die Blätter wie zur Abendzeit und ergeben sich der Ruhe, die für das Leben der Pflanze und des Thieres von gleicher Nothwendigkeit zu sein scheint. Wenn man jemals den Pol erreichen sollte und des Weges halber in Ungewißheit geriethe — vorausgesetzt, daß der Compaß dort erschlaffte und seinen Dienst versagte — so würden die Pflanzen einen sichern Wegweiser abgeben. Die schlafenden Blätter zeigen an, daß Mitternacht herrscht, und um diese Zeit befindet sich die Sonne im Norden. Der menschliche Scharfsinn hat sich

lange angestrengt, ein Instrument zu erfinden, welches den Reisenden, die zum Nordpole dringen würden, den Weg der Rückkehr mit Zuverlässigkeit angäbe. Wäre es nicht sonderbar, wenn die allweise Vorsehung die Grenzlinie einiger Leguminosen bis zur Achse unseres Planeten vorgeschoben und einigen bescheidenen Pflanzen die Aufgabe vorbehalten hätte, das schwierigste geographische Problem zu lösen!

Der Boden ist fortwährend gefroren und thauet während des Sommers nur um einige Fuß unter der Oberfläche. Das Aufthauen erstreckt sich jedoch nicht gleichmäßig weit; bei Torfmoor geht es nur zwei Fuß in die Tiefe, während andere Erdarten, namentlich Sand und Kies, bis gegen einen Faden frei vom Frost werden. Die Wurzeln der Pflanzen, so wenig der Büsche als der Bäume, dringen nicht in den gefrornen Untergrund ein; wenn sie denselben erreichen, so wenden sie sich ab, als ob sie auf Felsen gestoßen wären, der ihnen keinen Zugang gestattet. Es mag überraschen, unter solchen Umständen, dem Anscheine nach ganz unabhängig von der Erdwärme, eine Vegetation erblühen zu sehen; aber diese Wahrnehmung steigert sich zum Erstaunen, wenn man nach Kotzebue-Sund kommt und oben auf den Eisbergen Gräser und Sträucher mit einer Ueppigkeit treiben sieht, die nur von bevorzugteren Himmelsstrichen erreicht wird. Von der Elephanten- bis Eschscholtzspitze zieht sich eine Reihe Klippen von 70 bis 90 Fuß Höhe, die ein treffliches Bild des Pflanzenwachsthums in den Polargegenden geben und zeigen, daß die Erdwärme nur einen beschränkten und mittelbaren Einfluß auf das Pflanzenleben übt, und daß die Sonnenstrahlen das Haupterforderniß für das Gedeihen derjenigen Naturkörper bilden, welche die Oberfläche unseres Planeten mit Grün bekleiden.

Die ganze Gegend von Norton-Sund bis zur Barrowspitze ist sumpfige Niederung, deren Fläche nur von wenigen Vorgebirgen und vereinzelten Bergen unterbrochen wird. Das Regen- und Schneewasser wird von dem gefrornen Grunde an der Bildung eines gehörigen Bettes verhindert und erzeugt zahllose Lagunen, oder wo der Boden dies nicht gestattet, Moore, deren Ansehen und Vegetation keine wesentliche Verschiedenheit von denen des nördlichen Europa darbieten. Sie sind mit einer dichten Masse von Flechten, Moosen und anderen Sumpfpflanzen bedeckt. Stellen, die schwächer mit Pflanzen bewachsen sind, lassen sich meistens nur schwer überschreiten.

Der Boden ist weich und mit einzelnen Büscheln von Binsen bedeckt; unter dem Tritte geben die Büschel oft nach, der Fuß gleitet ab und versinkt in den Schlamm, aus welchem er nur mit Mühe wieder emporgezogen wird. Wo aber Wasserableitung besteht, wie an der Seeküste, dem Flußufer oder am Abhange von Hügeln, da ist der Boden frei von Morast; solche Plätze sind gemeiniglich mit dem üppigsten Grün beladen und bringen die seltensten und schönsten Pflanzen hervor.

Der Anblick einzelner Plätze ist wirklich reizend. Manche Blumen sind groß und von glänzenden Farben, und obgleich Weiß und Gelb vorherrschen, sind mit andern Tinten geschmückte Pflanzen nicht ungewöhnlich. Cap Lisburne, einer der ergiebigsten Orte, gleicht einem Garten. Die hübschen gelben Blumen von Geum glaciale sind mit dem Purpur von Claytonia sarmentosa, Büscheln von Anemonen, weißen und gelben Saxifragen oder blauer Myosotis alpina untermischt. Doch sind solche Stätten selten und den Oasen der Wüste vergleichbar. Man kann nicht sagen, daß die Flora ein ausdrucksvolles Aussehen hätte. Es ist nichts vorhanden, das die Eintönigkeit der Steppe verscheuchte. Einige verkrüppelte Nadelhölzer und Weiden gewähren wenig Abwechselung und selbst diese werden jenseit der Grenze der kalten Zone nur zwergartige Büsche oder verschwinden ganz.

Die Gegend ist bis jetzt durch keine menschliche Bemühung verändert worden. Das Wanderleben der Eskimos, ihre Verbreitung von Grönland bis zu den Aleutianischen Inseln, und ihre jährlichen Züge wie die Verbindungen mit den Tschuktschis von Asien mögen wohl beigetragen haben, einige Pflanzen weiter auszudehnen; allein so lange der Anbau des Bodens unbekannt ist, darf ihnen nur ein beschränkter Einfluß auf die Gestaltung der Flora beigemessen werden. Dörfer sind vorhanden, aber es fehlen alle Begriffe, die wir damit verbinden. Bei der Annäherung an dieselben erwarten wir Straßen, Brücken, freundliche Felder, wir denken an bequeme Wohnungen, die aus grünen Zweigen hervortauchen, und an die himmelwärts ragende Kirchthurmspitze. Bei einem Eskimodorf sucht man alle diese freundlichen Erscheinungen umsonst. Beim Beginn des Sommers stehen die Wohnungen leer, weil die Eingebornen nach der Küste gezogen sind, um ihren Vorrath von Wallfischfleisch und Seehundsfett zu sammeln.

Die unterirdischen Wohnungen sehen trostlos aus; sie sind mit Wasser angefüllt; der Boden umher ist mit Knochen und Lappen von Fellen, zerbrochenen Schlitten und anderen Ueberresten bedeckt, die Wege sind von Gras überwuchert — das Ganze ist ein Bild von Elend und Verlassenheit. Die Eskimos haben noch nicht gelernt, daß Wanderleben und Fortschritt in der Civilisation einander widerstreben; sie haben nicht gelernt, dem Boden mehr abzugewinnen als er aus freien Stücken liefert: die ganze Gegend liegt im Zustande ursprünglicher Wildheit und die einzigen Pflanzen, welche bis zum Jahre 1850 gebauet wurden, waren einige Rüben, welche der Kommandant einer russischen Handelsstation in der Nähe von Fort St. Michael gesäet hatte. Die Eingebornen fragen wenig nach vegetabilischer Nahrung, obgleich sie dieselbe nicht ganz entbehren können. Im Frühlinge werden die Blätter des Sauerampfers aufgesucht, um den Verheerungen des Scorbuts Einhalt zu thun, und später gegen Herbst die Wurzeln des Knöterig. Als Vorrath für den Winter werden Himbeeren, Heidelbeeren und Kronsbeeren eingesammelt, in hölzerne Behälter gethan und dadurch aufbewahrt, daß man sie dem Froste aussetzt die Masse wird so hart, daß man zur Axt oder anderen scharfen Werkzeugen greifen muß, um sie zu zerlegen. Eben so geringen Gebrauch machen die Eskimos von vegetabilischen Stoffen behuf anderer Zwecke. Feuerung bedürfen sie außer dem Kochen nicht. In ihren Sommerzelten machen sie kein Feuer an und ihre unterirdischen Wohnungen gestatten dasselbe nicht, weil sie sonst thauen und Feuchtigkeit einlassen würden. Die Flammen einiger Lampen, deren Dochte von einem Moose gemacht werden, liefern die nöthige Wärme. Birken und Weiden geben das Material zu Bogen und die Sprossenfichte zu Pfeilen, während Treibholz die Mittel zum Baue des Gerippes der Baidars und zur Herstellung der Hüttenwände verschafft. Kein Mensch kann der Veränderung der Urgestalt dieser Gegend geziehen werden; Alles ist geblieben, wie es im Anfange war. Die Mineralwelt ruht unangetastet im Schooße der Erde; das Pflanzenreich genießt einer unverletzten Herrschaft und die Thiere schwärmen auf den unbegrenzten Steppen, selten von dem Anblick eines Jägers erschreckt, ungelockt von der Stimme des Hirten.

Ein eigenthümlicher Zug der Vegetation der Gegend ist ihr harmloser

Charakter. Giftige Pflanzen sind nur in geringer Anzahl vorhanden und ihre Wirkungen durchaus nicht heftig. Der Reisende läuft keine Gefahr, beim Eintritte in ein Dickicht zu erblinden oder vom Taumel ergriffen zu werden; kein Glied der Familie, wozu der Manzanillo, der Upasbaum oder der Nachtschatten gehören, ist im äußersten Norden heimisch; er braucht nicht zu fürchten, daß ein Pfeil ihn treffe, dessen Spitze in den Saft des tödtlichen Wourali getaucht worden — keine Loganiacea erreicht diese Breitengrade; außer Geum glaciale und einer Rose — die von dem bekannten Sprichworte keine Ausnahme macht — giebt es keine Pflanzen, welche zu verletzen im Stande wären. Die Thierwelt bildet dieselbe Erscheinung. Reptilien sind in den Polargegenden nicht zu Hause; physische Umstände scheinen dieser Thiergattung denselben Stoß versetzt zu haben, welchen sie nach der Sage durch die Anwesenheit des heiligen Patrick auf den britischen Inseln erlitten. Einige Vierfüßler sind wild, jedoch nicht in dem Grade wie in den tropischen Ländern. Wie leicht der Bär gebändigt werden kann, können wir oft genug sehen, und wie leicht das Rennthier sich zu einem Hausthür machen läßt, ist bekannt genug. Selbst der Wolf, dessen schreckliches Geheule die Wildnisse des Nordens durchtönt, wird hier unter der Pflege des Menschen ein nützliches Thier; der Eskimohund ist allem Anscheine nach das Resultat eines solchen Verfahrens. Aus dem Feinde der Menschen ist er sein Freund geworden und zieht den Schlitten desselben Herrn, dessen Heerden er im wilden Zustande angreift und erwürgt.

Den Eisbär ausgenommen sind die anderen Bären verhältnißmäßig klein. Der gemeinste ist der braune Bär, welcher in Wäldern wohnt und von den Eingebornen oft in großen Massen erlegt wird. Diesem Bären nicht unähnlich ist der Vielfraß, welcher ebenfalls auf die Wälder beschränkt ist. So klein er ist, schleppt er doch ein ganzes Thier zu seiner Höhle und macht aus dem Rennthier wie aus der Maus eine Mahlzeit. Sein Pelz ist sehr geschätzt.

Wölfe zeigen sich selten allein, sondern stürzen in der Regel schaarenweise auf ihre Beute. Sie scheuen sich im Drange des Hungers nicht, einzelne Personen anzugreifen, lassen sich aber leicht zurückschrecken, wenn zwei oder drei beisammen sind. Kaum ein Winter vergeht, indem nicht einige Eingeborne Opfer würden.

Der Luchs ist selten, allein ein gefährliches Thier. Er verbirgt sich zwischen den Zweigen der Bäume und stürzt von da auf die nahende Beute. Sein Fleisch wird zu Suppen für Kranke verwandt und vertritt die Stelle unserer Hühnchen. Der Pelz ist trotz der Weiche und Dicke des Haares nicht geschätzt, weil er sehr dünn ist.

Die verschiedenen Arten von Seehunden in dem Polarmeere sind sehr zahlreich und bilden eines der wesentlichsten Lebensbedürfnisse des Eskimo. Ihr Fleisch ist ein geschätzter Nahrungsartikel; ihr Fell dient zu mannigfachen Haushaltsgegenständen. Jedoch von größerer Bedeutung ist das Seepferd oder Wallroß, ohne welches das Leben der Eingebornen wahrlich sehr übel bestellt sein würde. Aus seiner Haut machen sie die Ueberzüge ihrer Baidars und Kayaks, aus seinen Zähnen Waffen, die Schleifen der Schlitten und eine Menge nothwendiger Gegenstände. Sein Fleisch und Fett bietet Nahrung und Licht. Selbst für einen Europäer ist ein Wallroßgericht nicht unangenehm. Kapitän Cook nennt es das Rind des Meeres, und am Bord hier verweilender Schiffe erscheint Suppe von seinem Fleisch oft bei Tisch.

Ratten und Mäuse sind in Menge vorhanden, und da die Eingebornen Alles zu nützen wissen, so fangen sie die ersteren wegen ihres Felles, die letzteren, um sie zu essen.

Von der gesammten Thierwelt ist vielleicht kein Thier besser für die Gegend geeignet und den Einwohnern nützlicher, als das Rennthier. Von seinem Felle werden Zelte und Kleider gemacht; von seinen Knochen Pfeilspitzen u. s. w., von seinen Sehnen Bogenstränge, Fäden u. dgl. Das Fleisch giebt die nahrhafteste Speise ab. Die Zähne dienen den Frauen als Schmuck, die Geweihe werden zu Griffen und den Spitzen von Wurfspeeren verwendet. Das Rennthier ist ein Wanderthier; es zieht nordwärts, wann der Schnee schmilzt, und kehrt nach dem Süden, wann der Frost des Winters die arctischen Steppen unwohnlich macht. Seine südlichen Züge erstrecken sich bis Norton-Sund. Das Rennthier hat ein sehr zähes Leben; selbst wenn es an einer Stelle des Lebenssitzes getroffen wird, so setzt ihm eine Flintenkugel doch kein augenblickliches Ende. Die Jäger erschöpfen oft alle Pfeile ihres Köchers, bevor ihnen die Beute zufällt. Man hat jedoch ein leichteres Verfahren, dasselbe zu erlegen. Die

Eingeborenen machen aus Stäben, die in die Erde getrieben werden, einen halbrunden Fangstall und befestigen darin Schlingen aus Wallroßhäuten. Das Thier wird anfänglich langsam dahin getrieben, hierauf durch lautes Geschrei in Schrecken gesetzt und blindlings dem Verderben zugescheucht.

Meerschweine sind selten, Ersatz dafür bieten weiße Wallfische, welche etwas größer sind. Im Juni und Anfangs Juli werden sie in beträchtlicher Menge gefangen; während der übrigen Zeit des Sommers sind sie schwer zu erreichen.

Die schwarze Krähe und das Schneehuhn sind die einzigen Vögel, welche Sommer und Winter in den Polargegenden bleiben. Die Krähe hat nach dem Glauben der Eingeborenen das Weltall geschaffen; allein dieser Glaube flößt ihnen durchaus keine Verehrung ein, im Gegentheile wird der Vogel oft zum Ziele des Schusses genommen. Die Schneehühner wechseln ihre Federn jeden Monat und werden am weißesten im December. Nach diesem Zeitpunkte werden Schwanz, Flügel und Kopf schwarz, bis im Juni die Federn ein bräunliches Roth annehmen.

Sobald der Maimonat vorrückt und Wärme verbreitet, bedecken Züge von Gänsen, Möwen, Eistauchern, Seepapageien, Seeraben und Schwänen, denen Enten, Kriechenten und Speckenten folgen, die ganze Gegend. Kleinere Vögel, als Eulen, Schnepfen, Regenpfeifer, Strandpfeifer und Sperlinge, scheinen aus der Erde zu sprießen und ihre Nester finden sich überall in jeder Richtung. Die Zahl der Vögel ist sehr groß, da sie selten gescheucht oder von den Eingeborenen gefangen werden; nur das Schneehuhn macht hiervon eine Ausnahme.

Verschiedene Arten von Fischen giebt es in Fülle. Lachs, welcher im Norton-Sund sehr häufig ist, wird nördlich vom Flusse Buckland nicht angetroffen. Die Seebarbe scheint weiter als derselbe zu gehen und erreicht eine ansehnliche Größe. Häringe und Weißlinge fängt man in der Hotham-Bucht in großen Massen; einige kleinere Bäche liefern etwas Forellen.

Eine unermeßliche Menge von Muscheln, Seesternen, Krabben, Garnelen und Strahlfischen füllen das Polarmeer; selbst das Ufer ist an manchen Stellen mit Muscheln übersäet. Von Landmuscheln scheint nur eine einzige Species zu herrschen.

Insekten sind im Verhältniß zur übrigen Fauna gering. Eine Gattung von Schmetterlingen, eine Biene, zwei Käfer, eine Springspinne und der Moskito können als die Gesammtheit angenommen werden; der letztere gleicht den Mangel anderer Insekten völlig aus. In den tropischen Gegenden sind die Moskitos oft lästig, doch in den wildesten Manglesümpfen finden sie sich nirgend so zahlreich wie in den nördlichen Gegenden. Die tropischen Moskitos sind klein und flüchtig, und wenn man sich auch, meistens umsonst, bemühet, sie zu tödten, so lassen sie sich doch forttreiben. Ganz anders diese nördlichen Moskitos. Sie sind weit größer, langsam in ihren Bewegungen, und wenn sie irgendwo Platz genommen haben, so lassen sie sich schwer verscheuchen. Funfzig bis hundert kann man mit einem Handschlage erlegen und doch hilft es nichts; ihr Platz ist augenblicklich von neuen Eindringlingen eingenommen und man wird zuletzt von den vergeblichen Anstrengungen, sich von der Plage zu befreien, so ermattet, daß man sich ihnen vor Verzweiflung auf Leben und Sterben preisgiebt und geduldig ihre schmerzlichen Stiche über sich ergehen läßt.

Das einzige Hausthier der Eskimos ist der Hund, der nach der Meinung einiger Naturforscher als ein zahmer Wolf anzusehen ist. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Thieren ist allerdings auffallend. Beide haben dasselbe tiefe, melancholische Geheul, und sind auch beim Hunde Kopf und Ohren kürzer, die Augen kleiner und tiefer liegend, ist schon sein Schwanz zierlich über den Rücken geschweift, seine Zehen kleiner und minder gespreizt, seine Farbe von allerlei Art; so sind doch diese Unterschiede nicht charakteristisch genug, um ihn in eine abgesonderte Gattung zu verweisen. Die Eingeborenen sind sehr stolz auf ihre Hunde und die angeseheneren Leute haben wohl Gespanne, welche von einerlei Größe und Farbe sind, wie reichere Europäer es mit den Pferden zu halten pflegen. Die Hunde dienen nur zum Ziehen der Schlitten und Baidars. Als junge Thiere steckt man sie in das Geschirr und gewöhnt sie allmälig an die Arbeit, welche sie verrichten sollen. Wenn sie vor einen Schlitten gespannt werden, so äußern sie ihre Freude durch die tollsten Sprünge und treten den Weg mit raschem Trabe an, der sich jedoch bald zu einem gleichmäßigen Schritte mäßigt. Auf die Witterung gebracht, stürzen die Hunde in voller Jagd los, doch rühren sie, selbst wenn sie der Hunger plagt, niemals das Wild

an. Die Eingeborenen behandeln sie aufmerksam und freundlich und gebrauchen nie strenge Maßregeln gegen dieselben. Ein Wort reicht in der Regel hin, um ihren Schritt zu beschleunigen oder sie halten zu lassen. Die Frauen gehen so weit, daß sie den jungen Hunden die Nahrung käuen und denselben einen Antheil an ihrem Pelze gönnen. Diese Behandlung unterscheidet sich allerdings sehr von derjenigen, welche die Tschukschis, an der Nordostküste von Asien, den Hunden zukommen lassen; diese schlagen dieselben mit der größten Unbarmherzigkeit.

Vom commerziellen Gesichtspunkte betrachtet, finden wir, nach dem Stande unsrer jetzigen Kenntniß, kein vegetabilisches Produkt, welches für den Handel mit civilisirten Völkern von Erheblichkeit werden könnte. An Holz ist nur beschränkter Vorrath und es liegt außerdem zu weit landein. Die Blätter von Rumex domesticus und verschiedener Löffelkräuter, so wie die Wurzeln von einigen Polygonum-Arten, mögen in Ermangelung besserer Pflanzen der Küche dienen und vielleicht unter der Hand der Cultur einen bessern Geschmack gewinnen; die verschiedenen Beeren mögen für den Eskimo, der andere Früchte entbehrt, von dem größten Nutzen sein, und der Reisende, den sein Unternehmen in das Polarmeer führt, mag sie als Mittel gegen den Scorbut froh begrüßen; das isländische Moos und andere Flechten mögen für Brustkranke und Färber sehr nützlich sein: allein alle diese Produkte haben für den Handel keine Bedeutung. Sollten diese Gegenden jemals von einem civilisirten Volke bewohnt werden, so muß dasselbe sein Augenmerk auf die Thierwelt richten und aus diesen die Mittel zur Erreichung der Bequemlichkeiten des Lebens ziehen; es wird Wallroßzähne, Eiderdunen, Pelze und Thran gegen die Gewürze Indiens, die Manufakturen Europa's und die medicinischen Pflanzen des tropischen Amerika austauschen müssen.

Afrika.

I.

Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh.

Wir brachen, erzählt eine englische Reisende, von Cairo nach Theben auf, und ein günstiger Wind führte uns in sechs Tagen nach Mansalut, vorbei an den Pyramiden von Daschur und Saccara, die wir nur mit Bedauern unbesucht ließen; aber ein Reisender auf dem alten Nil darf aus keinem Grunde in der Welt einen guten Wind, wenn ihm ein solcher zu Theil geworden ist, verlieren, denn er wechselt nur allzu schnell, und die arabische Schiffsmannschaft ist nur allzu geneigt, allenthalben, wo sie eine Anzahl Boote beisammen sieht, zu landen, einige Stunden zu schwatzen und auf den Bazars umher zu schlendern. Durch Versprechungen und die Drohung, uns an die türkischen Paschas zu wenden, waren wir bei der großen Stadt Miniyeh mit einem halbstündigen Aufenthalt vorübergekommen, aber nach Mansalut kamen wir in der Nacht, und da der Rais (Capitän) hier eine ganze Flotte von Booten sah, die größtentheils mit Pilgern überfüllt waren, so fühlte er sich alsbald überzeugt, daß er hier seinen Brodvorrath vermehren und somit anlegen müsse; er hatte dabei den Vortheil vor uns voraus, daß wir in der Cajüte schliefen, und unser Dragoman Jussuf sich gleichfalls zu einem Schläfchen niedergelegt und fest in seinen Burnus eingewickelt hatte; so war denn das Boot schnell am Ufer festgebunden, und der Rais mit seiner Mannschaft bald im Gewühl der am Ufer und im Bazar versammelten Araber. Da war nichts

zu machen, und weil wir schon aus Erfahrung wußten, was es mit dem Mehlkaufen und Brodbacken für eine Bewandtniß habe, wie viel Zeit darüber hingeht, und wir also 12 Stunden in einem Boote zu bleiben hatten, gefressen von ägyptischen Fliegen, angestarrt von schmutzigen Arabern, angebellt von bösen Hunden und in der Stille verflucht als Christen von allen grünbeturbanten Herren, die in der vollen Blüthe ihres Religionseifers uns umgaben, so begannen wir alles Ernstes zu überlegen, wie wir diesem Zustande entgehen könnten. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Stromes lag ein niederer flacher Strich angebauten Landes mit einem Dorf in der Ferne, sämmtlich von Kalkbergen eingeschlossen, welche durch Monolithentempel und ehemalige Eremitenwohnungen — denn wir befanden uns jetzt mitten in der Thebais — ausgehöhlt waren. Wir wußten, daß in der Nähe eine alte durch die Verehrung der Krokodile berühmte Stadt gelegen habe, und daß mehrere Höhlen in dem Berge zur Aufbewahrung von Krokodilmumien benutzt worden seien, und trugen deshalb unserem Dragoman Jussuf auf, uns die Mittel zu verschaffen, nach dem Dorfe Maabdeh zu gelangen, von wo der Weg über die Berge nach den Mumienhöhlen führt. Wir waren um so begieriger, diese kennen zu lernen, da sich gegenwärtig zu Maabdeh allein Grabhöhlen finden, die ihren Ueberresten gewidmet sind.

Nach dem Frühstück befahlen wir Jussuf zwei Esel nach dem andern Ufer hinüberzusenden, und setzten dann mit Sonnenschirmen, Wachskerzen, einer großen Laterne, einer Phosphorbüchse und vier kräftigen mit Stangen bewaffneten Matrosen in einem kleinen Boote über. Ein Dolmetscher sagt, wie manche andere Reisende, manchmal mehr als er beweisen kann, und so war es auch hier, denn trotz der feierlichsten Versicherungen, daß eine Stunde zuvor zwei schwarze Esel — er gab sogar die Farbe an — übergesetzt worden seien, fanden wir keine vor und mußten uns auf ein Bündel Gras niedersetzen, wo wir der Anziehungspunkt für alle Vorübergehenden wurden, bis wir einen Kreis von Männern, Weibern und Kindern, alle in mächtige braune Röcke von Ziegenhaaren gekleidet, um uns hatten; die Männer spannen Ziegenhaare, die Weiber waren mit blauen Halstüchern geschmückt, und die Züge der Kinder waren ganz unkenntlich durch die Schichte von Fliegen, welche ihre Gesichter ganz überzogen. Ich be-

merkte unter dieser Gruppe von Fellahs, so wie an unsern Bootsleuten, daß sie alle zum Schutz gegen die gefürchtete Aushebung sich den Vorderfinger der rechten Hand abgehauen hatten, eine Handlung, die unter jedem andern Volke das Gemüth mit Mitleiden für diese Menschen füllen würde, welche durch den Ehrgeiz ihres Herrschers zu einem solchen Aeußersten getrieben wurden, aber die Trägheit eines Arabers ist so groß, daß ich glaube, er würde sich jeden Finger und jeden Zehen abhauen, wenn er dadurch zu Wege bringen könnte, daß er sich den ganzen Tag auf eine Bank legen und in der Sonne wärmen könnte. Zu Aden unter englischer Regierung ist der Araber ganz dasselbe Geschöpf, wie in Aegypten unter dem Pascha; keine Bezahlung treibt ihn zur Arbeit, er lebt lieber in Schmutz dahin, und nährt sich von gelegentlichen Almosen oder schlechten Fischen, die der Fischer weggeworfen hat, als daß er die geringste Anstrengung machte, seine Lage zu verbessern.

Nachdem wir eine Stunde gewartet, kam endlich ein Paar Esel an, und mein eigener Sattel, der für ein 15 Faust hohes Pferd paßte, wurde dem einen aufgelegt, der darin aussah, wie ein Lappländer in Rolands Rüstung. Unser Weg nach Maabdeh, der nach Jussufs Angabe etwa eine halbe Meile entfernt sein sollte, führte recht angenehm durch Zucker- und Kornfelder, bis wir plötzlich an einen großen, mit Schlamm und Wasser gefüllten Teich kamen. Wir stiegen ab, und die Bootsleute trugen uns ganz bequem hinüber, aber Schlamm und Wasser war damit noch nicht zu Ende; die Ueberschwemmungen des Nils hatten das ganze Zwischenland zu einem Sumpfe gemacht, und der von den Dorfbewohnern aus Erde aufgeworfene Pfad war eingebrochen und ungangbar. Aber die Krokodile waren vor uns, wir hatten bereits gefrühstückt, und so ließen wir uns nicht abschrecken: wir zogen fort wenigstens drei (englische) Meilen weit, glitschten da auf unsern ermüdeten Eseln aus, sanken dort bis an die Knöchel in die reichlichen Gaben des Nils, und ließen uns durch Bootsleute und Araber unsere Füße und Kleider gelegentlich wieder abwaschen. Eine Stunde nach Mittag erreichten wir endlich Maabdeh, nahmen frische Esel, und nun ging's einen schmalen, felsigen und mit Rollsteinen gedeckten Pfad an der Seite des Berges hinauf. Oben angelangt, wanden wir uns um einen senkrechten Felsen von merkwürdig grotesker Gestalt herum,

und kamen auf eine mit Feldspath bedeckte und darum herrlich in der Sonne glänzende Ebene, welche wegen ihres krystallartigen Aussehens die uns geleitenden Araber nicht wenig entzückte. Das ganze Aussehen dieses Berges verdient Beachtung, denn die Seiten sind allenthalben von natürlichen und künstlichen Höhlen durchbrochen, während der Gipfel mit diesem glänzenden Feldspath, so wie da und dort mit feuersteinartigen Rollsteinen bedeckt ist, die den Kanonenkugeln in Form und Farbe gleichen und wie von Menschenhänden aufgeschichtet sind.

Von diesem Tafellande aus folgt eine Reihe Steinberge hintereinander, mächtige Felsen starren an den Abhängen vor, und bieten eine Landschaft dar, so wild und öde, wie sie nur immer ein Nekromant zu einer Beschwörungsscene wünschen kann; hier führten uns die Führer rechts nach der Mündung einer Grube, der Begräbnißstätte der heiligen Krokodile. Um den Eingang her waren Mumienreste in Menge zerstreut, große Knochen mit Stücken trockenen, braunen, durch den Einbalsamirungsprozeß erhaltenen Fleisches, Stücke von Wachstuch, Schnüren und Krokodilschädeln, die von früher dagewesenen Neugierigen hier zurückgelassen worden waren. Der Eingang in die Mumiengrube war ein hohes, senkrechtes in den Kalkstein gehauenes Loch, etwa 15 Fuß tief mit unregelmäßigen Blöcken an den Seiten und ohne alle Mittel zum Hinabsteigen, als die gelegentlich vorkommenden Spalten.

Wir zündeten Kerzen an, sicherten unsere Phosphorusleuchte gehörig, im Fall die Lichter durch Fledermäuse ausgelöscht werden sollten, legten die Hüte ab und stiegen nun einer nach dem andern in die Mündung der Grube hinab, wo wir bald links eine Oeffnung in den Felsen bemerkten. Diese Gallerie, ursprünglich wahrscheinlich hoch genug, um bequem durchwandelt zu werden, war durch Sand, der oben hereingeweht worden war, und durch das Hereinstürzen von Steinblöcken so angefüllt, daß er fast ungangbar schien, aber die Araber drangen in uns weiter zu gehen. Einer kroch voran, ihm folgte Jussuf, beide mit Kerzen, dann kamen wir selbst und zwei Führer schlossen den Zug, der sich auf Händen und Füßen fortbewegte. Man wird nicht gern gestehen, daß man in einer solchen Lage ängstlich sei, und doch war es gar nicht angenehm, so allmählig den Schimmer des Tageslichtes zu verlieren, und in einem unbekannten, von

Steinen, deren Eckigkeit wir empfindlich genug fühlten, fast gesperrten Wege fortzukriechen; doch konnte man immer noch vorwärts kommen, und da der Gang von Fledermäusen frei zu sein schien, so hatten wir bei einer Unternehmung, wie die Untersuchung einer Mumiengruft ist, uns nicht eben zu beklagen. Bald aber ermahnten uns die Führer, uns platt niederzulegen, und so schleppten wir uns schlangenartig in einer dumpfen, heißen Atmosphäre fort, bis wir uns in einer 15 Fuß hohen Kammer befanden. Sämmtliche Mumien, was auch für welche hier gewesen sein mochten, waren weggeräumt und der Boden mit zum Theil völlig pulverisirten Bruchstücken von menschlichen und anderen Knochen bedeckt. Die Größe dieser Kammer mochte etwa 40 Fuß betragen, sie ist ganz tropfsteinartig, aber von Oel- und Fackelrauch geschwärzt, und rechter Hand liegt ein ungeheurer Steinblock, der augenscheinlich einen Theil der Decke ausgemacht hatte. Gegenüber der Oeffnung, welche in die erste Gallerie geführt, sahen wir eine zweite, und da unser Eifer durch die Erreichung der ersten Kammer etwas gesteigert worden war, so nahmen wir wieder unsere kriechende Stellung an, und fanden eine Gallerie, in die der Bergsand nicht eingedrungen war wie in die erstere, durch die hindurch zu kommen wir aber noch größere Schwierigkeiten hatten, weil mächtige Blöcke von der Decke herabgefallen waren und in großen Massen den Weg versperrten. Auch war hier die Hitze bedeutend größer und die Unreinlichkeit der Atmosphäre erzeugte Kopfschmerz und Drücken auf der Brust; die Lichter — denn wir hatten keine Fackeln — gaben nur ein schwaches, unsicheres Licht, und wir waren schon eine gute Strecke vom Eingang weg, als uns noch immer das Schicksal früherer arabischer Führer im Gedächtniß war, die, als sie einem Herrn Legh (ein früherer Reisender) in diesen Gängen vorankrochen, durch die mephitischen Dünste erstickt wurden.

Das alles war nicht sehr ermuthigend, und über hundert Schritte weit auf Händen und Füßen fortrutschen, ist äußerst mühselig, namentlich auf einem so rauhen und gewundenen Pfade, wie dieser. Aber immer noch hatten wir die Krokodile nicht gesehen, ein Rückzug war also unmöglich, und fort ging's, bis das Ende der Gallerie durch einen mächtigen quervorliegenden Stein ganz versperrt schien. Als wir jedoch näher kamen, verschwand die Schwierigkeit, und die Oeffnung zeigte sich groß genug,

um jeden einzeln, freilich in horizontaler Lage, durchzulassen; hier aber stürzten die Fledermäuse zu Tausenden umher, schrieen wie eingefangene Dämonen und stießen im blinden Schrecken gegen alles, was ihnen vorkam. Zum Glück hatten unsere Leute eine Laterne mitgebracht, sonst hätten wir, auf diesen Zufall nicht vorbereitet und nicht im Stande, in der Dunkelheit und im Schrecken den Weg durch die Gallerie zu finden, für ewig an diesem schauerlichen Platz eingeschlossen sein können, ein Gegenstand der Neugierde und des Staunens für die Alterthumsforscher künftiger Zeiten.

Mit der Laterne bewaffnet schritten wir indeß vorwärts, ohne uns schrecken zu lassen durch die widerlichen umhergescheuchten Vögel, welche unter laut rauschendem Flügelschlag vor uns nach der äußeren Kammer flohen. Diese dritte Gallerie führte nach einem geräumigen Gemach, ähnlich dem vorhergehenden und eben so leer, mit einer Oeffnung nach links und rechts. Der Führer hielt einen Augenblick zweifelnd an und wählte dann die linke Oeffnung, die zu einer andern eben so engen und schmalen Gallerie, wie die übrigen, führte. Wir vermutheten alsbald, daß dies dieselbe sei, wo Herr Legh und seine Begleiter hatten umkehren müssen und wo seine Araber umgekommen waren. Bald stieß auch der Dolmetscher, der vorausging, an etwas an, und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es ein menschlicher Körper sei; er befand sich nicht im Mumienzustande, aber die Haut war ganz trocken, und glich eher einem Stück Holz, als einem Ding, das einst Leben und Athem besessen hatte. Einige Schritte weiter lag gleichfalls quer über den Gang ein zweiter Körper, den Jussuf wieder hinwegschieben mußte, und nun waren wir überzeugt, daß dies die Leichen der beiden Araber seien, deren Schicksal Herr Legh in folgender Weise beschreibt: „Wir fühlten, wir seien zu weit gegangen, und doch fehlte uns fast die Kraft zum Umkehren; in diesem Augenblick erlosch die Fackel des ersten Arabers, ich sah ihn nach der Seite hin fallen, er stieß einen Seufzer aus, seine Beine zuckten convulsivisch, ich hörte ein rasselndes Geräusch in seiner Kehle — er war todt. Der Araber hinter mir sah die Fackel seines Gefährten erlöschen, glaubte er sei gestrauchelt, eilte an mir vorüber ihm zu Hülfe, ich sah ihn schwach werden, schwanken und fallen — er war gleichfalls todt; dies war das Werk eines Augenblicks. Der dritte Araber

kam vorwärts, wollte sich den Leichen nähern, hielt aber an. In schweigendem Entsetzen blickten wir einander in's Gesicht, die Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke, unsere Fackeln brannten schwach, unser Athem wurde beengter, unsere Knie zitterten und wir fühlten, daß unsere Kraft zu Ende gehe."

Hr. Legh und seine Gefährten entkamen nur aus der Gallerie, um von den Arabern zu Maabdeh und Manfalut wegen Mordes verfolgt zu werden, und sie entgingen dieser Verfolgung mit eben solcher Mühe und Noth, wie den mephitischen Dünsten der Gruft; dennoch hatten sie die Krokodilkammer nicht erreicht und keine Mumie gesehen. Unsere Leute, durch die jetzt aus dem Weg gerückten Leichen nicht erschreckt, krochen weiter; endlich ward unsere Mühe belohnt durch den Eintritt in eine Kammer, so groß wie die zwei ersten, aber nicht mehr als sechs Fuß hoch, weil der Boden bis zu einer bedeutenden Tiefe mit Steinen und Schutt angefüllt war. Hier endlich waren die lange gesuchten Mumien.

Auf jeder Seite lagen Leichen über Leichen aufgeschichtet, in Matten eingewickelt, aber ohne Särge, und augenscheinlich unberührt seit der Zeit ihrer Bestattung. Jussuf rollte zwei oder drei auf, Wachstuch fand sich zwischen den Matten, und Päckchen mit kleinen mumificirten Krokodilen lagen theils auf beiden Seiten, theils auf der Brust angebunden an der Stelle, wo sonst die Scarabäen liegen. Diese Krokodile waren außerordentlich klein, bekanntlich ist aber eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Krokodils der Unterschied zwischen der Größe der jungen und der ausgewachsenen Krokodile, denn das Ei derselben ist nicht größer als ein Gänseei. Die Krokodile, die wir fanden, waren bis auf die Zähne und Füße hinaus vollständig erhalten; aber dennoch waren wir noch nicht befriedigt, bis wir in einer kleinen anstoßenden Kammer ein großes, vollständig ausgewachsenes und völlig erhaltenes Krokodil, den Schutzgeist des Ortes, fanden. Die Oeffnung der Kammer war weit kleiner, als der Körper des Krokodils, so daß es sicher war, aus seiner Ruhestätte nicht so leicht hervorgezogen zu werden. So hatten wir denn unsern Zweck erreicht, und begannen auf Händen und Füßen unsern Rückweg voll Triumph und nicht übel zufrieden, Zweifel und Furcht, Fledermäuse und Dunkelheit, Mumien und todte Araber hinter uns zu lassen. Erfreulich war es, am

Ende unseres Schlangenweges einen Schimmer von Sonnenlicht zu erhaschen, etwas reine Luft zu athmen, und endlich aus dieser ekelhaften Gruft sicher vor mephitischen Dünsten und Todtengeruch gerade auf Gottes Erdboden zu stehen.

Unsere Führer versicherten uns, daß in den Katakomben, aus denen wir so eben aufgestiegen, fünf große Kammern seien, so wie daß sich noch andere Grüfte in den Bergen befänden; nach den Kammern und den mit Stein und Schutt gefüllten Gallerien zu schließen, ist es höchst wahrscheinlich, daß der ganze Berg, gleich ähnlichen andern Begräbnißplätzen in Oberägypten, eine ungeheuere Todtenstadt in der unmittelbaren Nähe einer großen Stadt war, und daß die unterirdischen Gänge mit zahlreichen anderen Gräbern und Kammern in Verbindung standen. Aus dem Umstande, daß die Leichen nicht in Särge eingeschlossen waren, läßt sich abnehmen, daß sie der ärmern Klasse angehörten, und wahrscheinlich würde man bei genauerer Nachforschung auf Gräber von Reichen mit Hieroglyphen und Malereien und ausgehauenen Bildern von Savah, der krokodilhäuptigen Gottheit, selbst stoßen. Nach dem Zustande der Mauern und Decken zu schließen, muß lange Zeit hindurch Fackellicht in der Gruft gebrannt haben, und die erste Kammer, als die zugänglichste, von Arabern ausgeplündert, vielleicht absichtlich ausgeräumt worden sein, um eine Unterkunft darin zu finden, denn die Einwohner von Maabdeh scheinen sich mehrmals in diesen Grüften vor Verfolgung gesichert zu haben; einige Albanesen, die sie *einmal* plötzlich in die Erde verschwinden sahen und ihnen in diese Gruft und selbst bis in die erste Kammer folgten, sahen niemand mehr, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie Gänge kannten, die auf andern Punkten wieder zum Berge hinausführten.

In die Berge gehauene Gräber wurden, wenn die Lage einer Stadt solches immer zuließ, von den alten Aegyptern augenscheinlich jeder andern Begräbnißweise vorgezogen. Mit Ausnahme der Nachbarschaft von Theben, wo man in den Königsgräbern Granitsarkophage sieht, hatten die Grabkammern der Reichen stets eine Grube am Ende der Gallerien oder Zimmer, in welche die Särge niedergelegt und deren Oeffnungen nachher verschlossen wurden — ein Umstand, den der Reisende nicht aus der Acht lassen darf — denn mehrmals befanden wir uns am Rande dieser dunkeln Abgründe,



Krokodilgraber zu Maabdeh.



ohne deren Dasein zu ahnen, und wurden vor dem Schicksal, den Begräbnißort der alten Aegypter zu theilen, nur dadurch bewahrt, daß wir zurückschraken vor den Schaaren von Fledermäusen, welche, durch die Annäherung des Lichts aufgescheucht, aus ihren Schlupfwinkeln an der Seite der Gruben herausschwirrten.

Die Entweihung der Ruheplätze der Todten gehört zu dem Scheußlichsten, was man in Aegypten sieht, und obwohl die Leichen und Schädel, welche die Habsucht der Araber herausgeschleppt und außen an den Gräbern umhergestreut hat, nichts als Massen von Knochen und Harz sind, so haben sie doch noch so vollkommen ihre ursprüngliche Form, daß man sich entsetzt über die daran begangene Unbill, und wenn ein zerlumpter Araber einen weiblichen Kopf mit den noch daran befindlichen Haarlocken emporhält und dafür als für eine Antike einen Piaster verlangt, so schaudert man bei dem Gedanken, was die Gefühle derjenigen sein würden, welche den Gegenstand ihrer Liebe für immer zu erhalten hofften, wenn sie das Haupt vom Körper gerissen und an Fremde verschachert erblickten! „Sieh',“ sagte zu Theben ein Kerl zu uns mit grinsend verzogenem Munde, „sieh', hier ist der Kopf einer Signora, wohlfeil,“ und damit bot er uns einen Mumienkopf hin, dessen feine Umrisse, schön geschwungenes Ohr und weiches, glänzendes Haar hinsichtlich der Form noch unverändert waren, wie vor 2000 Jahren. Wir wandten uns mit Ekel und Abscheu hinweg von dem Menschen, der mit Todten Schacher trieb, fanden aber, daß es allenthalben, wo es Gräber oder Katakomben zu berauben giebt, ein gewöhnlicher Handel ist.

Vor Sonnenuntergang stiegen wir aus der Todtenstadt heraus und gelangten auf einem andern kürzern Wege an das grünende Ufer eines kleinen Flußarms. Unser Dolmetscher, selbst ermüdet von der Tagesarbeit, hatte herumgeschickt nach einem Boote, das uns hier erwarten sollte, und bezahlte nun den Führern einige Piaster mehr, als wozu sie berechtigt waren, worauf sie alle laut noch mehr „Backschisch“ verlangten, denn je mehr man einem Araber giebt, desto gieriger wird er. Endlich kamen wir und unsere mitgenommenen Krokodilmumien sicher an Bord, und nach dreistündigem Rudern und Schieben, wobei die Mannschaft uns alle zehn Minuten sagte, sie sei hungrig und wolle Brod essen, — wonach wir, ge-

legentlich bemerkt, trotz des Frühstücks selbst nicht wenig verlangten, — kamen wir alle sicher an Bord unseres Schiffes zu Manfalut an, etwas ermüdet von unserem Ausfluge nach dem Begräbnißplatz der Krokodile, und froh für eine Zeitlang die Todten zu vergessen und für die Leibesnahrung der Lebenden zu sorgen.

II.

Das Fest des Propheten in Cairo.

Wir befinden uns auf der Esbekieh, einem geräumigen Gartenplatz, von Alleen durchzogen und von einer breiten Auffahrt von Akazien und Sykomoren umgeben. Es ist eine Stunde nach Sonnenuntergang und wir gehen zwischen zwei Reihen von hellerleuchteten Zelten spazieren. Bald gelangen wir zu dem Kabim, einer Reihe von vier hohen Masten mit vielem Tauwerk und behängt mit allerlei Laternen und Lampen, dem Festgeschenk vieler Leute. Bei dem Lichte dieses Schiffes, das ein Gewühl von Turbanen und Tarbuschen erleuchtet, sehen wir die seltsamsten Scenen. Alberne Späße und fromme Ausrufungen des ägyptischen Moslem im echten Kehlton erklingen und die ganze Umgebung nimmt sich märchenhaft aus. In den Zelten rundum verrichten heilige Derwische öffentliche religiöse Uebungen zu ihrer und der Zuschauer Erbauung. In einem schwach beleuchteten kleinen Zelte springen zwei oder drei wie verrückt auf und nieder, als wären sie von Gummi Elastikum. In einem andern schütten Derwische ihre Seelen im Schweiß aus, unter Lasten von Mänteln und Decken. In einem großen Zelte, glänzend mit einem hölzernen Kronleuchter erhellt, sitzen dreißig Männer und plaudern, während ein weißbärtiger Derwisch in der Mitte schweigend den Dampf der Frömmigkeit sammelt. Er beginnt einen taktmäßigen Gesang, die dreißig Mäuler hören auf zu schwatzen und die dreißig Köpfe drehen sich taktmäßig langsam nach links und sehen alle

in demselben Augenblick über die dreißig linken Schultern, „Al—!“ rufen dreißig Paar Lippen zugleich und die dreißig Köpfe drehen sich langsam und feierlich nach rechts zurück, bis alle dreißig Gesichter über die rechten Schultern gucken: „—lah!“ rufen die dreißig Paar Lippen. Dann geht es wieder nach links mit einem „Al—!“; dann rechts mit einem „—lah!“ Der Weißbart in der Mitte wird immer eifriger und singt schneller und schneller.

Die dreißig Gesichter drehen sich schneller und schneller; links, rechts: Al—lah! Links, rechts, links, rechts: Al—lah! Al—lah. Schneller und schneller, als wenn dreißig Männer voller Wuth versuchten, sich ihre dreißig Köpfe vom Rumpfe zu schütteln. Allahallahallahallahallah — der Ruf ist keine Stimme mehr — sondern ein Grunsen, ein Geheul. Die Aufregung wächst und die Derwische können nicht mehr still sitzen; sie springen auf, aber wackeln immer noch mit den Köpfen, während ihre Augen rollen, ihre Gesichter sich krampfhaft verzerren und das wilde Grunsen zu Allahs Preis fortschallt. Turbane fliegen zu Boden und die kahlen Köpfe wackeln weiter; Lippen schäumen, aber immer noch tönt von ihnen das endlose Allahallahallahallahallah. Es sind noch neun und zwanzig Derwische, denn Einer ist in Krämpfen zu Boden gesunken und liegt jetzt in einer Ecke. Die Bewegung der neun und zwanzig besteht jetzt in einem Vorwärtsstoßen des Oberkörpers, welches die Nase in beständige Berührung mit den Knieen bringt und bei jeder krampfhaften Verbeugung wird „Allah“ in einer krampfhaften Sylbe aus jedem der neunundzwanzig Paar Lippen hervorgestoßen.

Ein ander Bild. Das Fest des Propheten dauert noch fort, aber es ist jetzt Tag und wir warten nicht weit vor dem Hauptzelte der Derwische, um die Ceremonie des Doseh oder des Tretens mit anzusehen. Tausende des Volkes sind versammelt, Manche auf der Zinne einer hohen Mauer, Andere auf Baumgipfeln, noch Andere auf Hausdächern, die Meisten aber auf ebener Erde. Dennoch ist Platz unter dem Gedränge, denn es sind noch einige Stände für Verkäufer von Orangen, Zuckerwerk und Sorbet vorhanden. Jetzt regt es sich in dem Gedränge; das Meer von Köpfen steigt ein oder zwei Zoll, denn die Zuschauer stellen sich auf die Zehen. Flatternde Fahnen sieht man vom eisernen Thore herkommen, die Meisten grün und mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben. Leute mit Knütteln gehen vor

den Fahnen her und stoßen sich einen Weg von sechs Fuß Breite in dem Gedränge. Auch wir haben die Knüttel gefühlt und sind zurückgetreten und sind für unsere Leiden mit einem Platze in der Vorderreihe belohnt.

Zwei und zwei in langer Reihe, die Hände der innern Seite fest in einander geschlungen, die Hände der äußern Seite auf der Achsel der Vorangehenden ruhend, wälzte sich den Gang herab ein Strom von etwa zweihundert jungen Derwischen. Wenn sie vorbeilaufen, schwenken sie mit einer gleichförmig automatischen Bewegung von einer Seite zur andern und ächzen „Allah!“; sie sind Alle blaß und in Schweiß gebadet; Alle scheinen von Fanatismus berauscht zu sein, Einige vielleicht auch von einem substantiellen Begeisterungsmittel. Plötzlich machen Alle Halt, fallen auf das Gesicht nieder und legen sich nebeneinander, um eine Art lebendigen Knüppeldamm zu bilden.

Geschäftige Gehülfen eilen auf und ab, um die menschlichen Knüppel gehörig in einander zu fügen, indem sie da einen Arm, dort ein Bein anders legen. Die Knüppel brauchen jedoch nicht ganz still zu liegen, im Gegentheil geht ein krampfhaftes Zucken durch ihren ganzen Körper, während sie zugleich mit der Nase heftig die Erde reiben und den Namen Gottes in thierischen Tönen herausgrunzen. Einige gläubige Zuschauer werden von der wüthenden Pest des Fanatismus angesteckt und stürzen in nachahmendem Eifer mit auf den Boden nieder. Ein Gemurmel, ein Jauchzen und ein Todtenschweigen, während das Gewühl sich gierig vordrängt. Ein starker Mann auf einem gewaltigen Pferde, von etwa zwanzig Begleitern umgeben, reitet im schnellen Schritt über die auf dem Erdboden Liegenden. Jeder Derwisch wird von dem Rosse auf die Lenden getreten; Einige werfen Hände und Füße empor, wie sie der Huf trifft, und winden sich wie die Würmer. Der Sheik reitet weiter und von dannen. Die Freunde der Derwische eilen herbei, um ihnen aufzuhelfen und dabei zuzuflüstern: „Wahed (Verkünde die Einheit Gottes!).“ Einige können nur noch ächzen, Andere sind ohnmächtig, Andere beantworten die Aufforderung mit schäumenden und blutbenetzten Lippen. Einige liegen in Krämpfen und ein langer Araber springt wie ein Fisch, wenn man seine Brust berührt. Das Gedränge aber verläuft sich langsam, und auch wir gehen nach Hause.

III.

Die Kaimansprobe zu Madagaskar.

Die sogenannten Gottes-Proben, denen sich in früherer Zeit Verbrecher unterwerfen mußten, um ihre Schuld oder Unschuld darzuthun, sind mannigfacher Art; eine der furchtbarsten ist aber gewiß die, welche, wie die nachfolgende Erzählung aus Madagaskar bezeugt, diese Prüfung den Kaimans überläßt.

„Man erwartete, erzählt ein Reisender, mit Ungeduld den Vollmond, und sobald dieser eingetreten war, berief der Richter die betreffenden Theile und ließ den Häuptling benachrichtigen, der mit seiner Familie bei dem „Kabar" *) sich einfinden sollte. Einige Stunden später, etwas vor zehn Uhr, versammelte sich alles in einer sumpfigen Ebene, in deren Nähe ein sehr breiter Fluß strömte, in welchem sich viele Kaimans aufhalten. Die Beute, welche man ihnen diese Nacht bestimmte, war ein junges Mädchen von 16 Jahren mit einem sanften Gesicht und bescheidenem Anstand; sie war von einem eifersüchtigen, lüsternen Verwandten angeklagt worden, daß sie ein Liebesverhältniß mit einem Sklaven unterhalten habe, ein abscheuliches Verbrechen zu Matatane und namentlich bei der Kaste der Zanak-Andia, in welcher das junge Mädchen geboren war. Ihr vor einigen Jahren verstorbener Vater war ein mächtiger Häuptling im Gebirg gewesen, hatte aber keine männlichen Kinder hinterlassen.

„Der Häuptling befahl Rakar — so hieß das junge Mädchen — sich mitten in den Kreis zu setzen, wo sie geduldig die Rede des Richters anhörte, der zuerst von den alten Gebräuchen des Landes sprach, deren Verletzung in der letzten Zeit sehr häufig geworden sei, und dann die Verhandlung mit einer Erzählung der Thatsachen begann. Als er die Belastungszeugen angeführt und die Gründe genannt hatte, auf denen die Anklage beruhe, beschwor er Rakar, ihr Verbrechen zu gestehen; sie aber antwortete mit festem Tone, die Kaimans würden über das Verbrechen

*) Unterredung, Verhandlung.

richten, und man würde bald die Wahrheit erfahren. Der Richter überlieferte sie nun dem Ombiasch, der sie an den Fluß führte. Das traurige Loos des jungen Mädchens hatte mich gerührt, und gern hätte ich alle Waaren, die ich bei mir hatte, darum gegeben, wenn ich sie hätte retten können; ich schlug es auch dem Häuptling vor, der aber nur lächelte und mich keiner Antwort würdigte. Als Rakar die Beschwörung des Ombiasch vernommen hatte, der den Kaimans befahl, sie zu ergreifen und zu verschlingen, wenn sie schuldig sei, wandte sie sich an ihre Gespielinnen, die sie bis an den Rand des Wassers begleitet hatten, dankte ihnen für diesen Beweis ihrer Anhänglichkeit, und bat sie noch um ein Band, um ihre Haare zu binden, dessen Flechten sie im Schwimmen gehindert haben würden; dann nahm sie ihren Simbu und Saidik (Ober- und Unterkleid) ab, und stürzte sich ins Wasser. Ich zitterte, als ich sie von Kaimans umgeben sah, deren Köpfe über das Wasser hervorragten, und die sie zu verfolgen schienen; Aller Augen waren auf sie geheftet, denn ihre Jugend nahm die meisten Anwesenden für sie ein, und ihrem Muth ward volle Bewunderung gezollt.

„Der Mond beleuchtete die furchtbare Scene, und erlaubte mir allen Bewegungen des Mädchens zu folgen: sie schwamm mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, und kam bald an einer mit Geröhricht bedeckten Insel an, welche den Kaimans zum Aufenthaltsorte diente; dieß war die zur Probe bestimmte Stelle. Rakar fürchtete sich nicht vor der Probe, denn sie tauchte dreimal unter vor der furchtbaren Insel. So oft sie verschwand, glaubte ich sie verloren, aber sie hatte das Glück, den furchtbaren Zähnen der Kaimans zu entgehen, und wenige Minuten nachher war sie mitten unter uns, und wurde von den Glückwünschungen der Menge, welche ein Freudengeschrei ausstieß, empfangen.

„Der Ankläger Rakars wurde verurtheilt, ihr eine so bedeutende Entschädigung zu zahlen, daß seine sämmtlichen Heerden nicht zureichten; da aber das Mädchen ein gutes Herz hatte, so schenkte sie ihm die Summe und überließ ihn seinen Gewissensbissen."

Asien.

I.

Die Opiumhöhlen in Batavia.

Einer der Vororte Batavias — man könnte es Vorstadt nennen, denn die ganze Stadt besteht doch nur, das batavische Handelsviertel abgerechnet, aus lauter Gärten, heißt Meester Cornieles oder Meester, wie es gewöhnlich kurzweg genannt wird. Es liegt dort eine Kaserne und wird auch allwöchentlich ein Markt gehalten. Gerade hier sollte aber auch das Opiumrauchen am stärksten betrieben werden, und lange schon hatte ich gewünscht, das einmal selber mit ansehen zu können, aber auch nicht allein gehen mögen. Endlich erbot sich ein junger Mann von einem der Geschäfte in Batavia, mich am Mittwoch Abend, dem Abend vor dem Pesar, wo das eigentliche Leben dort herrscht, hinzuführen, bat mich aber, wenn ich die Sache beschriebe, seinen Namen nicht zu nennen. Das versprach ich ihm auch; wir fuhren also um neun Uhr etwa, denn eher hat sich die rechte Menschenmasse dort noch nicht versammelt, dahin und erreichten nach kurzer, in der wunderschönen Abendluft herrlicher Fahrt den allerdings etwas verrufenen Ort, wo es schon bunt und lustig genug herging.

Es war ein ziemlich offener, mit Bambusschuppen überbauter und von schmutzigen Kanälen durchschnittener freier Platz, um den herum die verschiedenen kleinen Kaufläden, fast ausschließlich von Chinesen gehalten, lagen. Der Platz selber war großentheils von Frucht- und Eßwaaren-

verkäufern eingenommen, die mit einem Bananenblatt um ihre Lampen, daß sie der frische Luftzug, der durch die Straßen strich, nicht auswehte, in bunt erleuchteter Reihe dasaßen und ihre Waare feilboten. Ein Drittel dieser Schuppen wurde aber auf andere und zwar sehr von dieser verschiedene Weise benutzt — dies war nämlich von vier verschiedenen Gruppen chinesischer Tänzerinnen eingenommen, die hier, um die niederhängende Cocosnußöllampe, und jede nach einem besondern Musikcorps, das auf die schauerlichste Weise mit dem Nachbarcorps durcheinander tönte, ihre Tänze ausführten.

Wenn man in der Mitte zwischen diesen verschiedenen Gruppen stand, und das monoton quiekende Dudeln dieser Instrumente, die durchdringenden Töne des Gongs und das grelle Schreien, denn Singen kann ich das nicht nennen, der Tanzenden so zu gleicher Zeit und von allen Seiten auf einmal über das arme Trommelfell herfallend, mit anhörte, dann war es Einem manchmal ordentlich zu Muthe, als ob man eben wahnsinnig geworden wäre, und nun zu fühlen anfinge, wie uns die Gehirnfasern mit entsetzlichen Zangen angegriffen und einzeln abgerissen würden. Ein paar Mal lief ich in der That fort, um nur erst einmal wieder frische Luft zu athmen und meine Ohren auszuruhen, damit ich den Genuß nur ertragen könnte — das Gehör gewöhnte sich zuletzt aber daran, oder wurde wenigstens abgestumpft, denn zuletzt hörte ich gar Nichs mehr und sah förmlich nur das Schreien und Toben.

Die Tracht der Tänzerinnen war genau die, wie ich sie schon auf dem Weg nach Bandong gesehen hatte — dieselben weißgemalten Gesichter, dieselben Fächer, hinter denen sie vorkreischten, als ob man aus einem Sprachrohr singt — dieselben Verdrehungen der Hände und Arme und des ganzen Körpers. Die Sache war eigenthümlich, aber gewiß nicht schön — nichts desto weniger freute es mich doch, das so einmal mit ansehen zu können.

An diesem selben Platz nun lag auch das sogenannte Opiumzimmer, welches ich mir hauptsächlich anzusehen wünschte. In der Reihe Gebäude oder Wohnungen, die an der schmalen Seite und obern Seite des ganzen Platzes bebaut waren, und diesen gewissermaßen beherrschen, war zuerst ein kleines niederes „Comptoir“ mit einst weiß gewesenen Wänden und

Bambusbänken und einem ordinairen schmutzigen Holztisch, dessen eine Seite eine alte qualmende Lampe, ein Tuschnäpfchen mit Pinsel zum Anschreiben und einige Contobücher zierten, dessen andere Hälfte aber auch zum Laden und Verkaufstisch benutzt war, den Opiumrauchern ihr Quantum, für das sie theuer genug bezahlen müssen, abzuwiegen. Opium, Taback und noch einige andere Ingredienzien, die sie zusammenmischen, lagen auf Blättern umher und dahinter aufgeschichtet die aus Halmen geflochtenen Deutsäcke mit der kleinen Kupfermünze — der Ertrag des heutigen Abends wahrscheinlich.

Gerade als wir darin standen und dem Abwägen des Giftes zusahen, kam ein kleiner Javaner, ein förmliches Skelett, dem selbst die Haut noch angespannt über den Knochen saß und die tief liegenden Augen ganz in ihren Höhlen versunken schienen, herein, um sich etwas Opium zu holen. Er hatte nicht mehr Geld genug eine volle Portion zu kaufen und wollte weniger haben, der Verkäufer wollte ihm aber nicht weniger geben. — Seine Hände zitterten wie im Fieberfrost, und die ganze Gestalt glich eher einer dem Grabe entstiegenen Leiche, als einem noch lebenden menschlichen Wesen. Der Alte ließ auch nicht eher mit Dringen nach, bis ihm der Chinese endlich für seine Deute den Werth in Opium reichte, und damit zog er in gieriger Lust ab dem nächsten Zimmer zu, sich dort ganz dem verderblichen Genuß hinzugeben. Wir folgten ihm und kamen, zwei Thüren weiter an eine schmale Kammer, die eher einem engen Durchgang glich, so beschränkt war der innere Raum. Am Tage mußte es hier vollkommen dunkel sein, denn nur am andern Ende des etwa sechszehn Schritt langen und vielleicht vier Schritt breiten Nestes befand sich ein kleines niederes, jetzt mit geflochtenem Bambus bedecktes Fenster. An der linken Seite war, die volle Länge des Raums, eine Art Bett oder eine breite, etwa zwei Fuß vom Boden befindliche Bambusbank angebracht, auf der eine Art kleiner Fußbänke standen, den Kopf darauf zu ruhen, und auch ein paar äußerst schmutzige mit Rapas gestopfte Kopfkissen lagen. Der Raum, der zwischen dieser Bank und der andern Wand noch blieb, war kaum zwei Fuß breit.

Hier lagerten die Opiumraucher, mit dem Gift, das sie auf Stücken von Bananenblättern vor sich liegen hatten, und ihren kurzen dicken, schmutzigen Pfeifen — Jeder eine kleine Lampe vor sich, und ausgestreckt,

so weit es eben der Raum und der Nachbar gestatteten. Die Pfeife lag ihnen mehr in der Hand, als daß sie sie hielten, und nur nach kurzer Rast richteten sie sich halb auf, stopften sie wieder und zogen den betäubenden Duft ein. Das Opiumrauchen ist übrigens von dem Tabakrauchen himmelweit unterschieden, denn man darf sich nicht denken, daß sich die Leute ordentlich damit eine Pfeife stopfen und nun ruhig eine Viertelstunde damit wegqualmen. Die Pfeife hat nur eine sehr kleine, kaum größer als eine Erbse gebohrte Oeffnung; um in diese hinein gepreßt zu werden, wird das Opium in ein Kügelchen gedreht und eingedrückt, der Rauchende bringt diese Kugel dann, während er selbst die Spitze schon zwischen den Lippen hat, an's Licht und thut nur einen scharfen, fast pfeifenden, langsamen Zug. Hiermit hat sich das Opium verzehrt und die Pfeife muß wieder neu gefüllt werden. Den Dampf behalten sie eine Zeit lang im Munde und blasen ihn dann durch die Nase wieder aus. Einzelne mischen sich auch wohl ihr Opium mit Tabak an, ich habe das aber doch nur wenig gesehen. Nach dem Rauchen fallen sie wieder in ihre lässige, schläfrige Stellung oder Lage zurück und starren dann, ohne viel miteinander zu sprechen, mit halb geschlossenen Augen zur Decke hinauf. Mir schien es aber, als ob gar solch unbedeutende Quantität nicht dazu gehöre sie einzuschläfern, denn so lange ich darin stehen blieb, und das war doch wenigstens eine halbe Stunde, sah ich nicht einen einzigen von ihnen einschlafen.

Der Alte, mit dem wir hierher gekommen waren, hatte sich gleich auf das vorderste Ende der Bank in die eine Ecke niedergekauert, und er nahm sich nicht erst einmal Zeit seinen Platz ordentlich herzurichten, sein Opium auszubreiten, sondern stopfte nur gleich mit zitternden Händen seine Pfeife und fing an zu rauchen. Allmählig hörte jetzt das Zittern auf, er wurde ruhiger, seine Augen aber auch gläsern und starr; so saß er da und sog nur in kurzen Zwischenräumen an dem kurzen schmutzigen Rohr der Pfeife, die, so weit es eine förmliche darumsitzende Kruste erkennen ließ, unter dieser einmal mit kleinen Messingnägeln beschlagen gewesen sein mußte.

Als wir nach etwa einer halben Stunde dorthin zurückkamen — und es hatten sich indessen noch mehrere Deutsche, unter diesen auch einige Schiffskapitäne hier oben eingefunden, die dies Leben ebenfalls einmal zu sehen wünschten — kauerte der Alte noch in derselben Stellung, aber eine

seltsame Unruhe zuckte durch alle seine Glieder. Wie bewußtlos und unwillkührlich hob er die Pfeife in kurzen Zwischenräumen zur Lampe auf — aber er rauchte nicht — er stöhnte und ächzte, schloß die Augen und öffnete sie wieder und sank dann für kurze Momente in seine alte Stellung zurück.

Wir fragten einen der neben ihm sitzenden jungen Leute, was dem alten Burschen fehle, dieser aber lachte und meinte, er hätte bloß kein Opium mehr und auch keine Deute, sich welches zu kaufen, und nun sei er erst halb im Rausch drinnen, und könne nicht wieder heraus und auch nicht recht hineinkommen.

Der eine Kapitän gab ihm darauf eine Handvoll Kupfergeld, und kaum hörte er das Klingen der Münze vor sich auf dem Bambus, als seine Augen anfingen zu leuchten — er taumelte in die Höhe und zur Thür hinaus und kam schon nach wenigen Minuten mit einem unheimlich frohen Zug in der Todtenlarve zu seinem alten Platz — er schien hier Stammgast zu sein — zurück, wo er sich denn bald in den vollkommenen Zustand seiner so gierig erstrebten Glückseligkeit hineingearbeitet hatte.

Seine Stellung veränderte er aber selbst im festen Opiumrausch nicht; zusammengeklappt wie ein Taschenmesser, den Kopf fest auf die Knie gesenkt und die Arme schlaff herunter fallend, saß er da, jeder seiner Knochen am ganzen Rücken und den Schultern, jede seiner Sehnen und Adern auf das peinlichste sichtbar, und das leise Zucken seiner Fibern den unnatürlichen Zustand seines Geistes verrathend. Es war ein entsetzliches Bild, der Körper dieses alten Opiumrauchers.

Es sind hier auch noch andere Orte, wo geraucht wird, verrufene Plätze, die ebenfalls von Chinesen gehalten werden, und wohin die Raucher mit ihren Pfeifen kommen, denn das Opium ist nur auf dem einen Punkt zu haben; diese sah ich aber, wenn das irgend möglich ist, noch großartiger und entsetzlicher in der Stadt selber, auf dem sogenannten pasar snin oder Montagsmarkt, den ich eines Abends mit einem der Batavischen Aerzte besuchte.

Das Opiumcomtoir war hier in ähnlicher Art gelegen und die Portion kostete, wenn ich nicht irre, einen halben Gulden — dafür gab es nur ein sehr kleines Quantum, was dem richtigen Raucher lange nicht genug sein konnte den Weg in sein Traumreich zu finden. Eine eigentliche Rauchstube

existirte aber in diesem Quartier nicht, wenigstens konnten wir keine solche finden, und auf unsere Frage, wo denn eigentlich geraucht würde, führte uns ein junger Bursche durch einen schmalen Gang in ein Gebäude hinein, das in dieser Art wohl Alles übertrifft, was sich die kühnste Phantasie nur ausmalen könnte. Der Leser denke sich ein niederes Gebäude rein von Bambus — rein ist aber hier wohl nicht der richtige Ausdruck, sondern allein von gespaltenen Bambusstäben wie ein grober Korb geflochten. Die Größe oder der ganze Umfang desselben ließ sich dabei gar nicht genau bestimmen, denn ein Gang führte in den andern und aus dem anderen, ein Winkel drückte sich an den Nachbar an, und wie in einem Bienenstock die Zellen, so stand hier Kammer an Kammer, oder eigentlich Korb an Korb, dicht gedrängt an einander — keine länger als etwa sechs, breiter als fünf und höher vielleicht als sieben Fuß, denn das Dach lag dicht darauf und das ganze Hausgeräth der einzelnen war ein Bett mit einer Matte und einem zurückgeschlagenen schmutzigen Vorhang, und auf dem Bett eine kleine Lampe und ein dampat sirih oder Betelkörbchen, worin die Eingebornen gewöhnlich ihre Sirihblätter und Arekanüsse und ihren Kalk und Tabak zum Kauen aufbewahren, und der hier möglicher Weise auch mit zu dem kostbareren Opium benutzt wurde.

Die Wände hatte kein Tropfen Wasser berührt, seit sie errichtet wurden, und überall war der weiße Kalk, den sie zum Kauen benutzen, mit den Fingern in einzelnen Streifen und Flecken angeschmiert; in den Gängen selbst, in denen Tümpel mit Wasser standen, wimmelte es von jungen weißgeschminkten und mit Blumen geschmückten Mädchen und die wunderlichsten und in der That nicht zu beschreibenden Gruppen von Rauchern lagen wild zerstreut durch die — Höhlen, ich weiß keinen andern Namen dafür. Rede mir keiner von den five points in Newyork oder den seven dials in London — sie können den pasar snin Batavias an Scheußlichkeit nicht übertreffen.

Der Opiumhandel ist alleiniges Monopol der Regierung, und sie verpachtet den Einzelverkauf zu einem enormen Preis an die Chinesen. Die Summe ist viele tausend Gulden, ich habe vergessen wie viele, doch das thut auch nichts zur Sache — nur für Batavia, und dabei müssen denn die Pächter noch das Opium zu einem bestimmten, sehr hohen Preis

bezahlen. Nun ist aber die Pacht nicht so eingerichtet, daß der Pächter nur ebenso viel kauft, als er verbraucht, nein, die Pacht wird an den Meistbietenden abgelassen, und zwar nicht an den Meistbietenden in Geld, sondern an den, der sich erbietet, die größte Quantität Opium, die er sich dabei zugleich verpflichtet aufzukaufen, abzusetzen. Diese Zahl steht scheinbar mit der Bevölkerung von Batavia in gar keinem Verhältniß, man hält es kaum für möglich, daß alles vollständig verbraucht werden könnte, und doch ist es so. In des Opiumpächters Nutzen liegt es nun natürlich, den Gebrauch so viel zu verbreiten, als nur irgend in seinen Kräften steht, ja er muß das thun, wenn er nicht zu Schaden kommen will. Ich gebe zu, daß es eine ausgezeichnete Revenue für den Staat ist, und daß sie schwer durch irgend etwas anders in dem Maße ausgefüllt werden könnte, aber ist es so gehandelt, als wir erwarten, daß uns Andere thun sollen?

II.

Eine Tigerjagd in Ostindien.

Das Lager des Oberbefehlshabers der anglo-indischen Armee, Lord Gough, stand gerade bei Seharunpore, und ich wünschte sehr, dem alten Helden meine Verehrung zu bezeigen; ich sandte also an seinen Adjutanten Major Bates, für den ich Empfehlungen hatte, meinen Brief, erfuhr aber mit Bedauern, daß die ganze Gesellschaft auf eine Tigerjagd ausgegangen sei. Desto freudiger aber war meine Ueberraschung, als noch Abends spät eine Einladung an mich gelangte, mich der Jagdpartie anzuschließen. Da galt es kurzen Entschluß; meine Gastfreunde versahen mich mit Gewehren und nach einer Nacht, die ich theils wachend unter allerlei Vorbereitungen, theils von Löwen und Tigern träumend zubrachte, war ich früh Morgens auf dem Wege nach Kerie, wo die Jagdgesellschaft übernachtet hatte.

Der Ort war 18 englische Meilen entfernt, und schon in der Nacht hatten meine Freunde mir ein Relais von Reitpferden gelegt, durch welche Begünstigung ich die Strecke in $1\frac{3}{4}$ Stunden zurückzulegen im Stande war, ein ziemlich starker Morgenritt, der mir namentlich durch das zweite der drei Pferde großes Vergnügen bereitete; schon zuvor auf die Vortrefflichkeit des edlen Thieres wie auf seine schwierige Behandlung aufmerksam gemacht, hatte ich es auch kaum bestiegen, als ich fühlte, wie wenig deutsche Reitkunst da am Orte sei: so ließ ich es denn getrost weit ausgreifen und bewunderte seine prächtige Gangart, wie es in langsamem, aber gestrecktem Galopp das Hauptstück meines Weges, zehn englische Meilen, in unverändert gleichem Tempo zurücklegte. Ein kleiner Pony brachte mich dann an's Ziel, welches ich noch vor dem Frühstücke der Gesellschaft erreichte.

Wäre es auch nicht um das königliche Vergnügen der Tigerjagd gewesen, so gewährte schon das Lager unserer Partie und das Nomadenleben, welches ich auf zehn Tage zu theilen gekommen war, ein außerordentliches Interesse. Die Gesellschaft bestand aus acht Jägern, Lord Gough, seinen drei Adjutanten, zwei höheren Civilbeamten aus Seharunpore, einem geistlichen Herrn, der es mit St. Hubertus hielt, und meiner Wenigkeit, deren Jeder ein Zelt für sich hatte. Obenan stand das Gesellschaftszelt, daneben das zur eigenen Benutzung des Oberbefehlshabers, und die sieben Zelte der Uebrigen in einer weiten doppelten Reihe davor. Mit größter Artigkeit hatte man mir ein Zelt abgetreten, dasselbe mit allem nöthigen Bedarf ausgestattet, und es fehlte mir nichts zu einer behaglichen Wohnung. Hinter den Zeltreihen der Sahibs aber war ein Gewirr von kleineren Zelten, Militärposten, Kochplätzen der Eingeborenen, der Stand für 50 Elephanten, 20 Kameele, Pferde und Hunde; drei- bis vierhundert Eingeborene jeden Ranges, von dem wohlgenährten Beamten des Kriegsdepartements an, der die zum Troß des Heeres gehörigen Elephanten unter sich hatte, bis zum letzten Diener hinab, bildeten unser Gefolge, und so zahlreich bedient, vermißten wir keine Bequemlichkeit des Lebens. Um 7 Uhr stand man auf, zog sich gemächlich an und spazierte dann im Freien; gewöhnlich hatte ich dann meinen Spaß an der Menge Eingeborener, welche an jedem unserer Haltpunkte sich um die Zelte der

zwei Civilbeamten schaarten, theils um ihre Ehrerbietung zu bezeigen, theils um die Gerechtigkeit anzurufen, oder wohl gar deren Schwere auf schuldigem Haupte zu empfinden; namentlich wurde an einem Morgen eine ganze Bande Spitzbuben mit einer erklecklichen Anzahl Jahre Zuchthausstrafe so im Vorbeigehen bedacht. Lord Gough, der auch die Morgenstunden benutzt hatte, seine Depeschen zu beantworten, pflegte gegen 9 Uhr zu erscheinen, und nun ging es zum Frühstück, das in dem großen Zelt in tadellosem Styl aufgetischt war. Nun wurden die Elephanten bestiegen, und noch hatten wir dem Lager nicht den Rücken gedreht, als in unglaublicher Schnelle die Zelte abgebrochen und auf Kameele und Elephanten geladen wurden, und der ganze Troß ging auf geradem Wege vorwärts, um die Zeltstadt für den Abend etwa 10—15 englische Meilen weiter aufzuschlagen. Hatten wir nun die ganze Gegend kreuz und quer den Tag über durchstreift, so zogen wir mit Sonnenuntergang nach dem neu aufgeschlagenen Lager, meist in der Nähe eines Orts, oft in tiefer Wildniß, und hier fanden wir genau dieselbe kleine Stadt mit derselben Ordnung der Zelte wieder, und nicht nur Jedes Wohnung, sondern jeden Stuhl, ja jede Haarbürste genau auf demselben Platz, an dem wir am Morgen Alles verlassen. Man zog sich zum Essen an, und selbst in der Wildniß ist, da die weiße Jacke durch das Wetter nicht legitimirt war, der Frack indispensabel am englischen Tische; nun folgte ein vollständiges Diner an einer Tafel, der weder die Zierde reichen Silbergeschirres, noch sonst etwas fehlte, was zur vollständigsten Besetzung gehört, und unter Gesprächen, für welche die Erlebnisse des Tages reichlichen Stoff lieferten, saßen wir meist so lange beisammen, bis Einem nach dem Andern die Augen zufielen. Wenige werden nach einer acht- bis neunstündigen Jagd auf dem Rücken eines Elephanten sich über Schlaflosigkeit beklagen.

Lord Gough, der siegreiche Feldherr Englands in den großen Schlachten am Sutledge, und durch eigenes Verdienst zu seinem hohen Range gelangt, war damals schon tief in den Sechzigen, mit schneeweißem Haar, aber von großer Rüstigkeit und von einem Löwenmuth, den er auch bei einzelnen Episoden unserer Jagd an den Tag legte; schon sein Aeußeres flößte Achtung und Zutrauen ein, dabei herzensgut und der liebenswür-

digste Wirth, war er um so mehr der achtungsvollsten Aufmerksamkeit der Gesellschaft versichert, als er selbst solche Ansprüche nie hervortreten ließ.

In dem tiefen, sumpfigen Dickicht, welches das beste Terrain zur Tigerjagd bildet, ist es ein nutzloses Unternehmen, zu Fuß oder zu Pferd vorzudringen; so wird also der Elephant gewählt, und zum Zweck dieser Jagd im Dickicht hat man Howdahs von schlichtem Holz mit spanischem Rohr geflochten, in denen ein bequemer Sitz, eine förmliche Schießkanzel für den Jäger, dahinter ein kleiner für den Diener befindlich ist, der die Gewehre, deren man zwei bis drei führt, ladet; das Ganze ruht auf einem Kissen so dick und schwer, wie eine tüchtige Matratze, und ist mit Ketten und Stricken gut befestigt. Nun klettert man, während der Elephant niederkniet, an den Stricken hinauf und Alles setzt sich in Bewegung. Unser Zug, selten oder nie an Größe übertroffen, bestand aus vierzig Elephanten, davon acht für eben so viele Jäger, die übrigen zum Treiben, jeder dieser letzteren mit einem jener großen Polster gesattelt und von zwei bis drei Eingeborenen besetzt; auf dem Halse sitzt der Mahout, der sich mit seinem Thiere völlig versteht und es mit Zeichen, Worten, Liebkosungen und Drohungen lenkt. Unsere zehntägige Jagd umfaßte einen langen Strich Landes unterhalb des Seralik-Gebirges, von Seharunpore bis zum Ganges, ja über denselben hinaus; die herrlichen Himalayahs in ihren drei Reihen bis zu den äußersten schneebedeckten Gipfeln immer vor uns, durchstreiften wir die unbebauten Strecken, welche diesem Landstriche eigen sind, einzelne Waldpartien, meist aber ausgedehnte Steppen und Sümpfe mit Schilf und Gras bedeckt, oft 15 bis 20 Fuß hoch, so daß die Elephanten in den Schilfblättern fast verschwanden, während die langen Blüthenstengel bis zu jener Höhe über unsere Köpfe wegragten. Wir drangen nun in einer langen Schlachtordnung von vierzig Elephanten Breite vor, so zwar, daß die Jäger gleichmäßig vertheilt waren, zahlloses Wild aller Art auftreibend, aber nur für eines unsere Gewehre gespannt haltend. Es ist eben einer der größten Reize dieser Jagd, daß jedes Rascheln im Gras vielleicht nur ein Kaninchen, vielleicht einen Tiger verkündigt. Gleich am ersten Tage erspähte Mr. Harvey, unser bester Schütze, der schon dem Tod von hundert Tigern beigewohnt, einen Tiger ruhend im Schilf und verwundete ihn durch einen Schuß; seiner Art nach wandte er sich sofort

gegen den Angreifer, und während dieser seinem Nachbar, Lord Gough, zurief, sich zu nähern, hatte der Tiger schon, durch das Dickicht gedeckt, mit einem raschen unbemerkten Sprung den Elephanten erreicht und hing an seinem Rüssel, ehe der Schütze es gewahr wurde. Das unvergleichliche Thier stand unbeweglich, und machte es dem Jäger möglich, über das Geländer der Howdah sich lehnend, dem Tiger aus aller Nähe einen sicheren Schuß beizubringen, worauf dieser sofort losließ und zu Boden fiel; ein Schuß des alten Herrn brachte ihn wieder auf, und er war im Begriff, sich auf diesen neuen Feind zu stürzen, als einer der Troß-Elephanten aus der Reihe wich, und der Tiger den Vortheil erspähend, und schwer verwundet ohnehin, durch diese Lücke zu entkommen suchte. Wir alle ihm nach und in wenig Augenblicken lag das Thier am Fuße eines Baumes todt. Alles stieg ab unter großem Jubel, und es fand sich, daß das Thier ein schöner ausgewachsener Königstiger war, von 9 Fuß 9 Zoll Länge und ohne den Schwanz 6 Fuß 3 Zoll. Nicht wenig Mühe kostete es, unsere stolze Beute auf einen der Pack-Elephanten zu binden, denn die Elephanten waren eben so aufgeregt wie die ganze Jagdgesellschaft, und sträubten sich sehr, einen Feind aufzunehmen, der ihnen noch immer furchtbar schien. Nicht hundert Schritt von dem Platz, wo wir diesen Tiger auftrieben, fanden wir Leute, die uns versicherten, es sei weit und breit kein Tiger in der Gegend; vielleicht lauerte er gerade auf diese armen Menschen, die sich dort Gras schnitten.

Wie ich schon sagte, wimmelte es von Wild in diesen Steppen: Leoparden, Hyänen, Säuen, Hirschen und Rehen, Affen, Pfauen, Paroquits, bis zu Hasen, Schnepfen, Rebhühnern und wilden Hühnern herab; eben ein wilder Hahn von prächtigem Gefieder lief unbesorgt vor mir her, aber es war gerade ein Ort, wo man Tiger zu finden hoffte, und das strengste Verbot war gegen unzeitiges Schießen gerichtet. Der Leopard ist flüchtig und greift selten den Elephanten an, weßhalb er nicht oft erlegt wird; er ist der Schrecken der Rehe und kleineren Thiere, und wird, wenn er etwa auf einen Baum geklettert ist, von Affen und Krähen mit wüthendem Geschrei und Geschnatter verfolgt.

An diesem wie an den folgenden Tagen gewährte es eine angenehme Unterbrechung, an irgend einem romantischen Orte der Wildniß sich eine

kurze Ruhe zu gönnen und etwas kalte Küche zu verzehren. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß ein Baum uns an einem sonst sehr hübschen Plätzchen im Wege stand; ein Elephant wurde geholt und durch Schmeichelworte aufgefordert, ihn umzureißen. Der Baum war voll 1 Fuß dick, sehr zähes Holz; nachdem er einige unbequeme Nebenäste von der Dicke eines Schenkels mit dem Rüssel abgebrochen hatte, lehnte er sich mit der Stirn gegen den Stamm, mit aller Macht und Schwere vorwärts pressend, aber es wollte nicht gehen; bald sah er sein Versehen ein, lehnte sich einige Fuß höher an und sehr bald war der Baum gefällt, wofür das brave Thier gute Worte und etwas Zwieback erhielt. Auch beim Reiten durch Wald ist diese Geschicklichkeit und Willigkeit von großem Nutzen, indem er Aeste und Bäume, die im Wege sind, sorgfältig wegbricht, sobald sein Mahout ihn darauf aufmerksam macht.

Auch durch größere Orte kamen wir zuweilen, und an einem derselben sahen wir die Eingeborenen der vornehmeren Klasse in ihren Festkleidern schaarenweise hervorkommen, um den Oberbefehlshaber zu begrüßen; Alle schrieen und deklamirten mit lauter Stimme eine Anrede oder Lobrede auf den alten Kriegshelden, wer weiß, ob nicht auf die ganze Gesellschaft, und wir zogen sehr stolz vorüber.

Nun kam ein ungünstiger Tag, an dem wir den Ganges passirten, um im tiefen Sumpf zu jagen; es war ein öder Ort, von dem unser Padre Sahib, wie die Eingeborenen den Geistlichen nannten, meinte, *hier* könnte einen Menschen der Spleen ankommen, sich aufzuhängen, vorausgesetzt, es gäbe Bäume da; aber die fehlten, und Wild leider auch.

Der 14. war ein Sonntag, und wir rasteten nicht nur, sondern vernachlässigten auch nach gewissenhafter englischer Sitte die Pflicht nicht, im großen Zelt einen kurzen Gottesdienst zu halten.

Der 15. Februar war mein Geburtstag; ich vermaß mich, den Jagdgenossen auf diesen Tag einen Tiger zu prophezeien, und bald darauf langten die Späher, welche wir regelmäßig auszusenden pflegten, mit wichtigen Nachrichten an. Die Landstriche, welche wir von unserem Lager am Ganges zu durchziehen gedachten, waren durch einen Jagdzug auf wilde Elephanten (von denen auch wir wenigstens die Spuren getroffen) beunruhigt und versprachen keine Ausbeute; sonach wurde beschlossen, das La-

ger stehen zu lassen und die nächste Umgebung, wo sich mehrere Tiger gezeigt hatten, zu durchsuchen. Entlang dem Flusse von unserem Lager abwärts erstreckte sich ein weiter Sumpf, ein rechtes Versteck für Tiger, und unsere vierzig Elephanten durchzogen das Gestrüpp in bester Ordnung, wir Jäger in der Reihe, und Jeder das Gewehr in der Hand, mit höchster Spannung auf eine Bewegung im Grase lauernd. Manches Wildschwein oder Reh sprang auf, ohne daß wir es eines Schusses gewürdigt hätten, und bald stießen wir auf ein sicheres Anzeichen, daß ein Tiger nahe sei: ein frisch getödtetes Rind, halb verzehrt und daneben das Lager eines großen Thieres in dem niedergetretenen Grase. Das Terrain war höchst günstig, da wir rechts und links zwei tiefe Wasser hatten, und unsere Reihe umfaßte die ganze Ausdehnung des dazwischen liegenden Dickichts. Dreimal jedoch zogen wir hindurch ohne Erfolg, und wollten schon ablassen, als der erfahrene Mr. Harvey noch auf einen weitern Durchgang bestand; er sei gewiß, sagte er, daß der Tiger die halbverzehrte Beute nicht verlassen habe, sondern in irgend einem ruhigen Eckchen des Sumpfes seinen Mittagsschlaf halte, nach welchem er auf die Vollendung seines Mahles rechne. Einige Schützen wurden somit an die Flanken beordert, wir übrigen fünf hielten uns in der Mitte und bald verkündigte der Tumult in der Linie, daß der Tiger gefunden sei. Das Geschrei der Leute, die Befehle der Schützen, das Trompeten der Elephanten, deren einige durch diesen Ton ihre Furcht zu erkennen gaben, und das Rückwärtsgehen der Packthiere, welche uns Platz machen mußten, bilden bei solchem Anlaß eine augenblickliche Verwirrung, die zu der ungeheuern Aufregung aller Betheiligten wohl paßt; wir Schützen rückten vor und unsere Seite, Mr. Davidson, Major Bates und ich, hatten den ersten Angriff, während Lord Gough und Mr. Harvey, durch eine tiefsumpfige Stelle von uns getrennt, vor der Hand Zuschauer blieben. Mr. Davidson schoß zuerst, und der verwundete Tiger stürzte sich sofort brüllend auf ihn zu, aber er traf eine solche üble Begegnung, daß er es nicht wagte, an dem Elephanten hinaufzuspringen, sondern seine Wuth in nutzlosem Vorspringen und Zurückweichen vor den Schüssen erschöpfte; ein neuer Schuß von Major Bates, der dicht neben mir hielt, brachte den Angriff auf uns; ich hatte den vollen Anblick des königlichen Thieres, wie es in ein paar mächtigen Sätzen

erst auf meinen Nachbar, dann, als dieser sich verschossen hatte und zurückweichen mußte, auf mich losstürmte, brüllend und Kopf und Vordertatzen hoch emporgeworfen. Da traf ihn mein Schuß mitten im Sprunge, als er nur etwa 12 bis 15 Schritte von mir war; mein braver Elephant stand wundervoll wie eine Mauer und gestattete ein sicheres Zielen. Ich brauchte nicht zu zweifeln, ihn schwer verwundet zu haben, denn sobald der Pulverdampf sich verzog, sah ich ihn ins Schilf zurückweichen, und für etwa eine halbe Minute war Alles ruhig. Der Angriff auf uns war das Werk weniger Augenblicke gewesen; nun hatten ihn alsbald die zwei Schützen auf der rechten Seite erspäht, ein Schuß von Harvey reizte ihn zu letzter verzweifelter Gegenwehr, aber dem wohlunterhaltenen Feuer der beiden Herren, von denen jeder mehrere doppelläufige Gewehre hatte, erlag er bald, und als wir, den Sumpf mit Vorsicht passirend, zur Stelle kamen, lag das Unthier röchelnd und wehrlos am Boden. Da war Freude und Jubiliren an allen Enden, Alles drängte sich um die Scene des Falles, und Lord Gough wie der Jüngste war alsbald neben dem Tiger auf der Erde, um mit ebenso viel Muth als Unvorsichtigkeit die Beute zu mustern; wir waren sehr erschrocken, denn mehr als ein voreiliger Jäger hat durch die letzten Zuckungen in den mächtigen Tatzen des erlegten Thieres eine tödtliche Verletzung empfangen, und Harvey jagte ihm schnell noch eine wohlgezielte Kugel durch den Kopf. Nun wurde er vollends abgethan und mit Mühe auf einen der Packelephanten geladen, die uns abermals mit ihrer Furcht und ihrem Widerwillen, den Tiger auf ihren Rücken zu nehmen, unterhielten. Es war ein junges, aber ausgewachsenes Thier, 3 Zoll kürzer, als unsere erste Beute, und Alle kamen überein, daß er sich tapfer gewehrt und ein so schönes Schauspiel gezeigt hatte, als eine Tigerjagd nur bringen kann. Die Aufregung, in welche die ganze Gesellschaft durch die Schönheit und Lebhaftigkeit des Kampfes gerathen war, ist unbeschreiblich: ein froheres Frühstück war wohl nie auf einer Jagdpartie vorgekommen, als das unsrige in der Mitte des wüsten Sumpfes, und unsere Stimmung den ganzen Tag über war abenteuerlich erhöht, wir waren fast Alle in leiblichem Rausche. Was mich anlangte, so war ein solches Geburtstagsgeschenk des gütigen Schicksals ohnehin geeignet, meinen Gleichmuth vollständig umzustoßen, und in meinem Jubel sagte ich

mir, daß nun den schönen Erlebnissen meiner Reise die Krone aufgesetzt sei; konnte ich mich auch nicht rühmen, allein einen Tiger erlegt zu haben, so war ich doch in die volle Hitze des Kampfes gerathen und verdankte es mir selbst und meinem glücklichen Schusse, daß der auf mich gerichtete Angriff des Tigers erfolglos blieb. Ich gestehe, daß ich in jenem Moment von der ganzen Welt nichts sah, als das Korn meines Gewehres und die Brust des Tigers; aber eben durch diese äußerste Spannung hatte ich das Gefühl, daß es unmöglich war, fehlzuschießen.

Die Tigerjagd ist in den Augen des indischen Jägers kein gefahrvolles Unternehmen, wiewohl sie ihn allerdings in den Bereich von mancherlei Zufälligkeiten bringt, die schlimm enden können. Der Tiger greift äußerst selten den Elephanten an, ehe er verwundet ist, und läßt, wie wir gerade an dem Tage sahen, den Jagdzug ungestört vorübergehen. Der erste Schuß ist die Sache, auf die es ankommt; ist der Tiger getroffen, so ist sein Schicksal meist entschieden, denn er dreht dann fast immer um und greift die Jäger an; meist sind Schützen und Gewehre genug vorhanden, ihn zurückzutreiben, und der Elephant selbst weiß seinen schwachen Punkt, den Rüssel, wohl zu vertheidigen, indem er ihn zusammenrollt oder hoch emporhält; gelingt indeß dem Tiger der Sprung, so ist die Lage des Jägers kritisch genug; nur selten steht ein Elephant so fest, wie Harvey's unvergleichliches Thier unter dem furchtbaren Angriffe; eben so oft wird er durch die Schwere des Tigers und den Schmerz niedergezogen, oft und fast immer sucht er mit Schütteln, Niederknieen oder Wälzen den Feind loszuwerden, und dann ist ein sicherer Schuß mehr als zweifelhaft, selbst wenn der Schütze im Stande sein sollte, sich in der Howdah zu erhalten; stürzt er heraus, so läßt der Tiger aller Wahrscheinlichkeit nach den Elephanten fahren und wirft sich auf den Jäger. In solchen Fällen ist es Gebrauch und Pflicht, auf den Tiger zu feuern, selbst auf die Gefahr hin, den Menschen zu treffen; so lange aber der Tiger am Elephanten hängt, wagt Keiner einen Schuß, und der Angegriffene befindet sich in einer um so unerfreulicheren Lage, als er selbst nichts thun kann, als sich so fest als möglich anklammern. Stetiger und passiver Muth ist die Haupteigenschaft des Jagdelephanten, und darum zieht man die weiblichen Thiere vor; ein allzu tapferer Elephant geht auf den Feind los, sucht auf ihn zu knieen oder

ihn mit den Stoßzähnen (die nur den Männchen und nur wenigen unter diesen eigen sind) aufzuspießen und wirft so den Schützen ohne weiteres dem Tiger in den Rachen. Noch schlimmer aber und eine unrühmliche Gefahr ist es, wenn der Elephant Reißaus nimmt und auf der wilden Flucht die Howdah zwischen Aesten und Gebüsch zerschlagen wird; dann ist oft die einzige Rettung, in Absalons Weise sich an einen Ast festzuklammern und auf gut Glück den Elephanten unter sich wegrennen zu lassen. Von größter Wichtigkeit ist es überhaupt, daß der Mahout, der so viel über das ihm anvertraute Thier vermag, die Geistesgegenwart behält, und der erstaunliche blind fatalistische Muth dieser Leute gewährt alle Zuversicht; wenige Europäer würden es unternehmen, seinen völlig unbeschützten Sitz auf einer Tigerjagd einzunehmen; dafür muß aber auch der Mahout auf den Jäger hinter ihm zählen dürfen, und die Leute wissen darin zu unterscheiden. In der heißen Jahreszeit trifft man oft auf wilde Bienennester im Gebüsch, die sich mit Wuth auf die vorüberziehenden Friedensstörer werfen; dann erfolgt wilde Flucht, und der Jäger begegnet lieber dem Tiger als dem unscheinbaren, stechenden Feinde. Endlich geschieht oft Unglück durch unvorsichtige Annäherung an den erlegten Tiger, da man geneigt ist, zur Erhaltung des Felles (welches, beiläufig gesagt, nicht viel werth, außer als Trophäe, ist) seine Schüsse zu sparen; in demselben Sumpfe, in dem Lord Gough sich in dieser Weise aussetzte, wurde das Jahr vorher ein Eingeborner so getödtet.

III.

Ein Regierungselephant auf Ceylon.

Ich hatte, erzählt ein englischer Pflanzer, dem Andrängen meines Freundes, eines gewaltigen Jägers, nachgegeben und war mit ihm in einen der noch unerforschten Bezirke im Innern der Insel gezogen, um Elephan-

ten zu jagen, eine Zerstreuung, die er mir als ungemein ergötzlich und völlig gefahrlos schilderte. Vergebens bot meine Frau alle ihre Beredtsamkeit auf, um mich von diesem Vorhaben abzubringen; sie stellte mir Rheumatismen und Gefahren aller Art in Aussicht: ich verharrte jedoch nichts desto weniger auf dem einmal gefaßten Vorsatz und begann Vorbereitungen im großartigen Style zu treffen. Ich goß Kugeln und verbrannte mir dabei die Finger; ich malte einen Elephanten auf den Boden eines großen, leeren Fasses und schoß so lange auf denselben, daß ich bereits das Spundloch, welches das Auge des Ungeheuers vorstellen sollte, nie verfehlte; ich wachte in eigener Person darüber, daß es an Mundvorrath für vierzehn Tage ja nicht fehle, und schickte endlich die Reitpferde voraus, da wir uns, so weit es anging, eines von Ochsen gezogenen Karrens bedienen wollten.

Unter so wichtigen Mühewaltungen war nun der Tag der Abreise herangekommen. Mein Plantagenaufseher hatte die nöthigen Weisungen erhalten; treuen Indianern war die Bewachung des Hauses anvertraut worden; eine alte Verwandte hatte sich eigens von Candy herbemüht, um meiner Frau Gesellschaft zu leisten, und in voller Gemüths- und Gewissensruhe bestieg ich daher das zweirädrige, vorsündfluthliche Fahrzeug, das mit Körben, spitzeckigen und scharfkantigen Zinnbüchsen, Wolldecken, verschiedenen Packeten u. s. w. gefüllt war. Der Karren setzte sich in Bewegung, die Ochsen schlugen einen Schritt ein, dessen Rhythmus ihnen allein bekannt sein mag; das eine Rad gerieth auf einen hohen Stein, das andere in einen Maulwurfshaufen und die Folge hiervon war, daß in dem Augenblicke, in welchem ich meinen Strohhut schwang, um meiner Frau und den mir nachschauenden Kindern noch ein Lebewohl zuzuwinken, ein riesiger Korb und zwei Zinnbüchsen auf mich stürzten, das kleine Vorhängeschloß eines Korbes mir ins Ohr gerieth und die scharfen Ecken und Kanten der Büchsen mir die Rippen verletzten und die Kleider zerrissen.

Ein abermaliger Stoß, und mein Hut wurde mir über die Nase gedrückt, während meine Arme durch das stürzende Gepäck fest an den Leib gepreßt wurden. Vergebens rief ich den Ochsentreiber um Beistand an; er war so sehr in die Beschäftigung mit seinen Ochsen vertieft, daß er, statt mir zu antworten, sie nur fortwährend bei ihren Namen „Muck und

Peter" rief, während ich mich fruchtlos abmühte, des auf mir lastenden Gepäckes los und ledig zu werden.

Ich hatte ein gut Stück Weges bis zur Wohnung Richard's zurückzulegen; die Nacht begann hereinzubrechen und ich war noch ziemlich weit von derselben entfernt. Ganz poetisch hätte ich mich in die Bewunderung eines herrlichen Sonnenuntergangs versenken können, wenn meine Aufmerksamkeit nicht durch zwei sehr verdächtig aussehende Individuen in Anspruch genommen worden wäre, die lange Bärte und übermäßig breitkrämpige Hüte trugen, dem Wagen nachfolgten und sich eifrigst zu berathen schienen. Unglücklicher Weise waren meine Waffen so sorgsam verpackt, daß ich, um zu denselben zu gelangen, die Hälfte meines Gepäckes hätte abladen müssen; kein anderes Vertheidigungsmittel stand mir zu Gebote, als ein kleines Federmesser mit stumpfer Klinge, das sich nur mit großer Mühe öffnen ließ. In Ermangelung eines Bessern öffnete ich es jedoch, welche Operation ich mit so vieler Uebereilung vollzog, daß ich mir die Finger zerschnitt und bald die rostige Klinge abgebrochen hätte.

Dabei kamen die Verdächtigen immer näher, wurde die Nacht immer dunkler. Gern hätte ich in diesem Augenblicke die eine Hälfte meines Vermögens für eine tüchtige Hacke und die andere dafür gegeben, in Sicherheit im Hause meines Freundes Richard zu sein. Vor der Abreise von Hause hatte ich Muth in mir gefühlt, mit einer ganzen Heerde wilder Elephanten anzubinden; in diesem Augenblicke aber war jedoch die kriegerische Gluth ganz erloschen. Vergebens suchte ich sie durch die Erinnerung an alle Helden der Vor- und Jetztzeit wieder anzufachen; diese Bemühungen hatten keinen Erfolg, denn mir fiel jederzeit bei, daß alle diese Tapfern stets mit Rüstungen, mit Schuß- und Hiebwaffen wohl versehen waren, während mir, dem armen Pflanzer Sampson Brown, nichts als ein armseliges, rostiges Federmesser zu Gebote stand. Die zwei Elenden kamen immer näher und ich begann zu wünschen, daß Richard eher auf dem Grunde des Oceans hätte sein sollen, bevor er mich zu dieser unseligen Unternehmung verführen konnte; gleichzeitig verursachte es mir eine schmerzliche Empfindung, daß nicht sämmtliche Elephanten Ceylons im vergangenen Frühling nach Neu-Seeland ausgewandert seien.

Endlich schimmerten mir die Lichter aus Richard's Kiosk entgegen,

und nun gaben sich auch die zwei Verdächtigen als Diener meines Freundes zu erkennen, der sie mir entgegen geschickt hatte, um bei der Auffahrt des Karrens auf die steile Höhe vor seiner Wohnung behülflich zu sein.

In aller Eile wurde das leichte Gepäck Richard's auf den Wagen geworfen, und die Reise im Mondschein bis zum ersten Relais fortgesetzt, wo wir um drei Uhr Morgens ankamen. Richard schnarchte die ganze Nacht wie ein Murmelthier; mich ließ die Erinnerung an die ausgestandene Angst, die Furcht vor abermaligen unangenehmen Begegnungen und überdies noch die Neuheit der Landschaft kein Auge schließen. Die nächsten 24 Stunden wurden mit Rauchen, Trinken und dem Anhören der Mittheilung unzähliger Jagdabenteuer zugebracht, deren Held Richard gewesen. Er hatte wahre Wunderthaten mit seiner Flinte bewirkt, und mich befrembete nur, daß in Folge dieser unerhörten Leistungen nicht die ganze Raçe der Büffel und Elephanten längst vertilgt worden war.

Am dritten Tage vermochten wir mit dem Karren nicht weiter zu kommen; nun sollten die Pferde bestiegen und die Indianer mit unserm Gepäcke belastet werden; die vorausgeschickten Stallknechte hatten jedoch die Pferde sehr schlecht verpflegt; die Thiere waren halb verhungert, die indianischen Träger bis zur Sinnlosigkeit trunken; mit einem Worte, es war völlig unmöglich, die Reise ohne vorhergehende 24stündige Ruhe fortzusetzen, nach welcher ich mich im Grunde des Herzens so sehr sehnte, daß ich über die Nachlässigkeit und Trunkenheit der Diener nicht ernstlich zu zürnen vermochte.

Es kostete am nächstfolgenden Tage unsägliche Mühe, unsere Leute auf die Beine zu bringen und zum Tragen des Gepäckes zu bewegen. Der Eine behauptete, daß meine doppelläufige Flinte eine vollkommen zureichende Last für einen Mann sei und er nichts Sonstiges übernehmen könne; ein Zweiter bewunderte sein Spiegelbild in meiner zinnernen Toilettenbüchse, und wollte sich um keinen Preis in seiner Extase stören lassen. Richard verstand es jedoch trefflich, die Faullenzer zurecht zu bringen. Er hing ihnen die Packete und Körbe mit Stricken um den Hals und munterte sie dann freundlich mit seiner gewichtigen Jagdpeitsche auf, rüstigen Schrittes vor uns herzuziehen.

Unterwegs machte er mir den Vorschlag, von der Straße abzubiegen,

um unser Nachtquartier bei einem seiner alten, in der Nähe wohnenden Freunde zu nehmen. Wir ließen demnach unsere Begleiter vorausgehen. Die Aussicht auf eine neue Bekanntschaft und ein gutes Nachtquartier versetzte mich in die behaglichste Stimmung. Wie groß war aber unser Entsetzen, als wir, am Ziele unseres Abstechers angelangt, das Haus leer und verlassen fanden; der Hausherr war nach Candy gegangen und hatte Küche und Keller vor seiner Abreise vollkommen ausgeleert. Ein schläfriger alter Indianer hütete das Haus; er bot uns einen Theil seines Reisvorrathes an. Reis in Wasser gekocht! Traurige Mahlzeit für zwei halbverhungerte Europäer!

Bei meinem Herumstöbern in den verlassenen Räumen des Hauses hatte ich im Hofe auf einer hohen Stange etwas bemerkt, das mir zuerst wie eine Vogelscheuche vorgekommen, in Wirklichkeit aber ein lebender Vogel, ein halb gezähmtes, halb wildes Perlhuhn war, das bei unserer Annäherung sich auf einen häßlichen, stachligen Baum flüchtete, wohin zu folgen sehr unangenehm gewesen wäre. Auf dessen Höhe richtete es sich ganz behaglich ein und fing an mit den Flügeln zu schlagen, gleichsam als wollte es sich darüber lustig machen, daß wir unsere Flinten in den Händen unserer Diener zurückgelassen hatten. Im nämlichen Augenblick hörten wir das Quiken eines allerliebsten, ganz appetitlich aussehenden Schweinchens, das übrigens so wenig als das Perlhuhn Lust zur nähern Bekanntschaft mit uns zu haben schien; sondern grunzend und mit dem Schweiflein wedelnd sich schleunigst aus dem Staube machte. Wir jagten ihm nach, erhitzten uns ganz übermäßig, kamen aber doch nicht zum Zwecke und kehrten wieder zur Betrachtung des Perlhuhns zurück, das den Kopf unter den Flügel gesteckt hatte und sich offenbar in den behaglichsten Träumen wiegte. Richard, den ein wüthender Hunger ganz furchtlos gegen die Stacheln des Baumes und die zahllosen rothen Ameisen, von denen es auf demselben wimmelte, gemacht hatte, ergriff einen Stock und stieg zuerst auf meine Schultern, dann auf einen Ast, um das in seiner Passivität uns höhnende Thier möglichst geräuschlos zu erreichen. Man urtheile über meinen Grimm, als ich in demselben Augenblick abermals das Schweinchen gewahrte, wie es mit offenbarer Ironie sein Rüsselchen aus dem Dickicht, in welches es sich geflüchtet hatte, hervorsteckte. Ich machte

einen rasenden Sprung, ohne jedoch etwas anderes als eine Unzahl von Dornen in meine Hände zu bekommen.

Richard war einstweilen glücklicher gewesen und hatte das Huhn mit einem derben Stockstreiche aus dem Zeitlichen in das Ewige versetzt. Kaum hatte jedoch der ersehnte Braten den Boden berührt, als auch das Unglücksschwein, mit Pfeilschnelle herbeistürzend, dasselbe erfaßte und zu seinem Privatgebrauch in's Dickicht entführte. Trotz des Knurrens unserer hohlen Magen konnten wir uns des Lachens nicht enthalten; das Komische des Abenteuers machte selbst den trocknen Reis genießbar.

Die Härte eines, aus alten Säcken bestehenden Lagers und der kaum zur Hälfte gestillte Hunger weckten uns am frühen Morgen. Mit großer Eile jagten wir unsern vorausgeschickten Vorräthen nach, die wir zärtlich begrüßten und fortan nicht mehr aus den Augen ließen.

Wir kamen durch mehrere indianische Dörfer, durchwateten oder durchschwammen mehrere Flüsse und feuerten auf Papageien, Affen und Eichhörnchen. Ein Indianerdorf auf Ceylon besteht gewöhnlich aus vier bis fünf Hütten; aus der des Häuptlings, dessen Würde sich sehr gut mit dem Verkaufe alkoholischer Getränke vereinbart, und aus einigen anderen Baraken, in denen es von Weibern und Kindern wimmelt, die sich durchgängig eifrigst mit Essen, Rauchen, Betelkauen und Rumtrinken beschäftigen. Den Weibern liegt überdies noch ob, grobe Matten zu flechten, Reis zu stampfen und die Kinder zu prügeln, wenn diese nicht geschickt genug die großen Wasserkrüge auf den kleinen Köpfen tragen oder die Hunde am Stehlen des gekochten Reises hindern.

Am folgenden Tage gelangten wir zu einem Flusse, dessen klares Wasser uns in der Glühhitze unwiderstehlich zum Bade lockte; wir legten unsere Kleider in ein Gebüsch und sprangen in die kühlen Fluthen, aus denen jedoch Richard schon nach wenigen Augenblicken mit dem Ruf „ein Krokodil habe nach ihm geschnappt" herausstürzte. Eiligst sprang ich ihm nach; wir erfaßten Jeder einen Knittel und schlichen leise eine Viertelstunde lang am Ufer fort, um den häßlichen Feind zu erspähen. Unser Suchen war jedoch vergeblich und unsere Kleider, als wir zu denselben zurückkehren wollten, bis auf die Strümpfe und das Hemd Richards, so wie bis auf meinen Hut und mein Schnupftuch, gänzlich verschwunden. Da keine

Spur menschlicher Fußtritte ringsum ersichtlich waren, so konnten wir nur Affen oder Krokodile des Diebstahls beschuldigen. Als wir wieder zu Pferde stiegen, waren wir im eigentlichen Sinne des Wortes Ritter von der traurigsten Gestalt, Richard im Hemde mit um den Kopf gewickelten Strümpfen, ich mit breitkrämpigen Hute und statt aller Bekleidung ein Schnupftuch um den Leib gebunden. Unsere Indianer wollten vor Lachen fast bersten, als sie uns in diesem Anzuge erblickten und auch wir vermochten nicht, einen nur einigermaßen majestätischen Zorn zu entwickeln. Nichts desto weniger dauerte es eine Weile, ehe wir uns von den Folgen dieser Expedition erholten; die Sonnengluth hatte uns dermaßen verbrannt, daß die Haut sich in Blasen erhob und wir uns krebsartig von Kopf bis zu den Füßen häuteten.

Wir ruhten nun einige Tage, ehe wir den eigentlichen Schauplatz unserer Thaten, von dem wir nicht weit mehr entfernt waren, betraten; rascher schlugen unsere Pulse bei dem Gedanken an den bevorstehenden Feldzug gegen die wilden Elephanten Ceylons. Endlich ritten wir eines schönen Morgens, die schweren Karabiner auf der Schulter, in ein dichtes Gehölz ein. Wir seufzten laut nach Abenteuern; bald begegnete uns eines, das wir viel lieber nicht bestanden hätten.

Richard pfiff eben nach seiner Gewohnheit eine uralte Melodie zwischen den Zähnen, als er mit einer plötzlichen Bewegung sein Pferd anhielt. Unwillkührlich that ich ein Gleiches und verschüttete dabei die Hälfte meines Pulvers.

— Ein Elephant, bei allen Teufeln, ein riesiger Elephant! Jetzt, Sampson, heißt es tüchtig zielen! —

— Daran werde ich es nicht fehlen lassen; was geschieht aber, wenn wir ihn dennoch verfehlen?

— Das wäre ein großes Unglück, denn wir würden sammt den Flinten zu Brei zerstampft werden. Sind Sie schußfertig?

— Ja, antwortete ich, mit nicht ganz sicherer Stimme, indem ich gleichzeitig nach einem Baume spähte, den ich zu einem allfälligen Rückzuge zu benutzen dachte.

Wir stiegen von den Pferden, banden dieselben an nahestehende Bäume, gingen einige Schritte vorwärts und hatten bald nur zu sehr die Ueber-

zeugung gewonnen, daß ein Elephant in der ganzen Majestät seiner monstruösen Natur uns gegenüberstand und uns herausfordernd mit seiner runzligen, finstern Physiognomie anblickte. Ich stieß meinem Freund mit dem Ellenbogen an und flüsterte ihm zu:

Gehen wir lieber fort!

Er hörte nicht auf meine Worte; hieß mich auf ein gegebenes Zeichen schießen, und ermahnte, ja nicht zu fehlen, da bei diesem Spiele entweder der Jäger oder das Wildpret auf dem Platze bleiben müßte. Er feuerte, mit verzweifelter Energie drückte ich ebenfalls ab, hörte ein Gebrülle, als wenn zehntausend Schakale sich gleichzeitig vernehmen lassen wollten, warf in der Begeisterung des Moments meinem Feinde die Flinte an den Kopf und sprang einem Baume zu. Wahrscheinlich hatte ich die Absicht, denselben zu entwurzeln und den Elephanten damit zu Boden zu schlagen; wenigstens hielt ich den Stamm noch eng und krampfhaft umschlungen, als Richard mich aus meiner zweideutigen und einigermaßen kompromittirenden Situation mit den Worten riß:

— Bravo! der rührt sich nicht mehr!

Diese harmonisch klingenden Worte ließen mich den gegen die Existenz des Baumes gefaßten Plan aufgeben. Triumphirend sah ich den furchtbaren Gegenstand unseres Jagdeifers todt zu Boden gestreckt liegen.

— Hollah, was soll das bedeuten, rief ich aus, nachdem ich ihn näher untersucht hatte; der Elephant muß Mitglied eines Ritterordens gewesen sein! Er trägt Ring, Kette und Collier!

Ein Haufe Indianer war mittlerweile hinzugekommen, die hämisch grinsend erst einander, dann uns und unsere kolossale Jagdbeute anblickten.

— In die Hölle mit dem Elephanten, den Indianern und uns selbst, schrie Richard, wir dachten einen wilden Elephanten zu tödten und haben einen Regierungselephanten, ein gezähmtes Lastthier, ein Wildpret aus dem Stalle erschossen.

Wir mußten die Jagdlust mit 5000 Fr. büßen und hatten demnach nichts Eiligeres zu thun, als schleunigen Schrittes zu unsern Wohnsitzen zurückzukehren, die wir auch, Dank der sorgfältigen Ueberwachung der mitgenommenen Lebensmittel ohne weitere Gefährdung erreichten. Ich habe die Elephantenjagd für meine übrige Lebenszeit feierlichst verschworen!

IV.

Ein Religionsfest in Bengalen.

Das Dorf, in dessen Nähe die Pujah *) gefeiert wurde, welcher ich beiwohnte, war nicht sehr weit von einer der vornehmsten Städte Bengalens entfernt, einer Stadt, die vielleicht eine halbe Million Einwohner zählt und ringsum von einer Menge stark bevölkerter Dorfschaften umgeben ist. Daher wird man sich leicht vorstellen können, welche Menschenmassen sich von allen Seiten nach jenem Orte hindrängten, um bei dem Fest einer Gottheit gegenwärtig zu sein, welche Alle verehrten; denn in dieser Gegend ist der Bramaismus der vorherrschende Glaube.

Es war Mittag, als ich in meinem Palankin auf dem zur Feierlichkeit bestimmten Platze anlangte, und da ich mit dem englischen Einnehmer von Nandapur befreundet war, so erhielt ich Zutritt zu dem Kreise der bevorzugtesten Leute und faßte Posto unter dem erquickenden Schatten eines weitästigen Jambusenbaums. Ich hatte Zeit und Gelegenheit, die Oertlichkeit und das Volk rings umher zu betrachten, denn die heiligen Gebräuche hatten noch nicht begonnen. Der Platz, auf dem wir uns befanden, lag inmitten eines weiten, hie und da bewaldeten Thales, und bot eine malerische Aussicht auf einen ziemlich breiten Fluß dar, welcher nach Nandapur zu strömte und jetzt mit zahllosen Booten voll Menschen bedeckt war, die alle zum Feste eilten. Auf dem diesseitigen Ufer standen mehrere von Bambus und Blättern rasch aufgeschlagene Buden, in denen Anstalten zu den verschiedenartigsten Belustigungen getroffen wurden, welche letztere in einigen derselben bereits ihren Anfang genommen hatten. Die weiten Eingänge, Wände und Dächer waren mit Blumen und Laubgewinden geschmückt, während hoch am Giebel bunte Flaggen und Wimpel schlaff und regungslos in der tropischen Mittagssonnenhitze dahingen und sich vergebens nach einem frischen Lüftchen sehnten. Von den heißen

*) Pujah (sprich Pudscha) bedeutet im Sanskrit: „Verehrung.“

Gipfeln einiger der größten Bäume — und die Bäume sind hier groß — ragten lange Stangen mit andern vielfarbigen Flaggen und Fahnen zum Himmel empor. In kühlen, schattigen Winkeln, wo dichte Dschungelngebüsche wuchsen, zu andern Zeiten der Aufenthaltsort der wildesten, blutdürstigsten Tiger oder noch schlimmerer Wesen, der Thugs, saßen kleine Gruppen angesehener Hindufamilien in schweigender Erwartung. Der stolze Zemindar*) des Distriktes, der unerbittlich strenge Tulukdhar, der Schrecken des Ryots, und der quälende Putindhar waren alle dort in morgenländischem Feudalpomp zu schauen.

So weit der Blick reichte, wogten und wallten Menschen durch das grüne Thal. Tausende und aber Tausende strömten von allen Punkten herbei und drängten sich nach dem Orte hin, wo die bunten, lustig flatternden Fahnen und rasselnden Trommeln den Anfang der Pujah verkündeten. Das unaufhörliche Gesumme der ungeheuren Menge glich dem Rauschen der Meereswellen, die in weiter Ferne gegen eine felsige Küste schlagen. Schmerz, Freude, Klagen, Jubel, Gebete und Gesänge, welche sich mit den Ausbrüchen des Wahnsinns oder dem Geschrei der Frömmler zu einem seltsamen gewaltigen Mißklang vereinten; die Hitze und das blendende Sonnenlicht, die vielen neuen und auffallenden Trachten, das Meer von dunkeln Gesichtern und hellfunkelnden Augen, welches rings um das mannigfaltige prachtvolle Laubwerk wogte und einen eigenthümlichen Gegensatz zu der Armuth und Lieblichkeit ferner Hügel und Wälder bildete — alles dies vereinigte sich zu einem Riesenbilde, das ich nimmer zu vergessen, aber ebenso wenig zu beschreiben vermag.

Meine Aufmerksamkeit ward indessen bald auf einige Zurüstungen gelenkt, welche man in meiner Nähe machte. Ich hatte vorhin mehrere ungeheure Pfähle auf einer Anhöhe bemerkt, von welchen verschiedene eigenthümliche Instrumente an Seilen herabhingen, deren Gebrauch ich nur von Hörensagen kannte; dort entfaltete man jetzt eine geräuschvolle Thätigkeit. Mehrere Fest- und Polizeidiener trieben die Menge zurück,

*) Zemindar heißt der Steuerpächter einer Provinz, welcher der Regierung direkt für die zu erhebenden Steuern verantwortlich ist. Unter ihm stehen die Tulukdhars, Putindhars, Mostagars u. s. w., welche die armen Ryots (Bauern) auf alle erdenkliche Weise aussaugen.

um einen freien Platz rings um einen der höchsten Pfähle herzustellen; dies war eine sehr schwierige Arbeit, denn die Menschenmasse war dicht zusammengekeilt und befand sich in einem ziemlich aufgeregten Zustande. Trotzdem gelang es ihnen endlich, und da ich den Raum zwischen den Ort, wo das Schauspiel aufgeführt werden sollte, und meinen Standpunkt von Neugierigen gesäubert sah, so begab ich mich in die unmittelbare Nähe des Pfahles. Diesen umschloß ein Kreis von Fakir's oder Asceten, einer Art von Einsiedlern, welche hoffen und fest glauben, daß, wenn sie ihre Glieder in die verschiedensten, kaum denkbaren und möglichen Stellungen hineinzwängen, sie sich die Gewogenheit irgend einer unaussprechlichen Gottheit sichern und damit einen allezeit fertigen und zuverlässigen Paß zu irgend einem zukünftigen Zustande, von dem sie nicht den entferntesten Begriff haben — was ihre Frömmigkeit um so preiswürdiger macht.

Unter andern sah ich dort ein unglückliches Wesen, dessen langes, verfilztes, schmutzig rothes Haar auf die Schultern herabhing und dessen einer verdorrter Arm regungslos über seinen Kopf hinausragte; derselbe war vor Zeiten in diese unnatürliche Stellung hineingezwängt worden; was dazumal eine Handlung des freien Willens gewesen, war jetzt ein Ding der Nothwendigkeit: der Arm wollte nicht mehr in seine ursprüngliche Stellung zurückkehren, sondern starrte in fleischloser, scheußlicher Dürre zum Himmel empor. Ein anderer dunkeläugiger und dunkelhaariger Ascet hatte seine Hände seit Jahren so fest in einander gepreßt, daß die langen, krallenartigen Nägel durch die Flächen derselben gewachsen waren und auf der Rückseite zum Vorschein kamen. Noch andere sah ich, welche ein dickes Seil im wahren Sinne des Wortes durch ihr Fleisch gefädelt hatten, das ihren Körper in vielfachen blutigen Windungen umschlang; auch waren mehrere junge Frauenspersonen da, deren Nacken und Schultern eine Menge tief ins Fleisch gebohrter scharfer kurzer Nadeln zur Schau tragen. Ein Mann, und zwar ein noch sehr junger Mann, hatte sich eine Art von Wurfspieß gerade durch den fleischigen Theil seines Fußes getrieben, so daß der dicke hölzerne Griff dem Boden zugekehrt war, und schien im Gehen durchaus keine Unbequemlichkeit davon zu spüren. So gab es noch unzählige andere, welche sich alle selbst verstümmelt, gefoltert, gespießt und

wie Geflügel, was zum Braten auf's Feuer gebracht werden soll, aufgezäumt hatten.

Der Gegenstand aber, auf welchen sich alle Blicke richteten, war ein junges, hübsches Weib, fast noch ein Kind in Haltung und Geberde, welches so traurig und doch so ruhig und beinahe glücklich auf dem Boden saß, daß ich mich nicht überreden konnte, man wolle ein so junges und schönes Wesen auf eine so barbarische Weise martern. Und dennoch war es so. Ihr Gatte hatte nämlich vor mehreren Monaten eine gefährliche Reise nach einem entfernten Lande angetreten, und als er über die Zeit ausblieb und sich Gerüchte über seinen Tod verbreiteten, gelobte sie, die angstvolle Gattin, dem Schiwa, dem Beschützer des Lebens, sich bei seinem nächsten Feste einer Selbstpeinigung zu unterziehen, wenn ihr Mann unversehrt heimkehre; dieser war zurückgekommen, und das aufrichtige, treue Geschöpf war nun im Begriff, sich Martern zu überliefern, vor welchen die Stärksten und Muthigsten unseres Geschlechtes und Stammes zurückgebebt sein würden. Sie schaute ihr kleines Kind zärtlich an, welches in den Armen einer alten Amme süß schlummerte und nichts von dem Opfer der Mutter wußte, wandte dann den Blick auf ihren Gatten, welcher in wilder Aufregung neben ihr stand, und gab das Zeichen, daß sie bereit sei; der Letztere, ein starkknochiger, dicker Mann, stürzte wie ein Tiger auf diejenigen unter der Menge los, welche sich zu nahe an die zu Marternde herandrängten, und spielte mit dem Stock, den er in der Hand hielt, dermaßen auf den bloßen und beturbanten Köpfen und den schwärzlichen Schultern, daß dem kräftigen Hackbrettschläger mancher grimmige Fluch zugeschleudert wurde. Die Amme mit dem Kinde begab sich jetzt hinweg und mischte sich unter die Menge der Zuschauer.

Gleich darauf eilten mehrere Männer und Frauen herbei, um die von dem Pfahl herabhängenden, schrecklich aussehenden Haken in Ordnung zu bringen und ihrer Bestimmung gemäß anzuwenden. Ist es möglich, dachte ich, daß man diese ungeheuren Marterwerkzeuge, welche stark genug sind, um einen Elephanten in der Luft schwebend zu erhalten, durch den zarten Körper dieses schönen Weibes bohren will! Es ward mir weh ums Herz, als ich sah, wie man der Unglücklichen, welche, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, dalag, zuerst eins und darauf das andere jener scheußlichen

gekrümmten Eisenstücke langsam durch das Fleisch und unter die Muskeln ihres Rückens bohrte. Als dieß geschehen war, hob man sie auf und ich gewahrte dicke Schweißtropfen auf ihrer Stirn; ihre kleinen Augen schienen anfangs geschlossen zu sein, und ich meinte, sie sei in Ohnmacht gefallen; aber als man sie auf ihre Füße stellte und sie dann vermittelst jener schrecklichen Haken hoch in die Luft emporzog, sah ich sie ganz ruhig herniederschauen. Sie spähte nach ihrem Gatten umher und als sie bemerkte, daß seine Blicke fort und fort auf ihr ruhten, lächelte sie ihm zu, winkte mit ihren zarten Händen und zog kleine Stücke der heiligen Cocosnuß aus ihrem Busen und warf dieselbe unter die gaffende Menge. Eins von diesen kostbaren Nußstückchen zu erringen, ward als ein besonderes Glück betrachtet, da man ihnen alle möglichen Zauberkräfte zuschrieb.

Und jetzt ward die Pujah in der gehörigen Weise begonnen; die Seile, welche die eisernen Haken trugen, waren so eingerichtet, daß, wenn man das eine Ende des Seils anzog, welches über die Spitze des Pfahls lief, dieses vermittelst einer eisernen Scheibe das andere in Bewegung setzte, welches die Haken und das daran schwebende Opfer trug. Zwei Männer ergriffen das bewegende Seil, und bald flog die Unglückliche rasch über den Köpfen der Menge hin und her, welche ihr schreiend und singend zujauchzte. Nicht als ob sie der Ermuthigung bedurft hätte — ihr Auge war noch fort und fort auf ihren Gatten gerichtet; es däuchte mir, sie lächle, so oft sich ihre Blicke begegneten. Sie gab kein Zeichen des Schmerzes, der Angst oder des Unterliegens: sie ertrug die Martern mit einer Standhaftigkeit, auf welche mancher Held der Vorzeit stolz gewesen sein würde, und streute Blumen und Früchte unter die lärmende Menge.

Es war mir, als ob mein Herz von einer Centnerlast befreit worden sei, als die wirbelnde Bewegung der Seile langsamer wurde, dann aufhörte und das unglückliche, mit Blut überströmte Opfer die grausame Marter überstanden hatte. Man legte sie auf eine Matte unter einigen weitästigen, schattigen Bäumen, und die Weiber brachten ihr in einer Cocosnußschaale einen Trunk frischen Wassers. Aber sie selbst dachte nicht an sich und an ihre Qualen; ihre Blicke schweiften unruhig umher; sie war nicht eher zufrieden, als bis ihr Gatte neben ihr saß und ihr kleines braunes Kind in ihren Armen lag. Ihre tiefen, offenen Wunden ließ sie

nur mit etwas Gelbwurz-Pulver einreiben und mit einem frischen, zarten Bananenblatte bedecken.

Ich wandte mich darauf von dieser Familiengruppe ab, um die weiteren Vorgänge rings um den großen Pfahl zu beobachten, wo sich abermals ein großes Geschrei und Gedränge erhoben hatte. Der Büßende oder Leidende war dießmal ein Mann von mittlerem Alter aus den untersten Schichten der arbeitenden Klasse. Er schien vollkommen gegen jeden Schmerz abgestumpft zu sein. Zwei Männer packten seine Rückenmuskeln und ein Dritter stieß die beiden Haken ungestüm hinein. In der folgenden Minute sauste er schon so schnell durch die Luft, als es die Kräfte der Seil-Anzieher zu bewirken vermochten; trotzdem schien er mit diesen raschen Schwingungen noch nicht zufrieden zu sein und ermunterte jene durch Zeichen und durch Zuruf, ihre Anstrengungen zu verdoppeln.

Der Pöbel war entzückt über diesen Beweis vollkommener Standhaftigkeit, und gab seinen Beifall auf die verschiedenste Art und Weise zu erkennen. Dieser Mann ward volle zwanzig Minuten hin- und hergeschwungen; ich meinte aber zu bemerken, daß sein Enthusiasmus sich etwas vermindert habe, als man ihn nach Verlauf der genannten Zeit aus den Marterwerkzeugen erlöste. Die Veranlassung zu seinem Opfer konnte ich nicht in Erfahrung bringen, sie bezog sich aber ohne Zweifel auf die Errettung aus einer wirklichen oder eingebildeten Gefahr, welche natürlicherweise der unmittelbaren Einwirkung des mächtigen Schiwa oder irgend eines gleich kräftigen Stellvertreters zugeschrieben wurde. Die ärztliche Behandlung dieses Büßers war über die Maaßen roh. Das Gelbwurz-Pulver ward abermals angewendet, aber auf eine wahrhaft barbarische Weise. Man legte den Märtyrer auf den Boden und ein Anderer stellte sich auf seinen Rücken und trat das Pulver mit der Ferse in die Wunden hinein.

Ich sah noch einen andern Mann emporziehen. Er hatte das Opfer gelobt, um das Leben eines vielgeliebten Schwesterkindes zu retten, und als er sich mit stoischer Gleichgültigkeit hin- und herschwingen ließ, saß seine Schwester, ein junges Geschöpf mit ihrem kleinen Kinde, unweit des Pfahles und schaute mit einer Miene zu ihm empor, in welcher man lesen konnte, daß sie sich statt seiner willig würde haben martern lassen. Diese

armen unwissenden Geschöpfe verband eine Liebe unter einander, welche, mächtig wie sie war, allen hochbegabten Bewohnern des Westens zur Ehre gereicht haben würde. Und es ist hiebei wohl zu beachten, daß dies Opfer sich auf die Vergangenheit bezog; es war ein Opfer der Dankbarkeit und nicht eins, was Hoffnung oder Furcht wegen der Zukunft veranlaßt hatte.

Noch manche andere Büßer wollten sich freiwillig martern — allein ich hatte bereits genug gesehen. Die Hitze, das Getümmel und die mancherlei seltsamen Düfte übten überdieß einen so überwältigenden Einfluß auf mich aus, daß ich mich zum Rückzug anschickte.

Als ich durch die dichte Menge hinschritt, welche mir ehrerbietig Platz machte, bemerkte ich eine bejahrte Frau, die sich ebenfalls zu einer Peinigung vorbereitete und zwar mit derselben Ruhe und Gleichgültigkeit, welche die jüngeren Büßer und Büßerinnen an den Tag gelegt hatten. Ein großer kräftiger Mann stand neben ihr und sah den Zurüstungen mit ungemeiner Theilnahme zu. Es war ihr Sohn und, wie ich hörte, die Ursache ihrer gegenwärtigen öffentlichen Erscheinung. Vor sieben oder acht Jahren hatte die steinerne Gottheit ein Wunder gethan, wie es hieß, und das Leben des Sohnes gerettet, worauf die Mutter denn sofort das Opfer gelobt hatte. Allein Armuth und Krankheit hatten sie bisher gehindert, sich ihres Gelübdes zu entledigen; nach langer Zeit nun endlich im Stande, die den Priestern gebührenden Sporteln zu bezahlen, war sie aus ihrer fernen Heimath herbeigekommen, um ihre Verbindlichkeiten gegen die Gottheit zu erfüllen.

Ich eilte weiter, hörte aber noch in der Ferne das Jauchzen der entzückten Menge zu Ehren der standhaften alten Frau. Ein Jubelruf nach dem andern ward vom Winde herübergetragen und erstarb in dem Getöse der Trommeln, Pfeifen und Glocken.

Mehrere Meilen im Umkreise war das Land in wildfröhlicher Aufregung. Hunderte von fanatischen Gesellschaften schwelgten in religiösen Festgebräuchen. In einem aus Bambus und Blättern errichteten Schuppen, welcher größer als die übrigen war, gewahrte ich im Vorbeigehen das junge Weib, das die furchtbaren Martern mit einem so heroischen Muth ertragen hatte. Sie war ebenso ruhig und heiter, als die sie um-

gebenden Personen; hätte ich sie nicht an den schrecklichen Haken in der Luft schweben sehen, ich würde mir haben einbilden können, daß sie so eben vermählt worden sei.

V.

Leichenbegängniß eines buddhistischen Priesters in China.

Als ich mich einige Tage lang in einem großen buddhistischen Tempel aufhielt, der zwischen den Theebergen in der Nähe von Ningpo liegt, traf es sich, daß ich dem Tode und dem Begräbniß eines buddhistischen Priesters beiwohnte und also Gelegenheit hatte, das sehr merkwürdige Ceremoniell dabei als Augenzeuge kennen zu lernen.

In jedem großen buddhistischen Kloster sind zwei Klassen von Priestern: die erste und zahlreichste ist die, deren Glieder sich täglich in dem größten Tempel versammeln und eine Art gemeinsamen Gottesdienstes abhalten. Die Leichen dieser Männer werden nach ihrem Tode verbrannt und ihre Asche in Urnen aufbewahrt. Die zweite Klasse wohnt in kleinen hübschen Häusern, wo sie ein sehr faules Leben führen, und nichts zu thun zu haben scheinen, als ihren Privatandachten obzuliegen. Ihre Leichen werden nach ihrem Tode nicht, wie die der ersteren, verbrannt, sondern nach den lieblichsten Stellen an den Abhängen der Berge gebracht, die sie bei Lebzeiten selbst für sich ausgesucht haben. Einer dieser Leute nun starb während meines Aufenthalts im Kloster.

Ein junger Priester, fast noch ein Knabe, kam eines Morgens athemlos in das Haus gelaufen, wo ich wohnte, und rief meinen Gastwirth, der ebenfalls ein Priester war, mit den Worten hinaus: „Komm mit mir, schnell, denn Tang=a stirbt.“

Wir eilten nach dem nahen Hause, wo der Kranke wohnte, fanden aber, daß der Herr des Schreckens schon vor uns sich eingefunden hatte,

denn der Priester war todt. Inzwischen hatten sich etwa ein Dutzend Personen versammelt, die alle aufmerksam das Gesicht des Todten betrachteten. Nach einigen Minuten wurde Befehl gegeben, die Leiche zu waschen und anzukleiden, und sie von dem Bette nach einem kleinen Zimmer mit offener Vorderseite zu schaffen, welches auf der entgegengesetzten Seite des kleinen Hofes lag. Um das Bett, auf dem der Todte lag, wurden Moskitovorhänge befestigt; hierauf zündete man eine Lampe nebst mehreren Lichtern, so wie einige Stücke Räucherwerk an und erhielt sie Tag und Nacht brennend.

Drei Tage hindurch lag so die Leiche auf dem Paradebette, während welcher Zeit in bestimmten Zwischenräumen vier oder fünf gelb gekleidete Priester ihre eigenthümlichen Lieder sangen. Am dritten Tage sagte man mir, der Sarg sei bereit, und als ich den Wunsch zu erkennen gab, ihn zu sehen, führte man mich in einen anstoßenden Tempel.

„Sind zwei Priester gestorben?" fragte ich, als ich zwei Särge an demselben Platze sah. „Nein," erwiederte einer, „dieser zweite Sarg ist für den Priester, welcher bei dem Verstorbenen lebte, und wird hier bleiben, bis man seiner bedarf."

Als ich am Abend des nämlichen Tages von meinen Ausflügen nach dem Berge zurückkehrte, ging ich abermals in das Sterbehaus, um zu sehen, was vorgehe — die Scene hatte sich inzwischen ganz verändert. Doch um das Schauspiel verständlicher zu machen, muß ich zuvor die Form des Gebäudes beschreiben.

Das kleine Haus oder der Tempel bestand aus einem Mittelbau und zwei Flügeln, die in rechtem Winkel gebaut waren und mit dem Mittelbau drei Seiten eines Vierecks bildeten; eine hohe Mauer verband die beiden Flügel, und so wurde ein sehr kleiner Hof oder chinesischer Garten gebildet. Ein viereckiger Tisch wurde inwendig in dem Mittelbau aufgestellt, einer vor demselben, und vor jedem der beiden Flügel wieder einer. Jeder dieser Tische war mit Speisen besetzt, und zwar mit Reis, Gemüse, Früchten, Kuchen und anderen Leckereien, sämmtlich aus dem Pflanzenreich, und als Opfer für Buddha bestimmt. Dies Opfer unterscheidet sich von anderen, die ich häufig auf öffentlichen Straßen und in Privathäusern sah, dadurch, daß sich auf allen diesen Schüsseln keine animalische Speise

findet. Die buddhistische Priesterschaft nämlich hat einen Abscheu, thierisches Leben zu zerstören und thierische Speise zu genießen. An zwei Schnüren, die quer über den Hof ausgespannt waren, von dem mittleren Tempel bis zu den Enden der Frontmauer, hingen zahlreiche aus Papier nach chinesischer Form geschnittene Kleider, und auf dem Boden lag eine große Menge Papier in der Form und Farbe des gewöhnlich umlaufenden Sycee-Silbers. Die Kleider und das Silber gelten als Opfer für Buddha, und waren jedenfalls ein wohlfeiles Mittel, werthvolle Geschenke zu machen. Ein roh gemaltes Bild Buddha's, vor welchem Weihrauch brannte, hing in der Mitte des Hofes und vollendete nebst vielen anderen charakteristischen Gegenständen das Gemälde, welches sich meinem Blicke darbot.

„Ist das nicht sehr schön?" fragte mich einer der Priester, „habt Ihr irgend Darstellungen dieser Art in Eurem Lande? Ihr müßt am Abend herkommen, wenn Alles mit Lichtern erhellt ist, wo das Schauspiel großartiger und imposanter sein wird." Ich versprach, am Abend zurückzukehren und nahm inzwischen Abschied.

Gegen 8 Uhr Abends kam ein alter Priester, um mir zu sagen, daß Alles angezündet sei und daß die Ceremonien beginnen würden; er bat mich freundlich, ihn zu begleiten. Bei unserem Eintritt flammte der ganze Hof von dem Licht vieler Kerzen, die Luft war mit Weihrauch angefüllt, und das Schauspiel machte wirklich einen außerordentlichen und imponirenden Eindruck. Ein Priester in einem reichen Scharlachkleide, mit einer Art von Sternenkrone auf dem Kopfe, und ein anderer von geringerem Range gingen im Hofe auf und ab und verbeugten sich langsam vor den Bildern der Götter: Endlich betraten sie den Mittelbau und nahmen Platz an zwei Tischen. Der Hohepriester, wenn ich ihn so nennen darf, nahm den oberen Theil des Zimmers ein, und sein Stuhl und Tisch standen auf einem höhern Boden als die andern, welche gerade vor ihm saßen. Ein Diener setzte jetzt eine Schaale mit Thee vor jeden, und der Gottesdienst begann. Der Hohepriester sprach ein Paar Sätze in einem halb singenden Tone und machte dabei viele Bewegungen mit den Fingern, indem er eine Menge Reiskörner auf den Tisch vor sich hinsetzte. Zwei kleine in tiefe Trauer (weiß) gekleidete Knaben warfen sich oftmals vor dem Tisch, an dem der Hohepriester saß, nieder, und in seltsamem Contrast zu dieser

scheinbaren Andacht saßen eine Menge Chinesen rauchend auf beiden Seiten und sahen zu, als wäre es ein Schauspiel oder sonst eine Unterhaltung. Die andern Priester hatten sich jetzt dem Singen, das manchmal sehr langsam, manchmal rasch und laut, aber im Allgemeinen melancholisch war, wie alle chinesische Musik, angeschlossen.

Ein Priester, der neben mir saß, flüsterte mir nun ins Ohr: Buddha selbst werde jetzt erscheinen. „Ihr werdet ihn nicht sehen, weder ich, noch irgend Jemand hier außer dem Hohepriester im Scharlachgewand, mit der sternenförmigen Krone auf dem Kopfe: dieser wird ihn sehen." Draußen wurden jetzt drei Raketen abgefeuert, und plötzlich ward Alles todtenstill, man hätte eine Nadel auf den Boden fallen hören können. Der Priester neben mir flüsterte jetzt: „Buddha kommt!" — „Werft Euch nieder! ah! nehmt Eure Mützen ab," sagte einer der schon erwähnten jungen weißgekleideten Priester. Die Knaben nahmen sogleich ihre kleinen weißen Mützen ab, beugten sich tief hinab auf die Strohkissen vor den verschiedenen Altären und schlugen mit den Köpfen wiederholt auf den Boden. In diesem Augenblick war das Schauspiel eines der seltsamsten, die ich je gesehen, und obwohl ich wußte, daß es nichts als Täuschung und Götzendienerei sei, so muß ich doch gestehen, daß die Scene einen fast abergläubischen Eindruck auf mich machte. „Und ist Buddha noch hier unter uns?" fragte ich den Priester zu meiner Seite. „Allerdings," erwiederte er, „der Hohepriester sieht ihn, obgleich er sonst für Niemand sichtbar ist." So blieb die Sache ein oder zwei Minuten lang, dann begann der Führer der Ceremonien abermals in dem schon erwähnten gedehnten Tone zu singen, verschiedene Kreisbewegungen mit den Händen zu machen, die Reiskörner zu setzen und wieder zu entfernen, und die Andern fielen ein, wie vorher. Mein alter Freund, der Priester, der mich hergebracht hatte, um mich diese Ceremonien sehen zu lassen, erschien jetzt wieder und sagte mir, ich hätte nun Alles gesehen, was zu sehen der Mühe werth sei, der Gottesdienst sei jetzt gleich vorüber, es sei sehr spät und Zeit, nach Hause zu gehen. Auf dem Wege nach unserer Wohnung benachrichtigte er mich, die Leichenbestattung werde am nächsten Morgen unmittelbar vor Sonnenaufgang stattfinden, und wenn ich dabei zu sein wünsche, so wolle er mich zur geeigneten Zeit abrufen.

Früh im Zwielicht des nächsten Morgens, noch ehe die Sonnenstrahlen die Gipfel der höchsten Berge gefärbt hatten, wurde ich durch den Knall von abgebranntem Feuerwerk geweckt. Ich kleidete mich schnell an und eilte nach dem Hause, wo am vorhergehenden Abend die Scene aufgeführt worden war; ich befand mich unter den letzten der Herbeigekommenen. Ein Blick in den Hof überzeugte mich, daß die Opfer gänzlich beseitigt seien, die Tische waren leer und nicht das geringste Stück war mehr übrig; es schien, als ob die Götter mit ihrem Mahle zufrieden gewesen seien. Die (Formen von) Silberstangen und die zahlreichen buntbemalten Kleider, welche als Opfer dargebracht worden waren, glimmten noch, vom heiligen Feuer verzehrt, in einer Ecke des Hofes. Als der Trauerzug langsam längs dem bedeckten Wege an dem Tempel hinzog, erscholl die große Glocke in langsamen, gemessenen Tönen, Raketen wurden hie und da abgefeuert und zahlreiche Priester schlossen sich im Fortgange des Zuges an. Als derselbe den letzten Tempel der Reihe erreicht hatte, wurde die Leiche auf zwei Stühlen vor einem der mächtigen Bilder niedergelegt, und recht in chinesischer Weise ging Alles, ehe man weiter schritt, zum Frühstück nach Hause. Nachdem dies wichtige Geschäft abgethan, vereinigte sich Alles wieder im Tempel und ein kurzer Gottesdienst wurde abgehalten, während die Träger emsig die Stricke richteten, an denen sie den Sarg trugen. Als Alles fertig war, gingen zwei Leute zum Tempel hinaus und feuerten drei Raketen ab, worauf der Zug aufbrach. Zuerst kamen zwei Knaben, welche kleine Fahnen auf Bambusstangen trugen, dann kamen zwei Leute, welche auf eherne Gongs schlugen, dann der vornehmste Leidträger, weiß gekleidet; er trug auf einem kleinen Tische zwei brennende Leuchter, etwas Weihrauch und die Gedenktafel. Nach dem Hauptleidträger kam der Sarg, gefolgt von den jungen Priestern des Hauses, zu dem der Todte gehört hatte, ebenfalls weiß gekleidet, dann die Diener und zuletzt von Allen eine lange Reihe von Priestern.

Ich stand auf der einen Seite des Sees, dem Tempel gegenüber, um den Zug, während er sich auf der andern Seite herumwand, desto besser zu übersehen. Es war ein schöner Octobermorgen, die Sonne blickte jetzt über die Berge im Osten hinter dem Kloster hervor und ergoß einen Strom von Licht über Wasser, Gebüsch und Bäume, während jedes Blatt von

Thautropfen glänzte. Unter solchen Umständen machte die lange, sonderbare Prozession einen höchst imposanten Eindruck. Die Knaben mit ihren Fahnen, der vornehmste Leidträger, der langsam mit seinen brennenden Kerzen im hellen Tageslicht heranschritt, die lange Linie von Priestern mit ihren rasirten Köpfen und fliegenden Gewändern, der See vorn und die von Bäumen und Büschen bedeckten Hügel dahinten, alles bot sich zu gleicher Zeit meinem Blick dar. Als wir über eine von dem Tempel etwas entfernte Brücke zogen, kam ein zu der Familie des Verstorbenen gehöriger Mann mit einem Korb voll Kasch (kleinen Münzen) und bot einer Menge der im Trauerzug Befindlichen davon an, was sie mit anscheinendem Widerstreben annahmen. Die meisten Priester folgten dem Sarg nur eine kurze Strecke weit vom Tempel, aber der vornehmste Leidträger, die näheren Freunde und Diener folgten mit einer Musikbande der Leiche bis zu ihrem letzten Ruheplatz. Dieser war an dem Fuße eines reich bewaldeten Hügels an einer schönen, abgelegenen Stelle ausgesucht, und hier ließ man den Sarg ohne andere Ceremonien, als das Abfeuern einiger Raketen, auf dem Boden stehen, wo er bei einer spätern Gelegenheit überdacht werden sollte.

VI.

Fischfang in China.

Die allersonderbarste Art, in China Fische zu fangen, ist, für diesen Zweck eine große Art Cormorans aufzuziehen und anzuwenden, die man gewöhnlich hier Fischer-Cormorans nennt. Dies sind wirklich wunderbare Vögel. Ich habe sie häufig an den Kanälen und Seen im Innern angetroffen. Hätte ich nicht mit eigenen Augen ihre außerordentliche Gelehrigkeit gesehen, so würde es schwer gehalten haben, mir in den Kopf zu bringen, was die Schriftsteller über sie gesagt haben. Das erste Mal, als ich sie sah, war ich auf einem Kanal einige Meilen von Ningpo. Ich

war damals unterwegs nach einem berühmten Tempel in dieser Gegend, wo ich einige Zeit zu bleiben gedachte, um in der Nachbarschaft naturhistorische Gegenstände zu sammeln. Als mir die Vögel zu Gesicht kamen, hieß ich meinen Bootsführer sogleich unser Segel einziehen, worauf wir einige Zeit an Ort und Stelle blieben, um ihr Verfahren zu beobachten. Es waren da zwei kleine Boote, in jedem ein Mann und gegen zehn bis zwölf Vögel. Diese standen hockend an den Seiten des kleinen Bootes, waren allem Anschein nach eben auf dem Fischrevier angelangt und im Begriff, ihre Operationen zu beginnen. Ihre Herren hießen sie jetzt die Boote verlassen. So gut waren sie gezogen, daß sie sofort auf's Wasser gingen, sich über den Kanal zerstreuten und nach Fischen auszuschauen anfingen. Sie haben schöne meergrüne Augen; schnell wie der Blitz sehen und tauchen sie auf das Flossengeschlecht, welches, einmal mit dem scharfgekerbten Schnabel des Vogels gefangen, nie im Stande ist, wieder zu entschlüpfen. Der Cormoran erhebt sich nun, den Fisch im Schnabel, auf die Oberfläche und wird, sobald er sichtbar ist, von den Chinesen zum Boote zurückgerufen. Gelehrig wie ein Hund, schwimmt er zu seinem Herrn und läßt sich von ihm in den Sänepän heben, wo er die Beute aus seiner Kehle fallen läßt und wieder an seine Arbeit geht. Was aber noch wunderbarer ist: wenn einer der Cormorans einen großen Fisch gefangen hat, so groß, daß es ihm schwer werden würde, denselben nach dem Boote zu bringen, so eilen einige der andern, wenn sie diese Verlegenheit bemerken, zu seinem Beistande; durch ihre vereinten Anstrengungen wird dann das Thier gefangen und fort zum Boote geschleppt. Zuweilen schien ein Vogel lässig zu werden oder zu spielen, herumzuschwimmen, ohne auf sein Geschäft zu achten, dann schlug der Chinese mit einem langen Bambus, dessen er sich auch zum Fortschieben des Bootes bediente, auf das Wasser, dicht dabei, wo der Vogel war, ohne ihn jedoch zu treffen, und rief ihn zugleich in zornigem Tone an. Wie ein schwänzender Schulbube, der seine Lektionen versäumt hat und nun ertappt wird, giebt der Cormoran sofort sein Spiel auf und fängt seine Arbeit wieder an. Um den Hals des Vogels wird ein dünner Strang gelegt, um ihn am Verschlucken des gefangenen Fisches zu hindern, zugleich aber große Sorgfalt darauf verwandt, diesen Strang so anzulegen und zu befestigen, daß er nicht tiefer

am Halse hinabrutschen und ihn ersticken könne, was er auf andere Weise leicht thun würde.

Seitdem ich diese Vögel zuerst auf dem Ningpo-Kanale gesehen, hatte ich Gelegenheit, sie und ihre Operationen in manchen andern Gegenden Chinas zu beobachten, besonders in der Gegend zwischen Häng-tscho-fu und Schanghai. Auch sah ich eine große Menge derselben am Flusse Min bei Fu-tscho-fu. Ich war sehr bemüht, einige lebende Exemplare zu bekommen, um sie mit nach England zu nehmen. Da es mir sehr schwer wurde, die Chinesen dahin zu bringen, sich von ihnen zu trennen, oder überhaupt auch nur einmal über den Gegenstand mit ihnen zu verhandeln, wenn ich sie im Lande antraf, indem unser Zusammentreffen gewöhnlich an denjenigen Orten im Innern stattfand, wo Engländer sich nie erblicken lassen, so wandte ich mich an den englischen Konsul zu Schanghai (Kapitän Balfour), welcher so gütig war, einen mit dem Konsulate in Beziehungen stehenden Chinesen ins Land zu senden und mir zwei Paare zu besorgen. Aber es hielt noch schwer, Nahrung für sie zur Reise von Schanghai nach Hong-Kong zu erhalten. Wir schafften eine große Menge lebendiger Aale an, da diese ein Hauptheil ihrer Nahrung sind, und thaten sie in einen Krug mit Schlamm und frischem Wasser. Die Vögel verzehrten sie so gierig, indem sie sie ganz verschlangen, daß sie dieselben manchmal wieder ausbrachen. Wenn ein Vogel unglücklich genug war, seinen Aal wieder von sich zu geben, so konnte er von Glück sagen, wenn er ihn wieder erwischte, denn ein anderer, der ebenso gefräßig war wie er selbst, pflegte ihn sofort leicht zu erhaschen und ihn im Augenblicke zu verschlingen. Oftmals fochten sie miteinander tüchtig um den Fisch und dann wurde er entweder die Beute des einen, oder (was oft sich ereignete) ihre scharfen Schnäbel theilten die Beute, worauf ein jeder davon lief und die Hälfte, die auf seinen Theil kam, verzehrte. Während unserer Rückfahrt hatten wir einen heftigen Sturm auf dem Meere auszuhalten, und da das Schiff einer jener kleinen Klippen-Schooner war, so tauchte dasselbe häufig vorn in die See und nahm von Bug zu Stern viele Wogen auf, die Alles oben auf dem Deck schwimmen machten. Ich steckte meinen Kopf aus der Kajütenthür, als die Kühlte auf der höchsten Höhe war, und das erste, was ich sah, waren meine Cormorans, die ihre Aale verzehrten,

welche überall auf den Verdecken umherwogten. Daraus erkannte ich denn, daß der Krug umgefallen oder in Stücken zerschellt sein mußte, und daß natürlich alle Aale, welche den Schnäbeln der Cormorans entgangen waren, jetzt im Ocean schwammen. Ich war also genöthigt, die Vögel mit allem Möglichem, was ich an Bord finden konnte, zu füttern. Als ich aber zu Hong-Kong ankam, waren sie in keiner guten Verfassung; zwei davon starben bald darauf, und da keine Hoffnung da war, die andern lebendig in meine Heimath zu bringen, so war ich genöthigt, sie zu tödten und nur ihre Häute aufzubewahren.

Der Chinese, von dem ich diese Vögel kaufte, hat eine große Anstalt zum Fischen und Aufziehen der Vögel, etwa dreißig bis vierzig Meilen von Schanghai, zwischen dieser Stadt und Tschäpu. Sie werden an die Chinesen selbst zu einem hohen Preise verkauft, ich glaube von sechs bis acht Dollars das Paar, d. h. von dreißig bis vierzig Schillingen. Da ich gern etwas über ihre Nahrung und Lebensweise zu erfahren wünschte, so übernahm es Herr Medhorst jun., Dolmetscher beim britischen Konsulate zu Schanghai, an den Mann, der sie brachte, einige Fragen zu stellen, und sandte mir folgende, diesen Gegenstand betreffende Bemerkungen:

„Die Fischer-Vögel fressen kleine Fische, gelbe Aale und Brei von Hülsenfrüchten. Um 5 Uhr Nachmittags frißt jeder Vogel sechs Taels (8 Unzen) Aal oder Fisch und einen Catty voll Hülsenfruchtbrei. Sie legen Eier nach drei Jahren und im vierten oder fünften Monate. Zum Ausbrüten der Eier werden Hennen gebraucht. Wenn sie Eier legen wollen, so werden ihre Gesichter roth; dann muß eine gute Henne bereit sein. Das Datum muß auf den Schalen der gelegten Eier deutlich geschrieben sein; in fünfundzwanzig Tagen kriechen die Jungen aus. Die ausgekrochenen legt man auf Baumwolle, die über warmem Wasser ausgebreitet ist. Man füttert sie fünf Tage lang mit Aalblut. Nach fünf Tagen können sie mit fein gehacktem Aalfleische gefüttert werden; große Sorge muß man darauf verwenden, sie wohl zu hüten.

Wenn sie fischen, so muß ein Strohseil um ihren Hals gelegt werden, um sie am Verschlingen der Fische zu hindern. Im achten oder neunten Monate des Jahres steigen sie täglich um 10 Uhr Morgens in's Wasser und fangen Fische bis 5 Uhr Nachmittags, wo sie an's Ufer kommen.

Auf diese Weise fahren sie fort bis zum dritten Monat, nach welchem sie nicht ferner fischen können, bis der achte Monat wiederkehrt. Man kann das Männchen leicht vom Weibchen unterscheiden, da es gewöhnlich ein größerer Vogel ist und dunklere, glänzendere Federn hat, aber hauptsächlich an der Größe des Kopfes, indem der Kopf des Männchens groß, der des Weibchens klein ist."

So ist das Leben dieses merkwürdigen Vogels. Da die Monate, die in den oben erwähnten Bemerkungen genannt worden, sich auf den chinesischen Kalender beziehen, so folgt daraus, daß diese Vögel nicht in den Sommermonaten fischen, sondern im Herbste, gegen den Oktober, anfangen und gegen den Mai aufhören, in Zeiträumen, welche ziemlich dem achten und dritten Monate des chinesischen Jahres entsprechen.

— —

VII.

Ein Sturm in der Sandwüste.

In den ausgedehnten Ebenen des nordwestlichen Asiens, wo sich weder Baum noch Strauch findet und nur selten eine geringe Erhöhung dem in die unendliche Ferne sich verlierenden Blick einen Ruhepunkt bietet, so wie in den dortigen Sandwüsten, werden die Reisenden oft von Stürmen heimgesucht, die, besonders im Herbst und Winter, bisweilen eine so furchtbare Gewalt erlangen, daß sie Menschen und Thiere niederwerfen und sie unaufhaltsam über die Fläche hinschleifen. Noch schlimmer aber, wenn die Betroffenen vom Sturme emporgehoben werden. Ihr Loos ist unfehlbar zerschmettert zu werden.

Zum Glück verkünden sich die heftigsten Stürme vorher, und lassen den Bewohnern gewöhnlich noch Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Dann zeigt sich unter Menschen und Thieren erst eine wachsame Aufmerksamkeit und eine ängstliche Stille, die dann von dem wildesten Treiben und Drängen

unterbrochen wird, sobald die Zeichen der hereinbrechenden Naturerscheinung als untrüglich erkannt werden. Aus der Nähe und Ferne eilen die Heerden und die zerstreut weidenden Thiere herbei, legen sich nieder, und schließen so fest wie möglich zusammen, ohne Unterschied: Kameele und Schafe, Pferde und Rindvieh, so zahlreich sie immer vorhanden. Die Menschen beeilen sich, ihre Hütten niederzureißen und die Stäbe, Matten und Hausgeräthe so fest als möglich zusammenzubinden; Andere haben während der Zeit Gruben gegraben, worin sich die Familien verbergen, wenn auf der Oberfläche der Widerstand nicht mehr möglich wird. So vorbereitet kann man den furchtbaren Druck noch ertragen. Wo aber im rasenden Sturme eine Windsbraut aufwirbelt, da reißt sie ihre Opfer in Masse vom Boden empor und führt sie mit zerbrochenen und zerstückten Gliedern auf ihrer tosenden Säule meilenweit in die Ferne hinaus.

Im Winter, bei eisiger Kälte und heftigem Schneegestöber, worunter sich die Augen krankhaft schließen, finden sich die zerstreuten Heerden nicht immer zusammen. Manche Hütte wird dann vom Sturme entführt, noch ehe es gelang, dieselbe niederzureißen. Die Menschen in ihren Vertiefungen und Gruben werden vom Schnee bedeckt, worunter sie, von der Kälte betäubt, in einen festen Schlaf versinken, aus welchem sie oft nie wieder erwachen. Doch findet hier in der Regel noch Rettung statt. Aber wen das Unwetter ohne Vorbereitung auf der Sandwüste überkommt, den begräbt es unter schwerem Sande, und Tod ist die unvermeidliche Folge.

Auf den Ebenen, wo vor Jahrtausenden die Wogen des kaspischen Meeres sich weithin nach Norden erstreckten und die jetzt zum Theil den zahlreichen Heerden der muhamedanischen Hirtenvölker, der Kirgisen, üppige Gras- und Kräuterweiden bieten, häufte sich an verschiedenen Stellen durch die Kraft des Sturmes auf den ausgedehnten Flächen der sandige Meeresgrund so hoch, daß auch ein mildes Klima nicht mehr im Stande ist, diese Dünen mit Gras zu bekleiden. Die Kirgisen müssen die Strecken oft durchwandern, um die jenseits derselben liegenden Weideplätze zu erreichen. Während meines Aufenthaltes unter ihnen — erzählt ein reisender Maler — wohnte ich selbst einige Zeit in der Nähe einer solchen Sandfläche in einer aus Lehm und unbehauenen Steinen erbauten Hütte. In der Umgegend befanden sich mehrere Hirtenfamilien, zum Theil in ähnlichen Lehm-

häuschen, größtentheils aber unter transportablen Zelten von rothen künstlich ineinandergefügten Stäben unter baumwollenen Decken. Ich ritt öfters einige Stunden in die Sandwüste hinein, und fand ein seltsames Vergnügen darin, mich von den vom Sturme gebildeten wellenförmigen Bergen und Hügeln des zarten Sandes rings umgeben zu sehen, wie von einem Meere, welches im Augenblicke der größten Erregung seine Gewalt ruhen läßt und es dem Wanderer erlaubt, einige Zeit trockenen Fußes über seine aufgethürmten Wellen dahin zu eilen. Auf dem Sande sah ich oft eine Art Eidechsen mit Blitzesschnelle dahingleiten und vermittelst einer eigenen zitternden Bewegung ihres Körpers in den Sand versinken, um spurlos darunter zu verschwinden. Eines Tages, als ich mich, von einem weiteren Ausfluge heimkehrend, auf dem Wege nach meiner Wohnuug befand, bemerkte ich die Kinder eines meiner Nachbarn, einen Knaben und ein Mädchen, welche im Sande spielten. Der Knabe belustigte sich damit, auf die Eidechsen Jagd zu machen. Wo er wußte, daß sich eine unter dem Sande verborgen hielt, berührte er sie mit einem Stäbchen, welches er in den Sand steckte, worauf das Thier sogleich hervorkam, schnell entfloh, in einiger Entfernung aber immer wieder unter der Oberfläche verschwand. Eines von diesen Thieren, welches der Knabe aufschenchte, entfloh nicht sogleich, sondern lief der Gefahr entgegen, tauchte in den Sand, um einem dort verborgenen Gefährten, vielleicht einem Weibchen, ein Zeichen zu geben, worauf denn auch sogleich eine zweite Eidechse hervorkam und nun beide davon eilten. Ich ermahnte die Kinder, diese treuen Thierchen nicht ferner zu verfolgen, und setzte den Weg nach meiner Wohnung fort. Hier angekommen, traf ich meine Nachbarn, wie sie in ängstlicher Hast ihre Wohnzelte niederrissen, und erfuhr auf mein Befragen, daß wir einen Sturm zu erwarten hätten, welcher sich nach ihrer Meinung am äußersten Horizonte in einer dunklen Streifwolke verkündete. Für mein steinernes Häuschen hatte ich nichts zu besorgen. Ich eilte nach dem Zelte, wo die Eltern der Kinder wohnten, welche ich vor etwa einer Stunde in der Sandwüste verlassen hatte. Aber sie befanden sich auf den entfernten Weideplätzen ihrer Heerden, und weil alle Nachbarn mit der Bergung ihrer eigenen Familien und ihrer Habe beschäftigt waren, so ritt ich selbst in die Steppe zurück, um den Kindern zu Hilfe zu kommen.



Ein Sturm in der Sandwüste.

Die grasbedeckte Ebene hatte ich bald zurückgelegt, allein im Sande konnte ich meinem Pferde keinen raschen Schritt abgewinnen. Doch sah ich die Kinder bald; sie kamen mir weinend entgegen, denn sie hatten die herannahende Gefahr bemerkt und waren im Begriff, ihrer Heimath zuzueilen. Mir schien die Gefahr noch gar nicht so nahe, auch hatte ich nur einen unvollständigen Begriff von der Größe derselben. Ich nahm bis jetzt nur eine beängstigende Schwüle wahr und einen besondern Druck von oben herab. Plötzlich aber wurde mein Pferd unruhig und meiner ferneren Leitung ungehorsam; es lief mit mir um einen Sandhügel herum und legte sich hinter demselben nieder. In einer Entfernung von einigen tausend Schritten aber rückte eine wandelnde Mauer von Sand und Schutt, wie sie der tosende Sturm auf seinem Wege durch die Wüste aufgethürmt hatte, in furchtbarer Hast auf mein Versteck heran. Noch fühlte ich erst einige leise Rundbewegungen der Luft. Die Kinder waren höchstens hundert Schritte von mir entfernt, allein sie konnten mich nicht mehr erreichen. Ich selbst warf mich neben meinem Pferde zur Erde und wurde bald darauf unter dem furchtbaren Druck des Sturmes mit Sand und Steinen förmlich überschüttet.

Nach einiger Zeit war der erste Windstoß vorüber, mein Pferd schüttelte sich aus dem Sande hervor. Allein der Sturm war noch heftig genug und die Luft dermaßen mit feinem Sand gefüllt, daß das Athmen kaum noch fortzusetzen blieb. Von den Kindern glaubte ich, sie müßten in meiner Nähe begraben liegen. Ich klopfte meinen Gaul, der auf der Kalmücken-Steppe in seiner Heimath an ähnliche Erfahrungen gewöhnt schien, auf den Hals, rückte einige Mal am Zügel und das treue Thier erhob sich. Wir drangen, mit dem Sturme kämpfend, vorwärts, um die Kinder in ihrer Noth zu unterstützen. Bei einem Versuche jedoch, meine Augen zu öffnen, waren dieselben sogleich mit Sand gefüllt. Ich versuchte also, den durchdringenden Schrei nachzuahmen, den der Sohn der Steppe gellend in die weite Ferne zu schicken versteht; allein der heulende Sturm verschlang den Ton vor meinem Munde. Unter solchem Unwetter könnte auch eine Mutter ihr Kind nicht retten und wenn es zu ihren Füßen mit dem Tode der Erstickung ränge.

An mein Pferd angeklammert, tappte ich noch eine Weile umher,

nachgerade an meiner eigenen Erhaltung verzweifelnd. Da fühlte ich mich plötzlich von den zitternden Händen des Mädchens erfaßt, und als ich mit der Hand umhertastete, fand ich auch den Knaben auf, welcher seine Schwester fest umschlungen hielt. Ich ließ die Zügel meines Pferdes los, hielt mich an den Riemen des Steigbügels und überließ unser Geschick der Leitung des Thieres; denn ein Mensch ist nicht im Stande, sich aus der sturmerregten Sandwüste herauszuhelfen.

Nach langem Kampfe, von dem fliegenden Sande und den Steinen an Gesicht und Händen zerpeitscht, erreichten wir endlich die grasbewachsenen Ebenen, wo wir etwas freier athmen konnten, und bald darauf meine Wohnung. Die Kinder, welche ich für heute beherbergte, versanken, todesmüde, bald in einen festen Schlaf, und unser Erretter, der Kalmücken-Gaul, gab durch ein munteres Wiehern und Nicken mit dem Kopfe sein Selbstbewußtsein zu erkennen, als ich ihn nach seiner Anstrengung so reichlich und kostbar bewirthete, als es meinen Vorräthen nach irgend thunlich war.

Am andern Morgen hatte sich der Sturm etwas gelegt und die Eltern der beiden Geschwister waren in Todesängsten zurückgekehrt. Ihr Wohnzelt und Hausgeräthe hatte ihnen der Sturmwind allerdings entführt, aber sie trösteten sich gern über den Verlust, denn ihre Kinder fanden sie wohlbehalten in meiner Hütte.

VIII.

Eine Bärenjagd im Ural-Gebirge.

Die nachstehende Erzählung ist aus dem Munde eines russischen Beamten, der bei der Baschkiren-Verwaltung angestellt und im ganzen Uralgebirge als ein kühner Bärenjäger bekannt war. Derselbe wohnte auf der asiatischen Abdachung des Gebirges, in einem Baschkirendorfe, von wo aus er im Herbst und Winter, begleitet von einigen kühnen Baschkiren, Strei-

fereien bis in die wildesten und unwegsamsten Gegenden des Urals unternahm, um den Bären in seiner Winterhöhle zu überraschen.

„Es war vor mehreren Jahren im Spätherbst, und hoch im Ural lag schon etwas Schnee, als ich von einem meiner Baschkiren erfuhr, er sei auf der Marderjagd im Gebirge gewesen und habe ein Bärenlager entdeckt, doch nicht gewagt, eine nähere Untersuchung anzustellen, wisse daher auch nicht, ob es leer sei oder der Bär sich schon gelagert haben möge. Unverzüglich schickte ich nun nach einem Baschkiren, Namens Muchamet Timurbaef, der als ein unternehmender und leidenschaftlicher Jäger mich auf allen meinen Bärenjagden begleitete, und da ich erfuhr, daß zwei mir bekannte russische Kosaken mit Erbsröhren (Wintowki) den Tag vorher im Gebirge auf der Jagd nach grauen Eichhörnchen gesehen worden waren und wahrscheinlich in einem nahen Tschuwaschen Dorfe übernachteten, so schickte ich einen Expressen und ließ auch diese beiden Kosaken auf den andern Tag zur Bärenjagd einladen. Am frühen Morgen versammelten sich nun alle meine Jäger, zuerst Muchamet mit fünf Baschkiren, unter denen auch der Wegweiser war, alle wohl beritten auf leichten Pferden und mit dem Querspieße (Rogatki) bewaffnet, eine Waffe, welche unbezweifelt die zweckmäßigste ist, sobald der Schuß gethan und der Bär sich hebt, um den Schützen zu Leibe zu gehen, und es nun zum Handgemenge kommt. Die Baschkiren ritten voraus, um den Weg zu zeigen, ihnen folgte mein leichter Jagd-Tarantaß für mich und die beiden Kosaken mit ihren Erbsröhren, ich selbst aber war mit einer guten Doppelflinte und einem Querspieße bewaffnet, der mir schon sehr oft treue Dienste geleistet hatte, und so ging es nun im Galopp aufwärts dem Gebirge zu. Anfänglich war der Weg ziemlich breit und fahrbar, bald aber bogen wir seitwärts auf einen Holzweg, von dem sich zuletzt jede Spur verlor und nun ging es immer gerade aus, bergauf, bergab, durch Schluchten und über steile, mit Nadelhölzern und Gestrüpp bedeckte Abhänge. Nach und nach wurde der Wald immer dichter und riesige Baumstämme moderten überall um uns her, so daß sich unser leichter Tarantaß nur mit Mühe vorwärts bewegen konnte, und dies um so schwerer, da es immer bergauf ging und zuletzt sich schon Spuren von Schnee zeigten, als Beweis, daß wir wohl eine ziemliche Höhe erreicht haben mußten. Endlich aber wurde der Wald lich-

ter und plötzlich standen wir am waldlosen Abhange einer Hochebene, die sich steil abwärts in ein tiefes Thal herabsenkte, das aber von der uns gegenüberliegenden Seite nur von flach ansteigenden Bergen umkränzt war. Hier unten im Thale sollte sich nun, nach den Worten unseres Wegweisers, das Bärenlager befinden.

Es war ein herrlicher Anblick von dieser Höhe, ein wildes, schauerliches Naturgemälde. Vor uns, am Rande des Bergabhanges, gewaltige Felsmassen und Trümmergebilde, unter uns das tiefe wilde Thal, dessen Krümmung sich in den fernen Bergschluchten verlor. Rechts unter unsern Füßen ein Urwald von Fichten und Tannen in dunkler Färbung, aus welcher einzelne Gruppen hundertjähriger Birken mit falbem Laube und silberner Rinde kühn hervorragten, und hoch über uns und jenseits dieses Urwaldes das Gewirre hoher Bergspitzen und Felskuppen des Urals, über welche leichte Wolken vom Winde hin und her getrieben wurden. Links von uns, auf der asiatischen Seite des Urals, waldlose Berge, nur von einzelnen Baumgruppen bekränzt, lange Querthäler mit kleinen Bachrinnen, zuletzt wellenförmige Hügelgruppen und über jene hinaus die endlose Abdachung bis zur fernen bläulich schimmernden baumlosen Steppe.

Mit Erstaunen betrachtete ich die wilden Formen dieses wunderbaren Naturgemäldes und selbst meine Baschkiren — diese rohen Naturkinder — schienen sich über die herrliche Fernsicht zu freuen; doch bald entstand die Frage: wie nun den Tarantaß den steilen Abhang herabbringen? Freilich wäre es weit leichter gewesen, ein Paar Werste umzufahren und uns von der andern Seite ganz bequem in die Schlucht zu bringen, doch unsere Baschkiren, die in dieser Art keine Hindernisse kennen und auf ihren leichten Pferden immer den geradesten Weg wählen, fanden auch hier bald Mittel. Alle vier Räder des Tarantaß wurden mit Weiden festgebunden, nur mit einem Pferde bespannt, von vier Menschen gehalten, und so rutschte denn derselbe im Zickzack unbeschädigt bis in's tiefe Thal hinab. Hier, am Rande des Abhangs, ließen wir das Fahrzeug zurück und arbeiteten uns zu Fuß durch hohes vertrocknetes Gras und Felstrümmer, die von oben herabgerollt waren, in der Schlucht vorwärts, unsere Baschkiren aber blieben auf ihren Pferden, da überhaupt das Gehen nicht ihre Sache ist. Nach und nach wurde das Thal breiter und wegsamer, nachdem wir

aber ungefähr eine Werst behutsam vorgegangen waren, verengte es sich wieder. Es war links von hügelartigen Bergen umgeben, mit einzelnen Tannen und Birken, und rechts befand sich ein schroff aufsteigender Berg mit Hochwald bewachsen. Hier in dieser Schlucht deutete nun unser Wegweiser mit dem Finger auf ein blätterloses Gestrüppe und sagte mit leisen Worten, daß sich hier das Bärenlager befinde. Mit unsern Waffen in der Hand näherten wir uns vorsichtig dem Gebüsche und entdeckten einen großen Haufen übereinandergeworfenes Strauchwerk, altes Lagerholz und halb verfaulte Baumstämme. Mit dem Rücken lehnte sich dieser Holzhaufen an eine schroffe Gebirgswand, aus welcher einige Felsmassen hervorragten, doch war weder von oben, noch von dieser Seite eine Oeffnung zu entdecken. Endlich fanden wir den Eingang des Bärenlagers an der andern Seite, wo die Schlucht in ein breites, waldloses Thal ausmündete. Vor der Oeffnung, die vom Boden an horizontal in den Holzhaufen hineinführte, erkannten wir an dem niedergetretenen Grase und anderen Spuren, daß sich der Bär wahrscheinlich erst seit Kurzem gelagert haben müsse. Ohne Zeitverlust wählten wir nun, ich und meine Kosaken, ganz in der Nähe, auf den kleinen Anhöhen, passende Plätze, wobei denn verabredet wurde: sobald der Bär sich zeige, auf ein von mir gegebenes Zeichen Feuer zu geben; sollte aber der Bär von unsern drei Kugeln nicht fallen, so wollte ich hervortreten und mit meiner Doppelflinte den letzten Schuß thun, dann aber dem Bär rasch zu Leibe gehen, um ihn, sobald er sich gehoben, auf den Querspieß zu setzen, während dessen aber meine beiden Schützen ihre Erbsröhren schnell wieder laden, und dem von mir in Positur gehaltenen Bären ganz in der Nähe ihre kleinen Kugeln durch den Kopf schießen sollten. So war der verabredete Plan unsers Angriffs. Da aber, wie dies gewöhnlich im Kriege der Fall ist, sehr vieles von den Dispositionen des Gegners abhängt, so erhielt auch unsere Schlachtordnung eine ganz andere Richtung.

Eine Viertelstunde mochten wir wohl — die Augen auf die Oeffnung des Bärenlagers gerichtet — mit unsern Gewehren in Positur gestanden haben, während Muchamet mit seinen Kameraden, theils zu Pferde, theils zu Fuß, doch aus Vorsicht ihre Pferde immer am Zügel haltend, den Holzhaufen mit vielem Geschrei umkreisten, um den Bären aus seinem La-

ger aufzuscheuchen und zum Schuß zu bringen. Da aber aller Lärm nichts helfen wollte und sich vom Bären keine Spur zeigte, so wurden unsere Baschkiren dreister, fingen an an dem Holzhaufen zu rütteln und große Steine und Lagerholz auf denselben zu werfen; doch auch diese Mühe war vergebens und kein Bär wurde sichtbar, so daß wir zuletzt glauben mußten, das Nest sei leer. Wir näherten uns daher dem Holzhaufen, und ich fragte Muchamet, ob er es wohl wagen wollte, in die Oeffnung hineinzukriechen, um sich zu überzeugen, ob der Bär gelagert sei oder nicht. Ohne ein Wort zu reden, band Muchamet sein Pferd an einen nahen Baum, legte seinen Querspieß an die Mündung des Bärenlagers, um ihn gleich bei der Hand zu haben, zog seinen Rock aus, legte sich auf den Bauch nieder und nachdem er uns mit der Hand gewinkt, stille zu sein, schob er sich, auf den Händen rutschend, vorsichtig in die dunkle Höhlung hinein.

Es war eine Todtenstille um uns her, keiner regte sich und jeder hielt seine Waffen in Bereitschaft; doch kaum war eine Minute vergangen, so glaubten wir einen grunzenden Ton zu hören und sahen, wie Muchamet in der größten Eile sich vorwärts schiebend, wieder zum Vorschein kam und mit den Worten „barr Aju" (der Bär ist drin), hastig nach seinem Querspieß griff. Wir richteten sogleich unsere Rohre und Spieße auf die Mündung der Oeffnung und erwarteten mit Begierde das Erscheinen des zottigen Freundes, doch kein Bär zeigte sich! — Nach langem Harren entfernten wir uns etwas von der Mündung des Bärenlagers und hier nun erzählte uns Muchamet, er sei ungefähr bis anderthalb Faden in horizontaler Richtung leise vorgekrochen, dann aber habe sich die Oeffnung plötzlich unter ein hervorragendes Felsstück herabgesenkt, und obgleich etwas Licht von oben durch das Lagerholz geschimmert, so habe er doch den Bären nicht sehen können, wohl aber dessen Schnauben deutlich erkannt, auch sei es ihm vorgekommen, als wenn der Bär sich aufgerichtet, um zu horchen, und einen brummenden Ton von sich gegeben habe, worauf er (Muchamet) auf das eiligste zurückgekrochen sei.

Es ist wohl etwas Seltenes, daß ein Bär nach so vielen Störungen dennoch sein Lager nicht verlassen will; ich war daher überzeugt, es hier mit einem alten erfahrenen Kunden zu thun zu haben, der sein Lager nicht verlassen wollte, weil er wohl wußte, was ihn draußen erwartete. Es

war mir aus Erfahrung bekannt, daß Bären, die in früheren Jagden schon mehrmals verwundet wurden, oft ungewöhnlich feig und selten zum Standhalten zu bringen sind. Aus dem hartnäckigen Betragen des Bären wurde es mir nun wahrscheinlich, daß ich hier wohl einen alten Bekannten antreffen würde, und um der Sache ein Ende zu machen und die Bekanntschaft zu erneuern, so befahl ich, den ganzen Holzhaufen anzuzünden; doch dem widersetzten sich meine Baschkiren, weil dadurch das Fell des Bären beschädigt werden könnte. Es wurde daher beschlossen, vor der Mündung des Bärenlagers ein Strauchfeuer zu machen, um den Bären durch Rauch herauszutreiben, welches denn auch sogleich in's Werk gesetzt wurde. — Doch auch dies blieb ohne alle Wirkung, denn da der Wind von einer entgegengesetzten Seite blies, so kam nur wenig Rauch in die Höhle oder verzog sich sogleich nach oben durch das aufgethürmte Lagerholz. Während wir Schützen in Positur standen, umschwärmten unsere Baschkiren das Bärenlager mit vielem Lärm und einer von ihnen war sogar so kühn, oben auf den Holzhaufen zu klettern, doch alles ohne Folgen.

Eine gute Stunde war unterdessen vergangen und ich hatte, um mich freier zu bewegen, meine Oberkleider abgelegt. Ein kalter Herbstwind brauste in den Gipfeln der Bäume, und einzelne Schneeflocken zeigten sich schon. Da verlor ich die Geduld, trat rasch vor die Mündung des Bärenlagers und feuerte mit dem einen Lauf meiner Flinte gerade in die Oeffnung hinein; doch kaum war der Schuß gefallen und wiederhallte noch in den nahen Gebirgen, so erschien auch schon der Bär in der Oeffnung, kehrte aber, da er das Feuer gewahr wurde, eben so schnell wieder zurück, so daß ich durch den Rauch verhindert, nur einen rauhen Körper erkennen, aber nicht zum Schusse kommen konnte. Mit Lärm und Geschrei stob jetzt alles auseinander, meine beiden Kosaken richteten ihre Erbsröhre auf der eisernen Gabel, Muchamet griff zum Querspieß und stellte sich hinter einen nahen Baum, ich aber entfernte mich etwas von der Oeffnung, und da mir keine Zeit blieb, den zweiten Lauf zu laden, so richtete ich mein Rohr, um dem Bär, sobald er sich zeigen würde, die letzte Kugel zuzusenden, und ihn dann mit dem Querspieß anzugreifen. Doch die Furcht vor dem Feuer, welches vor der Oeffnung brannte, scheuchte den Bären zurück, und anstatt diesen Weg zu wählen, hörten wir plötzlich ein Grunzen, während der

Holzhaufen im Innern krachte und brach. Baumäste und Lagerholz, mit Riesenkraft geschleudert, flogen wild durch einander, der ganze Holzhaufen bewegte sich und mit einem Satze war der Bär oben durchgebrochen.

Es war ein interessanter Anblick, das riesige Thier zu sehen, wie es oben auf dem Holzhaufen einige Sekunden wild um sich her blickte, um seine Feinde zu übersehen. In diesem Augenblick gab ich das verabredete Zeichen und drei Schüsse fielen zugleich. Ob der Bär von dem Holzhaufen herunterstürzte oder rutschte, konnte ich nicht recht deutlich sehen, da mich der Rauch des Schusses daran hinderte. Rasch warf ich meine Flinte in's Gras, ergriff den Querspieß und stürzte mich auf den Bären; doch ehe ich ihn erreichen konnte, war er schon an mir vorbei gebraust und, ohne mich zu bemerken, hinter einem Baschkiren her, der nur eben noch so viel Zeit hatte, sich auf sein scheues Pferd zu werfen und in wildem Galopp, von dem Bären verfolgt, in das vor der Schlucht liegende offene Thal zu jagen. Es war ein allgemeiner Lärm und Aufruhr. Die Pferde waren scheu geworden und selbst Muchamet's Pferd hatte sich losgerissen und jagte mit fliegender Mähne rückwärts in die Schlucht, bis an den Ort, wo unser Tarantaß hielt, wo es endlich wieder eingefangen wurde. Unterdessen verfolgte der Bär noch immer den Baschkiren auf seinem flüchtigen Pferde; doch war nun deutlich zu erkennen, daß der Bär am linken Vorderfuße stark verwundet und buglahm sein müsse, denn so rasch er auch in der ersten Hitze dem Baschkiren nachsetzte, so wollte es doch nicht recht vorwärts gehen. Mehrere Male blieb er stehen und drehte sich im Kreise herum, wobei er das Schulterblatt zu lecken schien und den Fuß krampfhaft in die Höhe zog, wodurch denn der Baschkir Zeit gewann, in einem nahen Gehölze zu verschwinden. Der Bär aber, da er nun seinen Feind aus den Augen verloren hatte, kehrte links ab und lief im kleinen Galopp den hohen Thalweg hinauf, der hier in einer Hochebene endete. Wir konnten zu unserm Verdruß von unten deutlich sehen, wie das große Thier, oben angelangt, sich wild umschaute, wieder mehrmals im Kreise herumdrehte und endlich auf drei Beinen humpelnd in einem nahen Walde verschwand.

Unterdessen war Muchamet mit dem Tarantaß und seinem Pferde angekommen, und wir eilten nun, um der Spur des Bären zu folgen, im

Galopp den hohen Thalweg hinauf, und hier oben auf der Anhöhe, wo sich der Bär gedreht hatte, erkannten wir nun im trocknen Grase bedeutende Spuren von Blut; wir vermutheten daher, daß der Bär wohl tödtlich verwundet sein müsse und jagten schnell dem Walde zu, in welchem derselbe verschwunden war. Doch nachdem wir über eine Werst der Spur gefolgt waren, wurde das Gestrüpp und Lagerholz so undurchdringlich, daß es unmöglich war, mit dem Tarantaß weiter vorwärts zu kommen, und da überdieß der Tag sich schon neigte, so beschloß ich, die Fortsetzung der Jagd bis auf den andern Morgen zu verschieben. Ich gab daher Muchamet mit zwei Baschkiren zu Pferde den Befehl, der Spur des Bären, welche für das helle Auge eines Baschkiren in dem schon halb trockenen, aber hohen üppigen Grase nicht zu verkennen war, vorsichtig zu folgen, jedoch den Bären, im Fall er sich irgendwo gelagert hätte, nicht aufzuscheuchen, und mir am Abend über alles genau Bericht zu erstatten. Muchamet und seine Begleiter verschwanden im Walde und ich kehrte auf einem andern Wege nach meinem Baschkiren-Dorfe zurück, um zu übernachten. Spät am Abend kam Muchamet zurück, und brachte mir die Nachricht, er habe die Spur des Bären noch einige Werste weit verfolgt, bis jenseits des Waldes in einer tiefen Gebirgsschlucht, die ringsum von schroffen Gypsbergen mit vielen Höhlungen, Spalten und Klüftungen umgeben sei. Hier aber habe er jede Spur von dem Bären verloren. Es sei daher wahrscheinlich, daß sich derselbe irgendwo in den Klüftungen der Gypsberge verborgen habe. Dies näher zu untersuchen, habe er aber nicht gewagt, da es nach den Worten alter Leute ganz gewiß sei, daß in diesen Gypsbergen der Schaitan (böse Geist) hause; besonders sei eine große Höhle sehr verrufen, die tief in den Berg hineinführe und in welche sich einst vor langen, langen Jahren ein kühner Baschkir hineingewagt habe, der aber gar nicht wieder zurückgekommen sei.

Den andern Tag nahm ich außer meinem treuen Muchamet noch sechs Baschkiren mit, und da mit dem Tarantaß in diesen Urwäldern nicht leicht fortzukommen war, so wählte ich auch für mich ein Reitpferd, und so trabten wir mit Tagesanbruch dem Gebirge zu. Nach langem Herumirren fanden wir auch endlich die Schlucht in einer wahrhaft wild romantischen Gegend. Von der einen Seite war dieselbe mit schroffen Kalkstein-

felsen — von der andern mit einer Reihe zerklüfteter Gypsberge umgeben, welche wie alte zertrümmerte Festungsmauern, theils übereinander gethürmt, theils schroff aus der Felsenwand hervorragten und überall Spalten und Höhlungen erkennen ließen. Rings um die Schlucht und hoch über den Felsmassen befand sich ein Urwald von Laub- und Nadelhölzern in bunter Mischung, während einzelne hundertjährige Bäume oben in den Klüftungen wucherten und ihre Gipfel, von Alter und Wind gebeugt, sich romantisch über die Felstrümmer herabneigten. Meine Baschkiren hatten ein Bündchen Kienholz und ich Zündhölzer mitgenommen; wir sammelten Lagerholz und machten ein großes Feuer, sowohl um uns zu wärmen, als auch um den Bären abzuschrecken, sich den Pferden zu nähern, die in der Nähe des Feuers angebunden wurden. Nun zerstreuten sich die Baschkiren überall in der wilden Schlucht, um den Bären in den Gebirgsspalten aufzusuchen, denn an das Auffinden einer Spur war hier nicht zu denken, da der ganze Boden nur mit Felsblöcken, Gyps und Steintrümmern bedeckt war. Wir aber, ich und Muchamet, näherten uns, mit den Waffen in der Hand, einer Höhle in den Gypsfelsen, welche uns schon von weitem als ein großer Thorweg entgegen klaffte. Doch nur mit vieler Mühe konnte ich Muchamet bereden, mich mit einem brennenden Kienspan in die Höhle zu begleiten, wozu er sich endlich nur aus dem Grunde entschloß, weil die Höhle sehr geräumig war und nur ungefähr zehn Faden in den Berg hinein ging, so daß der Schimmer des Tageslichts an den blendend weißen Gypswänden noch ziemlich hell den Hintergrund beleuchtete. Vorsichtig gingen wir nun vorwärts und untersuchten jeden Winkel, jede Spalte im Felsen — doch nirgends war die geringste Spur vom Bären zu entdecken. Wir verließen daher die Höhle und erwarteten am Feuer unsere auf Erkundigungen ausgeschickten Baschkiren. Diese kamen auch bald zurück und erzählten, daß sie alle Spalten und Klüftungen untersucht, aber nicht das geringste gefunden hätten; der Bär müsse sich also wohl in der dunklen Schaitanshöhle (Teufelshöhle) verborgen haben, welche sich am Ende der Schlucht befinde und wo sich kein Baschkir hineinwagen könne.

Wir ließen nun unsere Pferde beim Feuer unter der Aufsicht eines Baschkiren, denn an's Reiten war in dieser engen, mit Steintrümmern bedeckten Schlucht nicht zu denken, und machten uns auf den Weg zur Schai-

tanshöhle. An Ort und Stelle angelangt, entdeckte ich eine Oeffnung von kaum zwei Arschin Höhe, die schräg in den Gypsfelsen hinein führte, sich nach innen erweiterte und als ein langer dunkler Gang mit einer Krümmung im Gestein verschwand. Mehr war von außen nicht zu sehen. Ich that nun einen Schuß in die finstere Höhlung: er verhallte ohne weiteres Ergebniß dumpf im Innern der Höhle. Meine Baschkiren aber, und selbst Muchamet, blieben scheu vor dem Eingange stehen, und keiner von ihnen wollte es wagen in die Höhlung hinein zu gehen, wobei Muchamet mir mit fester Stimme bemerkbar machte, daß ich wohl aus Erfahrungen wisse, wie wenig er den Bären fürchte, daß er aber keinen Falls die Höhle betreten wolle und auch mir dringend davon abrathe. Es gäbe ja Bären genug im Ural, und diesen müsse wahrscheinlich doch schon der Schaitan geholt haben und die Mühe umsonst sein. Im Grunde brauchte ich keinen Gehülfen gegen den Bären, mit dem ich schon allein fertig werden wollte; doch da ich in der einen Hand meine geladene Flinte, in der andern aber den stark mit Eisen beschlagenen Querspieß halten mußte, so war mir Muchamet höchst nothwendig, um in der dunkeln Höhle das brennende Kienholz zu halten. Aber all mein Bitten und Zureden war vergebens. Muchamet blieb bei seinem „juck Gasred kirick mas," welches in der türkisch-tatarischen Sprache so viel heißen soll, als: „Nein, Herr, ich will nicht." Es blieb mir also weiter nichts übrig, als das Abenteuer allein zu bestehen, so unbequem und gefahrvoll dies auch sein mochte. Ich nahm daher den Querspieß unter den Arm, das Gewehr in die rechte Hand und in die Linke ein brennendes Kienholz; so bepackt, trat ich entschlossen in die dunkle Höhle.

Vorsichtig um mich her blickend, mochte ich wohl zwanzig Schritte vorgegangen sein, als der anfänglich schmale Gang sich an Höhe und Breite erweiterte, und mit einer Biegung gerade unter das Gebirge hineinführte. Unheimlich flimmerten die weißen Gypswände, und von der Decke tröpfelte Wasser, welches sich am Boden — der voller Steintrümmer lag — in kleinen Pfützen sammelte. Mit scharfen Blicken umherschauend, mochte ich wohl kaum funfzig Schritte vorgedrungen sein, als ich unter vielen Gypsblöcken und Geröllen die hintere Wölbung erkannte und mich überzeugte, das Ende der Höhle erreicht zu haben. Hier nun — kaum zehn Schritte

von mir entfernt — erblickte ich plötzlich den Bären in einem Winkel niedergekauert, wie er durch das flackernde grelle Licht geblendet und durch die ihm wunderbare Erscheinung überrascht, sich auf seine Hinterbeine setzte und mich mit glotzenden Augen anstarrte. Rasch wollte ich meine Flinte richten, doch so beladen wie ich war, wurde es mir schwer, dem Rohre die nöthige Richtung zu geben, und in der Eile fiel mir der brennende Kienspan aus der Hand, verlöschte am feuchten Boden unter lautem Zischen und ich befand mich plötzlich in stockfinsterer Dunkelheit! — Zu meinem Glücke mochte wohl der Bär von dem schnellen Uebergange eines grellen Lichts zur völligen Dunkelheit überrascht sein, denn er verhielt sich völlig ruhig, aber auch ich rührte mich nicht. So sehr ich auch unter andern Umständen gewünscht hätte, mit dem Bären in's Handgemenge zu kommen, so gehört doch ein Kampf in völlig dunkler Nacht nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Einige Minuten war Alles still um mich her, nur das Schnaufen und ein leises Stöhnen des Bären war zu hören, und einzelne Wassertropfen, die von der Decke herabträufelten, unterbrachen die schauerliche Stille.

Es war eine höchst eigenthümliche Lage, tief in der Erde und bei völliger Dunkelheit, sich in einer so interessanten Nachbarschaft zu befinden, wo jeder Schritt vor- oder rückwärts gewagt erschien. Alle meine Sinne waren in höchster Aufregung und schnell war mein Angriffsplan gefaßt. Noch stand ich mit vorgestrecktem Gewehr und dem Vorsatze, nur dann erst zu feuern, wenn ich den Bären mit dem Lauf meiner Flinte würde berührt haben; doch da Alles still blieb, zog ich leise ein Päckchen mit Zündhölzern aus der Tasche, nahm eine Menge derselben und entzündete sie mit einem schnellen Zuge an der nahen Gypswand. So wie es hell wurde, erkannte ich sogleich den Bären wieder in seiner frühern sitzenden Stellung, die grünlich schimmernden Augen auf das Licht gekehrt. Rasch warf ich nun das Rohr des Gewehrs auf den linken Arm, während ich die brennenden Zündhölzer in der Hand hielt, faßte den Bären so gut auf's Korn, wie es in dieser unbequemen Stellung möglich war und brannte nun mit beiden Läufen zugleich ab. Alles dies war das Werk einiger Sekunden. — Kaum aber war der doppelte Schuß gefallen und ich wieder in tiefster Finsterniß, als ich ein Geräusch und lautes Stöhnen ver-

nahm. Kaum hatte ich so viel Zeit, mich an die Felsenwand zu schmiegen und meinen Querspieß vorzustrecken, als ich auf das Deutlichste fühlte, wie ein rauher, wolliger Körper an meiner linken Seite vorbeirauschte, und, ohne meinen Querspieß berührt zu haben, sich im Gange verlor. Eine Zeitlang horchte ich noch; da aber Alles still blieb, zündete ich wieder einige Zündhölzchen an und untersuchte vorsichtig den Winkel des Bärenlagers. Ich fand einen Gypsblock, der ganz mit frischem Blute bedeckt war, und entdeckte auch Blutspuren im Gange. Ich war demnach überzeugt, nicht fehlgeschossen zu haben, warf nun meine Flinte über die Schulter, den Querspieß in der Hand, und indem ich immer ein Zündhölzchen nach dem andern anzündete, sah ich bald das Tageslicht schimmern und trat, ohne den Bär gefunden zu haben, aus der Höhle hervor. Hier aber wurde ich recht überrascht, Muchamet und einige Baschkiren mit vorgestreckten Querspießen vor dem Eingange zu finden, welche mir versicherten, daß sie wohl meinen Schuß gehört und sich daher schnell vor die Höhle gestellt, aber keinen Bär gesehen hätten. Es war nun klar, daß sich der Bär entweder in der Höhle verkrochen oder diese einen andern Ausgang haben müsse. Es blieb mir also weiter nichts übrig, als die Höhle noch einmal zu untersuchen und ich nahm daher, nachdem ich mein Gewehr wieder geladen, ein hellbrennendes Kienholz, um alle Seitenspalten und Höhlungen im Gange, wo der Bär verschwunden war, genau zu besichtigen. Kaum zehn Schritte vom Eingange der Höhle fand ich schon Blutspuren und hinter einem Felsblock, in einer großen Querspalte, auch bald den Bär, mit dem Kopf in der Spalte liegend und den Rücken mir zugekehrt. Ich berührte ihn zuerst leise mit dem Lauf meiner Flinte, dann stärker und zuletzt rüttelte ich ihn derb, doch — der Bär war todt!

Es war ein allgemeiner Jubel, da meine Baschkiren hörten, der Bär sei erlegt, und alle Furcht vor der Schaitanshöhle war mit einem Male verschwunden. Schnell wurde nun im Innern der Höhle ein hellleuchtendes Feuer gemacht und der Bär mit vereinigten Kräften an's Tageslicht gefördert.

Nachdem die erste Freude vorüber war und Jeder sich an dem großen Thier satt gesehen hatte, wurde dem Bären, so lange er noch warm war, der rauhe Pelz abgezogen. Inzwischen untersuchte ich die Wunden

des Bären und fand, daß meine erste Kugel vom gestrigen Tage ihm das linke Schulterblatt zerschmettert hatte. Die eine Erbskugel war schräg in die Seite gegangen und in einer Rippe stecken geblieben, die andere wurde nicht gefunden. Meine beiden Kugeln aber, die ich ihm in der dunklen Höhle zugesendet, waren beide nebeneinander in der Brust bis zu den Eingeweiden gedrungen und mußten daher tödtlich sein.

Fröhlich kehrten wir jetzt nach dem Dorfe zurück, wo ich die Bärenhaut meinen Baschkiren schenkte und sie selbst entließ, um auf ihre Dörfer zurückzukehren."

Australien.

I.

Der Kirauea.

Auf Hawaii, der Hauptinsel der Sandwichsgruppe, welche eine traurige Berühmtheit durch Kapitän Cook's Tod erlangt hat, befindet sich der größte Vulkan der Welt, der Krater von Kirauea oder Kilauea, der sieben englische Meilen in Umfang mit 6—700 Fuß hohen Wänden hat und von einem Meere kochender Lava gefüllt ist.

Dies gewaltige Sicherheitsventil des Erdballs, das jedenfalls in seinem Innern mit den Kratern des ostindischen Archipels und selbst dem Vesuv und Hekla in Verbindung steht, da heftige Eruptionen schon mehrfach ihre Wirkungen zu ein und derselben Zeit an ihnen gezeigt haben, gährt und arbeitet in Einem fort. Im Innern des furchtbaren Kessels entstehen und heben sich stets neue Krater, die ihre heißen Schwefeldämpfe ausstoßen, Asche und Steine aufwerfen und aus der Küche unten die oberen riesigen Vorrathsräume, bis selbst zum Rand hinauf, mit geschmolzener Lava füllen, deren Strom sich nicht selten, aber jetzt freilich seltener als früher, selbst über den Rand fort vernichtend in das Thal ergießt und zerstört, was er erreicht, bis der breite tückische Strom das Meer gewinnt oder auf seiner Bahn erkaltet und erstarrt.

Nach den Berichten der Eingebornen scheint es nämlich, daß dieser Krater, der aber Feuer ausgespieen hat, so weit zurück ihre Ueberlieferungen reichen, früher viel kleiner war und deshalb auch, fast unter der Re-

gierung eines jeden Königs, das Land wenigstens einmal nach irgend einer Richtung hin verwüstete und enorme Massen von Lava auswarf; durch einen solchen Verbrauch von Material arbeitete er sich aber selber größer und weiter und grub sich durch Jahrhunderte hindurch auf der Insel, die er jedenfalls zuerst in's Dasein gerufen, nach und nach einen Spielplatz aus für seine Thätigkeit, indem er eine Weile jetzt wirthschaften kann, ehe er wieder die Nachbarschaft zu belästigen braucht.

Die meisten Inseln der Südsee scheinen überhaupt durch vulkanische Ausbrüche, an die sich dann die Koralle schloß, entstanden zu sein und die meisten, selbst die flachsten, nur mit Kokospalmen bewachsenen Inseln dieser Meeresstrecken verrathen in ihren Konturen, in der sichel- oder kreisartigen Bildung, mit welcher manchmal ein nur schmaler bis zur Oberfläche gehender Rand eine tiefere Lagune umschließt, die darunter liegende Kraft, aus der sie sich emporgehoben und die noch jetzt ihren immer etwas gefährlichen Fuß bildet. Gefährlich nämlich in so fern, als nirgends die Sicherheit geboten ist, daß jene furchtbare unterirdische Kraft nicht noch einmal dieselben Adern an derselben Stelle füllen und das dann wieder ebenso rasch zerstören kann, was es einst an's Tageslicht gehoben — und daß es geschehen kann, davon haben wir Beweise.

So lag sonst, westlich von den Kanarien, wie uns spanische Sagen erzählen, eine Insel, die achte kanarische, St. Brodon oder Borodon genannt. Ein kanarischer Seefahrer besuchte sie 1500; 1700 landete dort ein gewisser Pedro Vello. Von Palmas und Ferros Höhen konnte man sie bei hellem Wetter sehen; ein „heiliger Bischof" soll sogar eine Kolonie Christen dorthin gebracht haben, welche die Eingebornen bekehrten und tauften; aber 1759 etwa ist sie plötzlich verschollen und von der Oberfläche der See verschwunden, daß keine Spur, selbst für das Senkblei des Schiffers, zurückblieb und keiner ihrer unglücklichen Bewohner entkam, das Schicksal der Seinen zu erzählen.

Schaffend und zerstörend wirkt denn auch der Kirauea noch bis zum heutigen Tage fort; hier die Küste vermehrend durch Lavamassen, oder auch Strecken förmlich aus dem Grund heraushebend, wie in Hilobai vor noch gar nicht so langen Jahren, dort wieder vernichtend, was sich seiner Bahn

in den Weg stellt, und ein Beispiel seiner unterirdischen oder vielmehr unterseeischen Thätigkeit aus dem Jahre 1837 wollte ich hier gerade erzählen.

Im November dieses Jahres (am 7.), nahe vor Sonnenuntergang, saßen die Insulaner theils um ihren einfachen Poe versammelt, theils schlenderten sie, singend und lachend, die einst glücklichen Kinder dieser sonnigen Inseln, am Ufer auf und ab unter den wehenden Palmen und raschelnden Bananen, deren breite Blätter die frische kühle Seebrise schüttelte. Die Kinder spielten im Korallensand, jagten und neckten sich oder liefen hinaus auf den harten Strand, den die Ebbe frei gelassen, Schalthiere zu suchen und Muscheln, was die Fluth zurückgelassen und was sie an die Fremden, die schon häufig anfingen, ihre Küsten zu besuchen, gegen jene kostbaren Güter, eiserne Nägel und kleine Spiegel, bunten Kattun und andere Herrlichkeiten eintauschen konnten.

Auch Europäer hatten sich schon zu jener Zeit zwischen ihnen angesiedelt, und ein Missionär, ein Mr. Coan, hielt gerade vor seinem Missionsgebäude, das etwas von der See entfernt von Fruchtbäumen umgeben lag, mit denen der Insulaner, die sich der neuen Lehre geneigt zeigten, seine Abendversammlung in Gebet.

Der Himmel war klar und wolkenrein, der Ostpassat hatte jeden Nebelstreif davon verscheucht und die Luft, wie immer zu dieser Tageszeit, frisch und balsamisch. Wie aber die Sonne sich mehr und mehr dem Horizont neigte, schlief die Brise ein und es wurde, wie sich die Eingebornen später recht gut erinnerten, schwül, wie vor einem nahenden Gewitter. Plötzlich zeigte sich ein wunderbares Phänomen — das Wasser, das schon fast, mit der lang vorher eingetretenen Ebbe, seinen niedrigsten Stand erreicht hatte, fiel plötzlich ab, — die Fluth trat vom Lande zurück, weite Strecken hin, und ließ in wenigen Sekunden einen breiten hellen Sandstrich frei, den vielleicht, so lange sich die Insel aus dem Meere gehoben, die Luft noch nie bestrichen hatte.

Den Angelnden floß das Wasser unter der Angel fort und sie blieben auf dem Trockenen; die Knaben, die sich in der plätschernden Fluth gewälzt, sahen diese von sich fliehen, und im ersten Augenblick standen die verschiedenen Gruppen wirklich in rathlosem Staunen und wollten ihren Augen kaum trauen.

Ein Warnungsgeschrei vom Ufer aus lenkte zuerst ihre Aufmerksamkeit dorthin und sie sahen, wie ihnen einzelne der Männer mit ängstlicher Hast zuwinkten und hörten den Schrei, sich zu retten. Zwei kleine Mädchen hatten am Strande gespielt und der Vater floh hinunter, faßte sie um den Leib und trug sie in wilder, ängstlicher Hast dem hohen Lande zu, und hie und da sah man Einzelne, ohne wirklich offenbare Veranlassung, den Strand fliehen, denen Andere, mehr in Besorgniß deßhalb als in einer schon begriffenen Gefahr, so rasch sie konnten, folgten. Die Ursache sollte ihnen aber nur zu bald klar und deutlich werden: denn von draußen heran hob sich die Fluth, höher und höher, ein krystallener Berg, feenartig und furchtbar anzuschauen, mit weiß schäumendem Kamme, der wie ein riesiges Ungethüm darauf ritt und sich wie gierig vorbeugte, über die ihm verfallenen Opfer herzufallen und sie zu verschlingen.

Schon im Steigen stürmte sie heran in furchtbarer Schnelle und die armen Insulaner, die jetzt mit Entsetzen die Gefahr erkannten und fliehen wollten, hörten das donnernde Geräusch des Seeberges hinter und über sich, und kämpften machtlos und verzweifelnd gegen die Fluth, die mit ihnen spielte, wie mit den Schaumblasen auf ihrem Nacken.

Funfzehn bis zwanzig Fuß über hoch Wassermark stieg diese eine gewaltige Woge, Hütten und Fachwerk mit sich fortwaschend und die Menschen mit ihren Wohnungen, Canoes, Geräthschaften u. s. w. hoch hinauf spülend in Fruchthaine und Taropflanzungen, und wären die Bewohner dieser Inseln, Männer, Frauen und Kinder, eben nicht solch ausgezeichnete Schwimmer, Hunderte hätten an dem Tage ihr Grab in den Wellen finden müssen.

Nur wenige Minuten stand aber die Fluth in der Höhe, dann floß sie zurück, so rasch wie sie gekommen, was sie gefaßt und was sich nicht anklammern konnte an Busch und Baum, mit sich nehmend in offene See, bis wieder tief unter niedrig Wassermark — und dann zum zweiten Male stürmte sie heran, aber nicht mehr so hoch und zornig, wie das erste Mal, und wich wieder und kam zum dritten Male heran und wogte und schlug und peitschte den Strand, aber nur jetzt noch wie ein eingefangener wildgejagter Renner, der noch springt, aber von seinem Zaum schon wieder

fest und sicher gehalten wird und seine kurz gewonnene und rasch mißbrauchte Freiheit verloren hat.

Die Gefahr für das Land war vorüber, und ein zweites Heben des Meeres kaum zu fürchten, aber entsetzliche Verwirrung herrschte am Lande, und in Verzweiflung suchten die unglücklichen Bewohner der Küste die Ihrigen jetzt zusammen in der zerstörten Heimath. Mütter liefen händeringend am Ufer auf und ab und riefen nach ihren Kindern — Kinder schrieen nach den Eltern, — Weiber suchten ihre Männer, Männer ihre Frauen, und Jammer und Wehklagen grenzte an jubelnde Scenen des Wiederfindens der Geliebten.

Glücklicherweise lag gerade zu jener Zeit der englische Wallfischfänger, „Admiral Cockburn", dort in der Bai vor Anker, und der Kapitain desselben, Jones Lawrence, schickte augenblicklich, als sich das Wasser nur etwas wieder beruhigt hatte, seine Boote aus, denen Hilfe zu bringen, die von der fruchtbaren Strömung in See hinausgeführt waren, und zwölf Schwimmer wurden durch die Bemühungen der Seeleute gerettet.

Nur elf kamen wirklich in den Wellen um, und die meisten von diesen waren sehr wahrscheinlich durch die Gewalt der Wasser gegen das Ufer oder die Bäume geschleudert und dadurch ihrer Besinnung beraubt worden; ein Anderer starb noch später an den Folgen der erhaltenen Quetschungen, und der Verlust an Menschenleben stellte sich keineswegs als so sehr bedeutend heraus; etwa hundert Gebäude wurden aber total zerstört und auseinandergestreut, und die Bewohner verloren fast Alles, was sie bis dahin das Ihre genannt.

Merkwürdigerweise fand dies Phänomen aber nicht allein an diesem einzelnen Punkte der Küste statt, sondern an all den verschiedenen Inseln der ganzen Gruppe; am stärksten jedoch an den nördlichen Theilen von Hawaii und Maui, besonders in Hilobai und Wailuku. An der Südseite von Maui stieg das Wasser nur etwa 8 Fuß und weiter westlich noch weniger.

In Wailuku, wie die Fluth plötzlich und mit einem Schlage zurückgetreten war, hob sie sich, wie in Hilobai, einer Wand gleich und stürzte dann mit reißender und furchtbarer Schnelle an's Land zurück, Alles vor sich hin und ein ganzes Dorf in einen Fischteich waschend, der dicht da-

hinter lag und etwa zwei Miles im Umfang hatte. Ueberall war der Verlust an Menschenleben zu beklagen, immer aber doch nur verhältnißmäßig sehr gering, denn wäre die Fluth mit solcher Gewalt in der Nacht über die unglücklichen Strandbewohner hereingebrochen, so viel Hunderte hätten dann vielleicht ihr Grab in den Wellen gefunden.

Ein unterirdischer Ausbruch jener geheimnißvollen, in der Tiefe arbeitenden Kraft, die eine ihrer Werkstätten dem Menschenauge auf Hawaii sichtbar gelegt, muß jedenfalls die Ursache dieser merkwürdigen Naturerscheinung gewesen sein; den Eingebornen aber war es die furchtbare Göttin Peele, die Bewohnerin des Kirauea, die den Grund des Meeres schüttelte und den Sterblichen kündete, daß sie zürne.

II.

Australische Buschklepper.

Im Oktober 1852 kehrte eine Gesellschaft von Engländern, die ihren Golddurst in den Minen gestillt hatten, zwei Männer und zwei junge ihnen nah verwandte Damen, nach Melbourne zurück, wohlweislich ohne die gefundenen Schätze bei sich zu führen, und die Regierungs-Empfangscheine über Ablieferung des Gefundenen zu sicherer Beförderung nach Melbourne in die Kleidungsstücke der Frauen eingenäht.

Trotz der bösen Nachrede, die die Strecke von Black Forest wegen räuberischer Anfälle, die in ihr verübt wurden, trägt, hatten jene Viere doch den Weg durch dieselbe genommen. Eines Morgens hatten sie sich eben an dem Platze, wo man die Nacht zugebracht hatte, ganz gemüthlich zum Frühstück niedergelassen, als ein eigenthümlich schrillender Ton an ihr Ohr schlug. Es war das Kuä, das als Nothruf und Hülfeschrei unter den Goldgräbern eingeführt worden und, auf die rechte Art von dem



Strasſenräuber in Australien



Schreienden hervorgestoßen, bei stillem Wetter mehr als eine halbe Stunde Weges im Umkreis vernehmbar ist.

Rasch folgte ein Kuä dem andern, bis die Bäume selbst den Schall von sich zu geben schienen. Die Lagernden sprangen rasch auf, sahen zunächst einander erschrocken an und blickten dann um sich her, rathlos, wohin und wem sie zu Hülfe eilen sollten. Als aber nach einer kleinen Pause der Laut noch einmal klagender als vorher ertönte, konnte man die Richtung, aus welcher er kam, deutlich unterscheiden. Sogleich stürzten die Männer, die Pistolen in der Hand, dieser Richtung zu, und ihnen nach eilten die Frauen, so rasch sie es vermochten. Der Weg, den sie einschlugen, führte sie in ein Dickicht, welches immer dichter und dunkler wurde; der Hülfeschrei war verstummt, und die Männer riefen nun zum Zeichen ihrer Annäherung gleichfalls ihr Kuä. Aus nicht zu großer Ferne erwiderte jetzt mit schwacher Stimme ein kaum hörbares „Zu Hülfe! zu Hülfe!" Ein paar Schritte weiter ließ sich ein dumpfes Stöhnen vernehmen — doch schon nach wenig Augenblicken, in denen sie ihren Lauf beschleunigten, fielen ihnen zwei Männer in's Gesicht, die nahe bei einander an zwei Bäume festgeknebelt waren. Ein dicker Strick war um ihre Leiber, Arme und Beine geschlungen, so daß sie kein Glied zu regen vermochten. Von dem langen angestrengten Schreien um Hülfe schienen sie ganz erschöpft.

Unverzüglich warfen die Herankommenden ihre Pistolen zu Boden, griffen nach Messer und Tomahawk und machten sich damit an das Werk der Befreiung. Aber die Stricke waren so dick, so mächtig verschürzt, daß es keine leichte Arbeit war, die Geknebelten aus ihren Banden zu erlösen; zugleich hinderte an einer rascheren Hülfeleistung das wenige Licht, welches von dem Dickicht zugelassen wurde. Endlich war Einer der Gefangenen befreit; allein er schien so ganz und gar erschöpft, daß es der vereinten Anstrengung beider Retter bedurfte, um den großen, stämmigen, schweren Mann vor dem Umfallen aufrecht zu erhalten. Während ihn Einer fortdauernd stützte, machte der Andere nun auch den Zweiten los. Kaum aber hatte der Letztere Hände und Füße von ihrer Umstrickung frei, als er ein lautes Kuä ausstieß, und alsbald brachen aus dem nächsten Dickicht vier bewaffnete Kerle hervor, die auf die Goldgräber losstürzten. Die Befreier, von den durch sie Befreiten umklammert und der Messer beraubt,

ohne ihre Waffen gebrauchen zu können, die am Boden lagen, erkannten nun freilich, daß die Geknebelten nur dazu gedient hatten, sie in die Falle zu locken und einer Bande in die Hände zu liefern.

Jessie, die Jüngere der Damen, faßte die andere bei der Hand und flüsterte ihr wie in plötzlicher Eingebung zu: „Ich hab' unterwegs eine kleine Anhöhe bemerkt, laß uns von dort nach Hülfe umsehen!“ Damit duckten Beide sich nieder und krochen möglichst geräuschlos jener Gegend zu. Richtig: da war eine Anhöhe, freilich eine unbedeutende; allein sie bot doch eine weitere Aussicht und einen weitern Umblick, als irgend eine andere Strecke im Black Forest.

Hier angelangt, konnten sie hören, wie die Spitzbuben unter Fluchen und Schimpfen die Ueberfallenen zu dem Platze führten, wo diese die vorige Nacht zugebracht hatten: was wird ihr Schicksal sein, wenn dort die Räuber kein Gold finden und vergeblich nach Auslieferungs-Scheinen suchen? Als dieser Gedanke Jessie durchzuckte, erhob sie ihre Stimme zu einem lauten Kuä, welches sie in den Minen trefflich erlernt hatte. Gleich darauf erfolgte ein Schuß. Jessie stieß ein Kuä über das andere aus, so daß der Wald davon wiederhallte, und ihre Gefährtin stimmte nach Kräften ein. Nun hielt Jessie ein wenig inne und horchte. Ihr geübtes Ohr vernahm herbeieilende Schritte, und abermals erschallte ihr Kuä! Die Tritte kamen immer näher und bald rief eine Stimme: „Frauen in Gefahr!“ Fast zugleich mit dieser männlichen Stimme brach aus dem Dickicht eine mannhafte Gestalt hervor, dann noch eine, und hinter dieser eine dritte.

„Folgt mir! Folgt mir!“ rief Jessie, voraneilend; die Männer stürzten ihr nach. Es dauerte nicht lange, so hatten die Buschklepper vor dem lebhaften und unerwarteten Angriff die Flucht ergriffen und waren im Dickicht verschwunden. Die beiden Ueberfallenen standen an Bäume gebunden und waren mit dem Tode bedroht worden, wenn sie ihre Schätze nicht auslieferten. Ihre Befreier waren ebenfalls Goldgräber, die, auf der Rückkehr begriffen, ihr Nachtlager nicht weit von dem Uebernachtungsplatz der Geretteten gehalten hatten.

III.

Die wilden Rinder in Australien.

Jenseit der wellenförmigen Ebenen, welche unseren Distrikt bildeten, lag eine ungeheure Strecke zerrissenen Landes, das, bunt zusammengesetzt aus trockenen Kreeks, Schluchten, bewaldeten Hügeln und grasbewachsenen Flächen, die merkwürdigsten Landschaften darbot und zu nichts weiter sich eignete, als zur sichern Zuflucht unzähliger wilder Rinder, die sich nicht wieder einfangen lassen und in ihren Gewohnheiten von den halbwilden Heerden völlig verschieden sind. Sie haben diese fast unzugänglichen Gegenden seit langer Zeit zu ihrer Heimath gewählt und wagen sich freiwillig nie wieder in das offene freie Gebäude hinaus. Hier läßt man sie ungestört, ausgenommen wenn gezeichnete und gezähmte Rinder, welche das ebene Land verlassen und sich ihnen beigesellt haben, von dem Ansiedler und seinen Leuten verfolgt werden; denn wenn man diese nicht schnell wieder aufsucht und zurücktreibt, so werden sie bald so unbändig und unerreichbar wie die andern. Ein Ereigniß dieser Art, das gewöhnlich nach der Winterzeit stattfindet, wo die Rinder die meiste Neigung haben, sich zu verlaufen, hat gewöhnlich eine Zuschrift ungefähr folgender Art zur Folge:

„Verehrtester!"

„Einige unserer Rinder sind in den Schluchten hinter unserer Station gesehen worden und ich will morgen den Versuch machen, sie wieder zurückzutreiben. Da sie bereits seit mehreren Monaten vermißt werden, so ist es hohe Zeit, ihnen den Weg zu zeigen. Wollen Sie uns begleiten? Ich möchte fast behaupten, daß auch einige von Ihren Rindern sich verlaufen haben. Kommen Sie gegen Abend herüber und bringen Sie einen Viehhüter mit, wir können dann mit „Amos," der sich hier einfinden und sich uns anschließen wird, das Nöthige verabreden."

In einem solchen Falle wäre es unnachbarlich, seinen Beistand zu versagen, und so trabten auch wir bei dieser Gelegenheit, sobald wir unsere

Pferde erlangen konnten, in den Nachmittagsstunden nach der benachbarten Station, um die Einladung persönlich zu beantworten. Unsere Anordnungen waren bald getroffen. Man hielt es für das Beste, sich noch am Abend in die Schluchten zu begeben und dort zu übernachten, damit wir für unser Geschäft den ganzen nächsten Tag vor uns hätten. Unsere Gesellschaft bestand aus fünf Reitern, die zu einer solchen Expedition meist sehr gut geeignet waren, und mein Freund, der Verfasser der mitgetheilten Zuschrift, öffnete beim Aufbruch seine Gehege in der festen Zuversicht, daß wir sie bei unserer Rückkehr brauchen würden.

Aber unser mächtigster Bundesgenosse, unsere Hauptstütze war „Amos,“ ein Mann, so einzig in seiner Art, daß eine kurze Schilderung desselben dazu dienen wird, unseren Weg nach den Schluchten zu kürzen. Es war ein eingeborner Weißer und hatte sich sein Leben lang nur mit Viehzucht beschäftigt. Seine Eltern hatten ihm bei seiner Geburt einige Kühe geschenkt, und jetzt war er durch Zeit und Betriebsamkeit der Eigenthümer von vielen tausend Rindern. Aber obgleich er die Mittel dazu besaß, so fühlte er doch kein Bedürfniß, in seiner Lebensweise eine Aenderung oder Verbesserung vorzunehmen oder auf irgend eine Weise von seinem beschwerlichen und mühevollen Geschäfte auszuruhen. Es war in der That ein Mann, der nicht ganz zahm zu machen oder an's Haus zu gewöhnen war; seine Schwartenhütte war Alles, dessen er für die Nacht bedurfte und auswärts war seine Heimath im Sattel, der bei ihm nie länger hielt als ein Jahr. Ein Feind vieler Worte und in Bezug auf fremde Angelegenheiten nichts weniger als neugierig, hatte er es sich zum Wahlspruch und Gesetz gemacht, „sich nur um seine eigene Sache zu kümmern,“ und obgleich er daher jederzeit bereit war, zu helfen und beizustehen, so kam er doch außerdem mit seinen Nachbarn nur wenig in Berührung. Er schien seinen ganzen Ehrgeiz darein zu setzen, zu sein, was er war — ein Orakel in allen Dingen, die sein Geschäft berührten, und der kühnste Reiter im ganzen Distrikte, ein Reiter, welchem es immer gelang, die verfolgten Thiere einzuholen, wohin sie auch ihren Weg nahmen, und der sich nie besann, sobald es galt, ihnen einen Abhang hinab zu folgen. Es war ihm viele Meilen in der Runde jeder Zoll Landes bekannt, und er konnte Monate lang ohne Ermüdung Tag für Tag derselben Lebensweise folgen, indem

er zu früher Stunde sein Pferd bestieg und von einem Theile seines großen Weidegebietes nach dem andern ritt.

Eine starke Dosis Thee, das gewöhnliche Getränk bei solchen Expeditionen, scheuchte den Schlaf von meinen Augen und es wurde Mitternacht, ehe ich dem Beispiele meiner Gefährten folgen konnte, von welchen allmählig einer nach dem anderen in einen Zustand süßer Vergessenheit versunken war. Aber ich konnte sie nicht beneiden, denn ich fühlte mich durch die wilde, unentweihte Schönheit der Nachtscene für die mir mangelnde Ruhe reichlich entschädigt.

Wir lagerten in einer grünen Schlucht zwischen zwei gut bewaldeten Hügeln, nahe an einem Flusse, der, wie die meisten australischen Gewässer, zu gewissen Zeiten ein brausender Strom sein mochte, jetzt aber eine Reihe stiller, kleiner Seen bildete, auf welche der Mond des Mittsommers seinen sanften Lichtstrahl warf. Unsere Pferde graseten auf einer nahen Wiese, und das Klirren ihrer Fußketten erklang immer matter und matter, je weiter sie sich entfernten. Der Wald, in welchem bei Tage ein so drückendes Schweigen herrschte, schien jetzt ganz voll Leben zu sein; auf allen Seiten umflatterten uns Fledermäuse; das Opossum und das fliegende Eichhörnchen sprangen von Baum zu Baum und beantworteten mit ihrem durchdringenden Geschrei das Quaken des Riesenfrosches am Ufer und den Ruf des wilden Enterichs, wenn er sich auf das Wasser niederließ, und endlich erscholl aus der Ferne von Zeit zu Zeit das tiefe Brummen oder das gellende Geschrei eines Ochsen, als hätte er uns die Versicherung geben wollen, daß unsere Jagd am nächsten Tage nicht erfolglos sein würde.

Ich bin weit entfernt, den Vorzügen eines wilden Lebens das Wort zu reden; ich bin vielmehr nach einigen Erfahrungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein gewisser Grad von Beschränkung unserem Gedeihen und Glücke sehr förderlich sei; aber es ist auch nicht zu leugnen, daß in diesem freien Nomadenleben unter dem sonnigen Himmel und in den mondhellen, von den prächtigen Sternen der südlichen Hemisphäre erleuchteten Nächten Australiens ein mächtiger Zauber liegt, und als ich, in meinen Mantel gehüllt, mich auf mein Rasenbett streckte, fühlte ich einen geheimen Trieb mit Jenen zu sympathisiren, die dem wilden und kunstlosen Leben eines

Ansiedlers anhangen, und Jeden zu bedauern, der bei dem Gedanken an „eine Nacht im Busche" nur an Beschwerden denkt.

Bei Tagesanbruch verließen wir unsern Lagerplatz, um hinlängliche Zeit zur Auffindung der Spur zu haben, die man, wie ich erfuhr, vielleicht zwei bis drei Stunden verfolgen mußte, ehe man erwarten durfte, die Thiere zu Gesicht zu bekommen, und da es bei einem solchen Jagdzuge herkömmlich ist, einen von der Gesellschaft zum Anführer zu ernennen, so wählten wir einstimmig unseren erfahrenen, wenn auch etwas excentrischen Nachbar „Amos den Eingebornen."

Nachdem wir eine Stunde lang unsere Blicke fast nicht vom Boden abgewendet und uns selber kaum einen Augenblick aus unserer gebückten, forschenden Stellung erhoben hatten, wurde endlich am Abhange eines Hügels eine Spur entdeckt, die jedoch in dem langen starken Grase nur schwer zu erkennen war, bis wir endlich, nachdem wir sie eine Weile langsam verfolgt hatten, in einer trockenen Bucht auf mehrere andere Fußstapfen stießen. Sie führten nach der Niederung und wahrscheinlich nach dem Wasser, wo wir Rinder zu finden hofften; aber wir sahen uns getäuscht. Endlich zeigte uns eine Ebene in der Nähe eines schmalen Bächleins unzählige Hufspuren, die einander in allen Richtungen durchkreuzten, und etwas weiterhin gelangten wir zu einer Stelle, die erst kürzlich der Schauplatz eines Kampfes zwischen zwei wilden Stieren gewesen war, denn der Boden war aufgerissen, das Gras rings umher niedergetreten, und es fragte sich nur, wann dieser Kampf stattgefunden hatte, denn die Vögel waren ausgeflogen.

„Sie sind heute Morgen vor Tagesanbruch hier gewesen," sprach Amos, „diese Spuren sind frisch wie gemalt." Wilde Rinder kommen nämlich in der Regel bei Nacht an's Wasser und nicht wie die zahmeren Heerden während der Mittagshitze.

Bald nachher führte uns die Spur in eine so enge Schlucht, daß nicht zwei Reiter neben einander Platz hatten; wir ritten daher einzeln und erwarteten mit einem Gefühle unterdrückter Aufregung, das sehr belebend war, jeden Augenblick auf die verfolgten Thiere zu stoßen. Endlich blieben wir wieder stehen.

„Eine saubere Geschichte," sprach unser Anführer, indem er am Fuße

einer hohen Bergreihe sein Pferd anhielt und zaghaft an den mit Felsenblöcken und kurzem dichten Strauchwerk, sogenanntem „Scrub", bedeckten Abhängen empor sah. „Sie sind hier stracks hinaufgegangen. Ich dachte es wohl, daß sie uns etwas vortanzen würden, als wir sie nicht am Wasser fanden."

Es war nicht zu ändern, wir mußten den Berg hinan und unsere Pferde hinter uns herziehen. Ich hatte unglücklicherweise ein Pferd, das nicht vorwärts wollte, sondern mich allemal einen Schritt zurückzog, sobald ich drei Schritte emporgestiegen war. Dies ist bei der Erklärung eines Berges, der so steil ist, daß es schon an sich viel Mühe kostet, hinanzukommen, keine geringe Geduldprobe, und ich erinnere mich, daß mir während dieser Anstrengung ziemlich alle Lust zur Rinderjagd verging.

Aber ich kam trotzdem vorwärts, und nachdem uns die Spur höher, als wir erwartet hatten, emporgeführt, wurde sie auf einem steinigen Bergrücken plötzlich wieder undeutlich, und wir mußten abermals Halt machen.

„Wir sind ihnen jetzt hart auf den Fersen," sprach unser Führer; „sie sind kaum vor fünf Minuten hier gewesen; eines von ihnen hat sich da gesonnt (ich blickte nach der Stelle, auf welche er hindeutete, ohne einen Unterschied zwischen ihr und der nächsten Umgebung entdecken zu können), und wenn sie uns nicht gehört haben und auf den anderen Wegen entflohen sind, so müssen wir sie augenblicklich zu Gesicht bekommen."

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als wir ganz in unserer Nähe ein dumpfes Getrampel hörten und im nächsten Augenblicke bemerkten, daß eine Anzahl Rinder auf der anderen Seite des Bergrückens, über welchem nur ihre Hörner hervorsahen, sich eilig aus dem Staube machte. Wir galoppirten augenblicklich Hals über Kopf hinter ihnen her.

Ungeübt wie ich war — denn ich befand mich zum ersten Male auf einer solchen Jagd, — sah ich mich sehr bald weit im Hintertreffen, und indem ich es daher meinem Viehhüter überließ, außer seinem eigenen Dienst bei dem Geschäft auch noch den meinigen zu verrichten, begnügte ich mich, der Jagd in mäßiger Entfernung zuzuschauen.

Sobald man Rinder verfolgt, nehmen sie ihre Zuflucht jedesmal nach einem Abhange, welches Terrain ihrem Körperbau in so hohem Grade zusagt, daß ein Thier, welches bei der Erklimmung eines Berges fast er-

schöpft ist, nur den Gipfel zu erreichen braucht, um, von der Schwere seines eigenen Körpers getrieben, auf der anderen Seite so schnell wie möglich hinabzulaufen.

So galoppirten Menschen und Thiere unaufhaltsam bergunter. Am Fuße der Höhe befand sich ein ausgetrocknetes Kreek, und etwas weiter zur Linken bildeten zwei abhängige, einander gegenüberstehende Berge eine enge Oeffnung, nach welcher, als dem einzigen Ausgange, die Rinder ihren Weg nahmen; unglücklicher Weise war dies die falsche Richtung, und es kam daher darauf an, wer zuerst dahin gelangte, die Verfolger oder die Verfolgten.

Der Abhang wurde an seinem Fuße immer steiler und steiler, und es war ein banger Anblick, als die Jäger über die lockeren, hinter ihnen herrollenden Steine hinabsprengten und dabei bald in das „Scrub" versanken, bald plötzlich wieder daraus hervortauchten, jetzt über gefallene Bäume setzten und dann wieder mit großer Schnelligkeit sich bücken mußten, um nicht von überhangenden Zweigen aus dem Sattel gerissen zu werden, während die Haltung der Pferde auf diesem abschüssigen Wege mehr an das Känguruh als sonst etwas erinnerte. Einer muß unvermeidlich den Hals brechen, dachte ich, aber ich war ein arger Neuling in dieser Sache und wußte damals noch nicht, daß eine solche Jagd zu den eigenthümlichen Gebräuchen des Landes gehört.

Es schien zwischen dem Viehhüter meines Freundes und unserem unschätzbaren Verbündeten „Amos" eine Art Wettkampf stattzufinden, und hierzu hatten sie allerdings ein sehr günstiges Terrain gewählt. Die freie Ebene bot ihnen nicht Schwierigkeiten genug. An einem zerrissenen Abhang hinunterzusprengen, gilt für den entscheidenden Beweis der Reitkunst, und in Folge dieses Wettstreites wurde bei diesem Ritte noch mehr Energie gezeigt, als es vielleicht außerdem der Fall gewesen wäre.

Der Vortheil schien sich seither nach beiden Seiten zu neigen, bis in dem Augenblicke, wo die wilde Heerde in das Kreek gelangte, ein schwarzer Stier, der mit der Oertlichkeit jedenfalls bekannt war, von den übrigen sich trennte und ihnen gerade nach der Oeffnung voranlief. Er war ein edles Thier ohne irgend ein Zeichen, und sein rundes Gazellenauge schien Feuer zu sprühen, als er mit schäumenden Lippen seinen ungestümen Lauf

verfolgte. Man mußte ihm auf jede Gefahr den Weg versperren, denn wenn einmal ein Thier den Leiter macht, so werden ihm die übrigen jederzeit nachfolgen; aber der Stier hatte bereits einen bedeutenden Vorsprung erlangt und war jetzt der Oeffnung so nahe, daß man ihn, wie es schien, kaum mehr aufhalten konnte.

Nur ein mit lockeren Steinen bedeckter Abhang, so steil, daß selbst der wüthende Stier sich abgewendet und einen anderen Weg genommen hatte, bot jetzt noch die einzige Gelegenheit, ihm zuvorzukommen. Zwei Männer sprengten darauf zu, aber nur einer wagte sich hinunter, der andere blieb stehen und sah ihm nach. Im nächsten Augenblicke stand ein Reiter in der Oeffnung; der schwarze Stier nahm eine andere Richtung und das Knallen einer Peitsche, das in den Bergen wiederhallte, verkündete den Thieren, daß „Amos" — denn er war es — das Ziel eher erreicht hatte als sie.

Dies gab der Sache den Ausschlag, und alles Uebrige war verhältnißmäßig mit geringer Mühe verbunden. Die Rinder wurden eine Weile zum Stehen gebracht, und nachdem wir uns überzeugt hatten, daß die Flüchtlinge, die wir verfolgten, sich unter ihnen befanden, geleiteten wir die ganze Heerde heimwärts, denn sie zu treiben war überflüssig, da sie offenbar entschlossen waren, so lange zu laufen, als ihre Beine sie tragen konnten, während wir selber nichts weiter zu thun hatten, als sie zusammenzuhalten und ihnen bei jeder Schlucht, die von unserer Richtung ablenkte, zuvorzukommen. Dann und wann konnte eines der Thiere vor Erschöpfung nicht mehr weiter und drohte Jedem, der ihm nahen wollte, mit dem Tode, oder nahm, durch den stürmischen Lauf fast erblindet, eine andere Richtung, von welcher es sich nicht wieder abbringen ließ. Aber dies waren die einzigen Ausnahmen. Mit der übrigen Heerde erreichten wir glücklich das ebene Land, wo wir, den vom Boden uns gewährten Vortheil benutzend, unsere Rinder heraussuchten und ihre wilden Gefährten wieder frei ließen.

IV.

Ein Schiffbruch in den Gewässern Neuhollands.

An der Nordostküste des australischen Festlandes oder Neuhollands liegen verschiedene Inseln, wie die Cumberlands-Inseln, die schöne und waldige magnetische Insel, die Restaurations- und die Boydan-Insel. Weiter hinauf, und zwar schon in der Torresstraße, liegen die Booby-, die Murray-, die Darnley-Insel u. a. m. An sich haben diese meist nur kleinen Inseln weiter nichts Merkwürdiges, wohl aber ihre Bewohner, die zwar, ebenso wie die Eingebornen des Festlandes, den Papuas angehören, sich aber in manchen Stücken von jenen unterscheiden. Sie haben eine sanftere Stimme und ihre Sprache scheint von dem neuholländischen Sprachstamm ganz abzuweichen. Ihr Haar ist wellenförmig kraus; in den Ohren pflegen sie knöcherne Stäbe zu tragen; auch sind die Spitzen ihrer Wurfspieße aus Knochen gemacht.

Nach den Inseln südlich von Cap York oder von Neuhollands äußerster Nordspitze, scheinen die Eingebornen der Murray- und anderer Inseln der Torresstraße besonders zur Zeit der östlichen Monsoons, welche von den Schiffen zur Fahrt von Sidney und anderen Häfen der australischen Kolonien nach Indien vorzugsweise benutzt werden, herunterzukommen, um auf irgend einen Schiffbruch zu lauern, wo sie dann sofort, wie durch einen Zauberschlag, sich einfinden; ebenso wie in den südamerikanischen Pampas der Jäger kaum ein Wild erlegt hat, als auch schon unzählige Geier herbeifliegen, obwohl noch kurz zuvor nicht ein einziger zu sehen gewesen war. Die Scharfsichtigkeit jener Eingebornen gleicht sehr der dieser Vögel, freilich ist auch ihre Raub- und Blutgier eine ähnliche. Hiervon wären manche traurige Beispiele zu erzählen; wir beschränken uns einstweilen auf das folgende.

Der „Charles Eaton", nach Canton in China bestimmt, segelte am 29. Juli 1844 von Sidney, und nahm natürlicher Weise den Weg längs der neuholländischen Nordostküste, als den kürzesten und durch die Torres-

straße in die Gewässer des indischen Archipels führend. Wind und Wetter waren Anfangs sehr günstig, bis in der nördlichen Gegend des großen Barrierriffes (einer parallel mit der neuholländischen Nordostküste laufenden, langen Kette von Korallenriffen) trübes, regnerisches Wetter sich einstellte. Hierdurch wurde es dem Kapitän unmöglich, die erforderlichen astronomischen Beobachtungen, zu genauer Ermittelung der geographischen Breite und Länge, anzustellen, und so gerieth das Schiff zwischen die Riffe, die am 15. August, ungefähr 10 Uhr Vormittags, plötzlich sichtbar wurden. Der Kapitän ließ augenblicklich die Segel drehen und zwei Anker fallen, allein ohne Erfolg; das Schiff stieß auf eine Klippe und zwar mit solcher Heftigkeit, daß Kiel und Ruder sofort sich ablösten und das Schiff ein vollständiges Wrak wurde.

Es waren mit den Jollen im Ganzen vier Böte vorhanden, die nun der Kapitän sogleich auszusetzen und mit Trinkwasser und Lebensmitteln zu versehen befahl. In ihnen sollte die Fahrt durch die Torresstraße nach Timor — eine Strecke von 170 bis 180 deutschen Meilen — unternommen werden. Die Schiffsmannschaft bestand aus 24 Personen, und als Passagiere befanden sich am Bord: ein Engländer, Namens Armstrong, der Artilleriehauptmann D'Oyly von der brittisch-indischen Armee, seine Frau, zwei Kinder und eine Amme aus Bengalen.

Der dritte Steuermann Pigott, der Schiffszimmermann Constantine und ein Matrose behielten so viel Besonnenheit, in die eine Schaluppe zuvörderst Proviant, ein Fäßchen mit Trinkwasser, Waffen, Handwerkszeug und Bootsegel zu legen und sie erst dann herunterzulassen; darauf sprangen sie hinein und blieben in der Nähe des Wrakes bis zum folgenden Tage, wo noch zwei Matrosen mit Lebensgefahr zu ihnen gelangten. Mehr Personen konnten sie nicht aufnehmen, daher suchten sie nunmehr das Weite, obgleich sie keine nautischen Instrumente bei sich, sondern nur Sonne und Sterne zu Wegweisern hatten. Nachdem sie ungefähr vierzehn Tage auf dem Meere umhergetrieben waren, erblickten sie Land, welches sie für Timor hielten; es war jedoch die 60 Meilen ostwärts davon liegende Insel Timorlaut, von deren mord- und raubsüchtigen Bewohnern die Schiffbrüchigen alsbald überfallen, nach dem an der Südküste der Insel liegenden Orte Oliliet gebracht, Anfangs mit dem Tode bedroht, dann aber zu

Sklaven gemacht wurden. Jedoch im folgenden Jahre erhielten sie die Erlaubniß, mit einem Malayen-Fahrzeuge nach Amboina sich zu begeben, wo sie am 7. Oktober 1845 ankamen. Von dort gelangten sie nach Batavia, und so waren sie gerettet.

Ein ganz anderes Schicksal traf die auf dem Wrak des „Charles Eaton" zurückgebliebenen Personen. Die drei übrigen Boote gingen beim Aussetzen zu Grunde, wobei ein Matrose ertrank; und es war nun nichts anderes zu thun, als ein Floß zu bauen, womit man denn auch in sieben Tagen zu Stande kam. Der Schiffskapitän, der Schiffswundarzt, der Hauptmann D'Oyly nebst seiner Gattin, den Kindern und der Amme, Herr Armstrong und zwei Matrosen bestiegen das Floß und fuhren ab, da für mehr Personen nicht Raum war. Wie es ihnen erging, werden wir bald sehen.

Jetzt befanden sich noch der erste und der zweite Steuermann, der Proviantmeister, zwei Seekadetten, mehrere Matrosen und zwei Schiffsjungen, Ireland und Sexton, im Ganzen vierzehn Personen auf dem Wrak. Sie bauten aus den heruntergestürzten Topmasten, Spiren und anderem Holzwerke ebenfalls ein Floß, machten aus Tüchern ein Segel, suchten einige Lebensmittel zusammen und verließen die Trümmer des Schiffes, welches jeden Augenblick völlig auseinander zu fallen drohte.

Sie trieben langsam vorwärts und erreichten gegen Abend ein Riff, wo sie anhielten und übernachteten. Nach Verlauf von zwei Tagen bekamen sie eine Gruppe kleiner Inseln zu Gesicht, wo sich ihnen ein Canot mit zehn bis zwölf Papuas näherte, welche ihre Arme emporrichteten, um zu zeigen, daß sie unbewaffnet seien und überhaupt durch ihre Geberden freundliche Gesinnungen zu erkennen zu geben sich bemühten. Die Wilden kamen endlich an das Floß, stiegen hinauf und benahmen sich auch hier freundlich; sie luden dann die Schiffbrüchigen ein, das Floß zu verlassen und in das Canot sich zu begeben, was diese zu thun Anstand nahmen, bis der Seecadett Ching sich dazu bereit erklärte, mit der Aeußerung, er werde so desto eher Gelegenheit zur Rückkehr nach England finden, worauf die Uebrigen seinem Beispiele folgten. Die Wilden durchsuchten zunächst das Floß nach eisernen Geräthschaften, fanden aber nur einige Haken, die sie mitnahmen; sodann fuhren sie mit dem Canot ab und schlugen die Rich-

tung nach der kleinen, kaum eine halbe Stunde im Umfange haltenden Insel Boydan ein, die vom festen Lande etwa drei deutsche Meilen und von Cap York, Neu-Hollands äußerster Nordspitze, südsüdöstlich und ungefähr 25 Meilen entfernt liegt.

Hier stiegen Alle an's Land und beim Umhersuchen nach Trinkwasser und Nahrungsmitteln waren die Wilden den Schiffbrüchigen behülflich; die Letzteren waren jedoch durch Hunger und Anstrengungen so ermattet, daß sie kaum kriechen konnten. Nachdem sie den Landungsplatz wieder erreicht hatten, warfen sie sich voll Verzweiflung zur Erde; denn aus dem ganzen Benehmen der Wilden, welche grinsend und teuflisch lachend umherstanden, war deutlich wahrzunehmen, daß sie mörderische Absichten im Schilde führten. In diesen schrecklichen Augenblicken nahm der erste Steuermann, Clare, das Wort, ermahnte seine Gefährten, sich in ihr Schicksal zu ergeben, und las ihnen mit Inbrunst einige Gebete aus einem vom Schiffe mitgebrachten Gebetbuche vor, worauf sie alle sich der Barmherzigkeit Gottes übergaben, sich niederlegten und, erschöpft wie sie waren, sogleich einschliefen. Allein es war ein Schlaf zum Tode; denn kaum waren sie eingeschlummert, als Ireland (der Erzähler dieser Schicksale) durch großen Lärm und starkes Geschrei aufgeweckt wurde und nun sah, wie die Wilden seinen Gefährten mit Keulen die Hirnschädel zerschmetterten. Der erste, der getödtet ward, war der arme Ching, dann traf die Reihe den andern Seecadetten, Perry, und hierauf den zweiten Steuermann, Mayer; nun wurde die Verwirrung so groß, daß Ireland nicht mehr genau sah, was vorging. Der Letzte, den der Tod ereilte, war der Steuermann Clare, der noch den Versuch machte, nach dem Canot zu entkommen, aber eingeholt und durch einen Keulenschlag sofort getödtet wurde.

Ireland und der andere Schiffsjunge mußten nunmehr des nämlichen Schicksals gewärtig sein, und jener erzählt das Weitere darüber folgendermaßen:

„Ein Wilder kam auf mich zu mit einem Messer, um mir die Kehle durchzuschneiden; aber indem er dies zu thun im Begriffe war, und mich angepackt hatte, griff ich nach dem Messer und kämpfte um mein Leben. Er warf mich zu Boden, setzte mir das Knie auf die Brust und suchte mir das Messer zu entwinden, welches ich aber krampfhaft festhielt, obgleich es

mir den einen Finger bis auf den Knochen durchschnitt. Endlich gelang es mir, oben zu kommen, worauf ich den Wilden losließ, dem Strande zueilte und mich in's Wasser stürzte; ich war jedoch zu erschöpft, um weit schwimmen zu können, kehrte daher an's Ufer zurück und erwartete nun nichts anderes, als augenblicklich niedergeschmettert zu werden. Der Wilde kam denn auch mit wüthender Geberde auf mich zu und schoß mir einen Pfeil in die rechte Brust; jetzt aber wurde er unerklärlicher Weise plötzlich ganz ruhig, führte oder zog mich eine Strecke fort und bot mir etwas Fisch und Wasser an, wovon ich indeß nichts hinunterzubringen vermochte. Während meines Kampfes mit ihm hatte ich meinen Kameraden mit einem andern Wilden handgemein erblickt und ihn demselben ein Stück aus dem Arm beißen sehen, wußte aber dann weiter nichts von ihm, bis ich auch ihn noch am Leben sah, was ihm auf ähnliche Weise wie mir geschenkt worden war. In einiger Entfernung tanzten die übrigen Wilden mit gräßlichem Geheul um ein großes Feuer, vor dem die Köpfe der Erschlagenen in einer Reihe aufgestellt waren; die Rumpfe schwammen am Gestade, wo sie durch die Strömung der Ebbe bald fortgeschwemmt wurden. Sexton und ich wurden der Obhut von zwei Wilden übergeben, welche uns mit dem Canotsegel, einer Art Matte, bedeckten, jedoch meiner Wunde, die sehr stark geblutet hatte, keine Aufmerksamkeit schenkten."

Am folgenden Tage sammelten die Wilden alle Köpfe und segelten nach einer andern Insel, Pullan genannt, wo ihre Weiber sich befanden. Ireland gewahrte hier die beiden Kinder des Hauptmanns D'Oyly, nebst dem Schiffshunde. Der älteste Knabe, George D'Oyly, erzählte ihm, daß das erste Floß bei dieser Insel angelegt habe, und alle darauf befindlichen Personen bei ihrer Landung sofort ermordet worden seien, bis auf ihn und seinen Bruder; seine Mutter sei durch einen Keulenschlag getödtet worden, sein kleiner Bruder dabei in ihren Armen gewesen, jedoch habe eines von den Weibern ihn gerettet und auch später für ihn Sorge getragen. Ireland sah das Kind in den Armen des Weibes heftig schreiend. Auch gewahrte er einige Stücke von den Cajütenthüren als Zierrathen am Vordertheil des Canots, ebenso die Köpfe der Passagiere und Mannschaft auf dem ersten Floß: die der Hauptmann D'Oyly und des Schiffscapitains Moore waren leicht zu erkennen, jener am Haar, dieser an den Gesichts-

zügen. Die Köpfe waren an einem Strick gereiht und an einem Pfahl neben den Hütten der Weiber aufgehängt. Die Wilden tanzten jeden Morgen und jeden Abend darum herum mit gräulichem Geschrei und wüthenden Geberden.

Die Zahl der Wilden belief sich ungefähr auf sechzig; sie hielten sich auf der Insel blos während der Fischfangzeit auf, und ihre Heimath war, wie sich später auswies, beträchtlich weit entfernt. Ihre Hauptnahrung bestand in Schildkröten und kleinen Fischen, welche sie mit Angel und Netzen fingen; Schalthiere wurden in großer Menge auf den Riffen gesammelt. Auf der Insel wächst auch eine Art Steinfrucht, ähnlich der Pflaume, wahrscheinlich von der Gattung der Eugenia. Sonst ist die Insel Pullan sandig und nur mit niedrigem Strauchwerk und Unterholz bewachsen. Jedoch fehlt es nicht an einer reichlich fließenden Quelle mit frischem Wasser.

Nach zweimonatlichem Verweilen verließen die Wilden die Insel in zwei Abtheilungen, welche verschiedene Richtungen einschlugen und von denen die eine Ireland und das jüngste Kind des Hauptmanns D'Oyly mitnahm. Die Fahrt ging nordwärts nach der Torresstraße; man landete und verweilte kürzere oder längere Zeit auf mehreren Inseln, bis man die Darnley-Insel erreichte, welche mitten in der Torresstraße liegt, beinahe gleichweit von Neu-Guinea und Neu-Holland entfernt. Ostwärts und ungefähr fünf Meilen davon liegt die Murray-Insel, wo ein Papua, Namens Duppar, wohnte. Als dieser von den gefangenen weißen Knaben hörte, die mittlerweile nach der dicht bei Arub liegenden Marsden-Insel oder Sirreb gebracht waren, fühlte er Mitleid mit ihnen und beschloß, sie loszukaufen, zu welchem Ende er in Begleitung seines Weibes Pamoy und mit Früchten versehen nach Sirreb sich begab, wo er die Gefangenen, gegen einen mit Früchten behangenen Pisangzweig für jeden, eintauschte. Sie wurden von ihm und seinem Weibe auf's Freundlichste behandelt; eine Eingeborene, Namens Oby, übernahm die Pflege und Wartung des kleinen D'Oyly, und das Kind gewöhnte sich denn auch bald an seine neue Mutter. Ireland half seinen gutmüthigen Pflegeeltern bei ihren häuslichen Beschäftigungen und hatte nie Ursache, sich über seine Behandlung zu beklagen. Endlich wurden er und der junge

O'Oyly von dem Befehlshaber des brittischen Schiffes „Mangles", welches bei der Murray-Insel anlegte, zufällig entdeckt und auf einem andern englischen Fahrzeuge nach Sidney gebracht. Der ältere Sohn O'Oyly's ist, wie man später in Erfahrung gebracht, ein Opfer der Mordlust oder gar des Kannibalismus der andern Wilden, die ihn und den Schiffsjungen Sexton mitnahmen, geworden; Sexton wahrscheinlich auch, wenigstens hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

V.

Goldgräber-Leben in Australien.

Ich traf am 19. September 1852 aus London in Melbourne ein und beeilte mich, sofort meine zahlreichen Empfehlungsschreiben abzugeben; Empfehlungsschreiben, die von einflußreichen Leuten an nicht minder einflußreiche gerichtet waren. Ich merkte freilich nur zu bald, daß sie mir gar nichts nützten, denn es waren in letzter Zeit zu viel dieser Art in Melbourne eingegangen, als daß die Empfänger derselben jeden Ueberbringer hätten zufriedenstellen können.

Ich beschloß demnach, mich einem Theile meiner Reisegesellschaft anzuschließen und im Verein mit ihnen mein Glück im Goldgraben zu versuchen.

Die zu diesem Zwecke nöthigen Werkzeuge waren von meinen neuen Freunden im untersten Schiffsraum förmlich vergraben worden, und es hieß, wir müßten uns mehrere Tage gedulden, ehe sie an's Licht befördert werden könnten. Was mich betrifft, so bestanden meine ganzen Habseligkeiten nur in einem Koffer und einem Tornister, und sollte ich mich je in meinem Leben wieder auf einen derartigen Ausflug begeben, so werde ich sicher nur den Tornister mitnehmen, alles Andere aber zurücklassen. Des

längeren Wartens überdrüssig, beschlossen wir, den Bauch des Schiffes auf eigne Hand zu untersuchen, um uns unsers Eigenthums zu bemächtigen. Es war dies eine ganz interessante Arbeit, denn Bierflaschen, Mehlfässer, Zuckerhüte, Waarenballen, Spatenbündel, kurz alles nur Erdenkliche wurde durch unsre Bemühungen zu Tage gefördert, nur gerade das nicht, was wir suchten. Endlich wagten wir es, uns der Helle eines unschuldigen, freilich streng verpönten Laternenlichtes zu bedienen und entdeckten mit Hülfe desselben in der tiefsten Tiefe des Schachtes einen Karren. In dem guten Glauben, daß dieses Transportwerkzeug zu unserm Eigenthum gehöre, machten wir uns behutsam daran, die es umgebenden Artikel, unter denen sich sogar einige sorgfältig in Kisten verpackte Piano's befanden, hinwegzuräumen. Nach mehrstündiger und gar nicht leichter Arbeit waren wir eben zu unsrer größten Freude in unmittelbare Berührung mit dem ersehnten Gegenstande gekommen und standen schon im Begriff, Hand an ihn zu legen, als aus den oberen Regionen plötzlich die brüllende Stimme des Stewarts erscholl, mit der eindringlichen Ermahnung, doch ja den Karren an seinem Platze zu lassen. Der Mann war vollkommen in seinem Rechte, denn in der That hatten wir durchaus keinen Anspruch auf das räderbegabte Beförderungsinstrument.

Wir durchsuchten also das Weitere und gelangten wirklich nach längerer und nicht minder anstrengender Arbeit zu unsern Besitzthümern, den sehnlichst erwünschten Karren mit eingeschlossen. Mit Mühe schleppten wir letzteren an's Land, in der freilich sehr naiven Hoffnung, die nöthigen Pferde, das Stück etwa zu funfzehn Pfund Sterlinge, erhandeln zu können. Neue Täuschung! denn unter siebenzig Pfund war auch die schlechteste Mähre nicht feil. Ueberdies hatten wir an einem nicht genug, wir brauchten zwei, und diese, sagte man uns zum Trost, würden uns sicher noch vor Ablauf der ersten Woche gestohlen werden.

In Betreff der Werkzeuge, die wir von London mitgebracht hatten und die uns schon in hohem Grade lästig gewesen waren, erhielten wir gleichfalls die erfreuliche Versicherung, daß es völlig nutzlos gewesen sei, sich damit zu schleppen, weil man dieselben an Ort und Stelle viel billiger als in London erhalte, nämlich von den ihres Geschäftes überdrüssigen Goldgräbern, und daß sich Niemand von Melbourne aus mit Spaten und

Schaufeln belade. Das war nun freilich mehr als unangenehm, doch im Grunde waren es schon verschmerzte Beschwerden; wir stellten also wohlgemuth einen großartigen Ausverkauf aller überflüssigen Gegenstände an und wurden so ein gutes Theil unsrer Belästigungen los.

Das einzige Stück, welches wir von unserer Londoner Ausstattung zurückbehielten, war ein Zelt, das wir einem Kärner zu übergeben beschlossen, um es nach den Goldlagern zu befördern. Nach vielem Suchen fanden wir endlich in einem abgelegenen Winkel der Stadt einen solchen Menschen, der für die bescheidene Summe von acht Guineen einwilligte, uns das Zelt nach Bendigo — unsern Bestimmungsort — zu überbringen.

Am andern Morgen zeitig machten wir uns gleich nach eingenommenem Frühstück marschfertig. Jeder von uns schnallte sich einen Gürtel um, in welchen Beil, Messer und Revolver-Pistole gesteckt wurden; über die Schulter hingen wir Tornister und Wolldecke; von der linken Seite baumelte ein Reisesäckchen herab, Brod, Fleisch und ein Wassergefäß enthaltend. So ausgestattet brachen wir auf. Der Uebergang vom Stadt- zum Buschleben ist äußerst rasch; denn wir mochten kaum eine Viertelstunde weit gegangen sein, als auch schon jede Spur von Civilisation verschwunden war. Das bescheidene Mittagsmahl war bald eingenommen und nach kurzer Rast, die wir uns gönnten, schlenderten wir gemächlich weiter. Wir befanden uns, als die Sonne unterging, in einer sehr rauh aussehenden Gegend, die einen großen Ueberfluß an vulkanischem Gestein aufwies, um so ärmer aber an Bäumen war. Endlich gewahrten wir doch eine Baumgruppe und beschlossen hier unser Nachtquartier aufzuschlagen, da ein Lagerplatz immer gehörig mit Holz versehen sein soll. Leider zeigte sich nur bei näherer Untersuchung die ersehnte Ruhestätte feucht und sumpfig, so daß wir mit Recht befürchten mußten, in unserer Nachtruhe durch das Gequake der Frösche gestört zu werden, die wir nicht lange darauf in zahllosen Schwärmen um uns her hüpfen sahen.

Da ich mein Lager mit solchen Gästen nicht theilen wollte, so schlug ich vor, die höchstgelegene und möglichst trockene Stelle zu wählen. Dieser Rath ward befolgt, und nun warfen wir die Tornister von den schmerzenden Schultern, fällten Holz, zündeten ein lustig loderndes Wachfeuer am Fuß eines schönen Baumes an, kochten Thee und tranken denselben

mit vielem Behagen, rund um das Feuer auf unsern Tornistern sitzend. Als wir so eben unsere Fleischvorräthe hervorgeholt hatten und eifrigst mit Kauen beschäftigt waren, kamen drei berittene Ansiedler aus der Umgegend auf uns zu, grüßten freundlich und erfreuten uns mit der Auskunft, daß der Weg, den wir eingeschlagen hatten, nicht nach Bendigo, sondern von demselben abführe. Sie zeigten uns einen Berg in der Ferne, hinter welchem, wie sie meinten, die Straße läge, die wir einschlagen müßten; hierauf wünschten sie uns gut Glück und ritten ihrer Wege.

So wenig erfreulich nun auch das Bewußtsein war, in der Wildniß umherzuirren, so grämten wir uns doch nicht allzusehr; im Gegentheil als echte Londoner Kinder fanden wir eine solche Robinsonade gar nicht unbehaglich.

Wir fällten also mit erneuertem Eifer einen reichlichen Holzvorrath für die Nacht und bauten uns eine Art Schutzdach von Zweigen an der Windseite auf. Dann bestimmten wir untereinander, daß Jeder abwechselnd zwei Stunden Wache halten solle. Die Reihe kam erst spät an mich, also machte ich es mir bequem, warf mich auf den Boden, kehrte die Füße dem Feuer zu, brauchte den Tornister zum Kopfkissen, legte mir die Revolver-Pistolen zur Seite und war bald fest eingeschlafen. Um zwei Uhr Nachts ward ich zur Ablösung aufgeweckt; es war nur noch ein kleiner Holzvorrath übrig, denn meine Vormänner hatten fleißig zugesprochen, und ich mußte sogleich wieder zur Axt greifen, um das Feuer in Brand zu erhalten, was ich indeß nicht ungern that, denn die Bewegung hielt mich munter. Viel weniger aber gefiel es mir, bei dieser Arbeit bis über die Knöchel im Sumpfwasser stehen zu müssen bei fast völliger Finsterniß, denn die Stelle, wo wir Holz fällen mußten, war von unserer Lagerstatt ein klein wenig entfernt.

So verging die erste Nacht. Mit Tagesanbruch weckte ich meine Gefährten und nach dem Frühstück zogen wir weiter.

Die nächsten Tage glichen so ziemlich dem ersten; weder das nächtliche Bivouac, noch die Zeit der Mittagsruhe boten bemerkenswerthe Einzelnheiten dar. Am Abend des vierten Tages rasteten wir in der Tiefe einer Schlucht an dem Ufer eines Waldbaches, der sich rauschend über gewaltige Trümmer vulkanischen Gesteins wälzte. Um Mitternacht kam ein

gehöriger Regen, und da ich vollständig sicher war, in der Nähe kein Gasthaus finden zu können, so blieb ich ruhig liegen und tröstete mich mit dem weisen Gedanken, daß doch die untere Körperseite trocken bliebe, wenn auch die obere naß würde. Bald hörte ich zwei meiner Gefährten sich flüsternd über die Möglichkeit besprechen, nach Melbourne zurückzukehren. Sie waren im höchsten Grade unzufrieden mit den Dingen, wie sie eben standen, und ich konnte ihnen im Grunde gar nicht Unrecht geben. Das Fleisch und alles übrige aus Melbourne Mitgebrachte war bis auf etwas Schiffszwieback aufgezehrt; war auch der verbraucht, so drohte uns der Hungertod.

Bei unserm äußerst mäßigen Frühstück — einem Stücke Schiffszwieback — setzten sie mich von ihrem Plane in Kenntniß. Ich fragte, ob sie etwa die vergessenen Regenschirme nachholen wollten, denn sonst sei der Weg völlig überflüssig. Jedenfalls müßten wir bald mit Schaafheerden zusammentreffen und dann könnten wir kaufen und nach Herzenslust essen. Ich erklärte ihnen, daß ich entschieden gesonnen sei, vorwärts zu gehen, und das Einzige, wozu ich mich verstehen könne, um ihre Angst vor dem Verhungern zu beschwichtigen, sei, zwei Stunden auf dem Lagerplatz zu warten, während welcher Zeit sie in der Umgegend nach Schaafheerden suchen sollten.

Dieser Vorschlag wurde willig angenommen und sie machten sich sofort auf den Weg. Nach Ablauf der beiden Stunden begab ich mich auf die bedeutendste Erderhöhung, die in meiner ganzen Umgebung sichtbar war, um nach den Suchenden umherzuspähen. Ich feuerte einen Schuß ab, dem bald ein zweiter aus der Ferne antwortete. Kurz darauf kamen meine Gefährten höchst niedergeschlagen und ohne irgend welche Idee von Mundvorrath zurück. Dazu waren sie in einer sehr ungastlichen Weise behandelt worden. Sie hatten nämlich einen Mann in der Ferne gesehen und waren auf ihn zugegangen, um ihn um Rath zu fragen; doch jener hielt ihnen drohend die Flinte entgegen mit dem ernsten Bedeuten, sie sofort über den Haufen zu schießen, falls sie nicht in gemessener Entfernung von ihm blieben; er habe keinen Proviant und könne ebenso wenig Auskunft geben, wo welcher zu bekommen sei.

Während des Umherirrens meiner Freunde hatte ich über die Möglichkeit nachgedacht, die Reise allein fortzusetzen, und hatte beschlossen, in

solchem Falle die Spuren der Karren, welche nach den Goldlagern vorangegangen waren, zu verlassen. Diese Spuren, denen wir bisher immer treulich gefolgt waren, führten auf weiten Umwegen, die man eingeschlagen haben mochte, um das Uebersteigen der Hügel zu vermeiden. Mir leuchtete jedoch nicht ein, warum ich mit Hülfe einer trefflichen Karte der Kolonie und eines Taschencompasses nicht meinen Weg geradeaus nehmen sollte. Ueberdies war der Berg Macedon als Anhaltspunkt in der Ferne vollkommen sichtbar, und ich berechnete, daß, wenn ich die Hügelreihe in nordwestlicher Richtung überschritte, ich den Weg um viele Meilen abkürzen könne. Als ich dies meinen Gefährten mittheilte, entschlossen sie sich endlich, nach langem Hin- und Herreden, das pfadlose Land mit mir in gerader Richtung zu durchschreiten.

So geschah es nun; wir durchwanderten einsame Ebenen und trafen mit einbrechender Dunkelheit am Fuß einiger Hügel an, die mit dichten Wäldern bedeckt waren.

Die Hälfte eines kleinen Schiffszwiebacks machte unser Abendessen aus, die andere Hälfte wurde zum Frühstück aufgespart. Mit klapperndem Magen zogen wir trostlos unsers Weges, dessen unsägliche Mühseligkeiten sich kaum mit Worten wiedergeben lassen. Wir wanderten stundenlang durch große Wälder, deren Riesenbäume an der Wurzel durch Unterholz und Schlingpflanzen dicht verbunden waren. Fast nirgends war offner Grund zu sehen; Berge stießen an Berge oder wurden meistentheils durch sumpfige, schmale Schluchten von einander getrennt. So oft wir den Gipfel eines Hügels erreichten, befragten wir zu unserer Orientirung den Kompaß, um die Richtung einzuhalten. Sehnsüchtig schweiften unsere Blicke in die Ferne, in der Hoffnung, einmal offnes, wegsames Land vor uns zu sehen, doch vergebens! die riesigen Bergbarrikaden erhoben sich stets von Neuem und, wohl oder übel, wir mu ßtendieselben mit leerem Magen und schmerzenden Gliedern übersteigen.

Endlich gestattete uns eine Lichtung des Waldes eine freiere Aussicht; ich erblickte die Gipfel des Macedon und machte meine Freunde darauf aufmerksam. Der Kompaß war uns ein guter Führer gewesen und diese Entdeckung belebte unsern gesunkenen Muth auf's Neue.

Mühsam erklommen wir jetzt durch Unterholz und Dickicht einen Berg,

den wir später den Skelettberg nannten, weil wir oben bei unserer Ankunft ein Schafskelett fanden, gebleicht von Wind und Wetter. Gänzlich erschöpft, waren wir nicht im Stande, auch nur einen Schritt vorwärts zu gehen und ließen uns im eigentlichen Sinne des Wortes auf den Boden niederfallen. Wir rangen mit keuchender Brust nach Athem, durch die häufige Berührung mit den von Buschfeuern abgebrannten und russig gewordenen Bäumen waren wir schwarz wie Schornsteinfeger, und lagen so völlig bewegungslos ausgestreckt, als wenn wir selbst an Ort und Stelle hätten zu Skeletten werden sollen. Bunte Vögel umschwärmten uns, laut kreischend, schaarenweise, als ob sie uns aus der Erstarrung wecken wollten, und aus dem Walde drang das heisere Geheul der Schakals, als ob sie schon im Voraus sich auf ihre Beute freuten.

Plötzlich fielen in unserer Nähe schnell nacheinander mehrere Schüsse. Aller Müdigkeit vergessend, sprangen wir auf und eilten dem Schalle zu. Es mußten ja menschliche Wesen in unserer Nachbarschaft sein und dieser Gedanke reichte hin, uns über Stock und Stein zu jagen, durch Dick und Dünn, durch Dorngesträuch und Unterholz. Wir achteten keinen Schmerz, keine Verletzung, nicht die tief eindringenden Stacheln, sondern in wilder Jagd ging es den Berg hinab. Unten angelangt, fanden wir endlich einen Menschen, einen Ochsentreiber, der uns durch die Nachricht entzückte, daß wir Mehl, Fleisch und was wir sonst noch brauchten, an einem, nur wenige Stunden von hier entfernten Orte kaufen könnten, daß wir uns ferner auf dem ganz richtigen Wege nach Bendigo befänden und diesen Weg durch unser Geradausgehen um zwanzig englische Meilen abgekürzt hätten. Wir dankten ihm in hastigen Worten und eilten dem ersehnten Ziele zu. Dort angelangt, wurden wir von einem Hinterwäldler, der Farmer und Kaufmann in seiner Person vereinigte, in ein roh gezimmertes, scheunenartig gebautes Blockhaus geführt, welches reichlich mit Vorräthen jeder Art versehen war. Solche Kaufläden finden sich im Innern des Landes bei allen australischen Farmern, welche vorzugsweise Schafzucht treiben und für das Geld, das sie aus dem Verkauf der Wolle lösen, die für ein ganzes Jahr nöthigen Vorräthe einkaufen. Hier bekamen wir Mehl und Schaffleisch, mußten aber für Jeden von uns ein ganzes Schafviertel nehmen, da nicht weniger verkauft wird. Der Grund davon liegt in der

Hitze des australischen Sommers, die so entsetzlich ist, daß schon wenige Stunden, nachdem ein Thier getödtet worden, sich die Fäulniß desselben in sehr unangenehmer Weise bemerkbar macht und das Fleisch wie mit Maden übersäet ist. Wir waren daher auch genöthigt, das Fleisch zu essen, ehe noch die Lebenswärme gänzlich daraus entwichen war, wenn wir es später nicht mit mehr Leben bedeckt sehen wollten, als unserm Appetit zusagte.

Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise fort, die noch immer durch Wald führte. Nach einem Marsch von mehreren Stunden trafen wir ein umfangreiches Lager an, in welchem sich gegen funfzig Auswanderer befanden, die sämmtlich nach den Goldlagern zogen. Sie beklagten sich gleichfalls über die großen Schwierigkeiten, Nahrung herbeizuschaffen, und zumal für so Viele. Da sie keinen Kompaß hatten, so waren sie schon einige Male vom rechten Wege abgekommen. Der Wald, in dem wir uns gegenwärtig befanden, führte den Namen „schwarzer Forst", und bald überholten wir noch mehrere Züge, die gleichfalls den Goldfeldern zuwanderten. Sehr schlecht erging es den armen Pferden und Ochsen, die auf dem pfadlosen Wege zu Hunderten den übermäßigen Anstrengungen erlagen und deren Gebeine, gleich denen der Kameele in der Wüste, an der Luft bleichten. Zuweilen sanken die Karren bis an die Achsen in Schlamm und dann bedurfte es nicht weniger als der gemeinsamen Kraft von sechszehn starken Zugthieren, um den Wagen aus dem Morast wieder auf festen Boden zu bringen. Ein andermal war der Weg, der über das hügelige Land führte, so abschüssig, daß die Karren auf einer Seite, mit aller nur möglichen Anstrengung, an Stricken gehalten werden mußten, damit sie nicht umschlugen und nach der entgegengesetzten Richtung in den Abgrund stürzten.

So hatte nun die Wanderung durch den schwarzen Forst elf lange Tage gedauert und schon waren wir seiner schwarzgebrannten Baumstämme von ganzem Herzen müde geworden. Dazu kam noch, daß der Wald seiner Unsicherheit wegen bekannt und ein Lieblingsaufenthalt der australischen Buschklepper ist, die ganz unversehens wie aus der Erde auftauchen und eben so rasch wieder zu verschwinden wissen. Als wir eines Tages während des Mittaglagers mit der Ausübung unserer Kochkünste beschäftigt waren, guckte mir plötzlich, da ich am Boden kniete, ein Pferdekopf ganz

vertraulich über die Schulter. Ich griff sogleich nach meiner Pistole, drehte mich um und erblickte einen abenteuerlich gekleideten Reiter vor mir, der mich lebhaft an Salvator Rosa's Banditen erinnerte. Er ritt ein Vollblutpferd, trug lange, glänzend gewichste Reiterstiefeln, hatte ein ganzes Zeughaus von Terzerolen und Pistolen am Gürtel und in den Halftern und ließ einen dichten grünen, von seinem Strohhut herabhängenden Schleier über sein Gesicht wehen. Seine Hand spielte mit einer elegant gearbeiteten Reitpeitsche. Es unterlag keinem Zweifel, daß er gekommen war, um das Terrain zu recognosciren. Da er uns aber für seine Absichten viel zu gut bewaffnet fand, so begnügte er sich mit der gewöhnlichen Frage, ob wir nicht irgendwo in der Nähe einem Zuge Ochsen begegnet seien. Wir verneinten es und fragten ihn dagegen, wo wir in der Umgegend Proviant erhalten könnten. Er gab uns befriedigende Auskunft und machte sich dann sofort aus dem Staube. Wären wir nicht so bewaffnet gewesen, wie er uns fand — und wir hatten Sorge getragen, ihm dies recht in die Augen fallend zu machen, — so hätten wir jedenfalls einen Angriff zu bestehen gehabt.

Wir bekamen nun auch ein seltsames Pröbchen der Art und Weise zu sehen, wie man in den Wäldern Australien's „Kaufladen" eröffnet. An mehreren Bäumen war nämlich mit Nägeln eine Ankündigung des Inhalts befestigt, daß man in der Nähe für Geld Fleisch und Mehl haben könne. Der Kaufladen selbst befand sich auf einer kleinen Erdhöhe, an der ein ziemlich breiter Fluß mit rauschendem Gewässer vorbeiströmte. Da weder Steg noch Brücke zu sehen war, so übernahm ich es, die klare Fluth zu durchschwimmen und in der nämlichen Weise den Proviant zurückzubringen.

Als ich dem Hause näher kam, sah ich, daß seine Bauart aus den ersten Zeiten menschlicher Kultur stammte. Die Wände bestanden aus roh behauenen plump zusammengenagelten Balken, zwischen denen man mit Bequemlichkeit eine ganze Faust durchstecken konnte, und der Fußboden war mit festgestampftem Thon belegt. Vor dem Hause fand sich auch nicht die Spur eines Gärtchens, noch war sonst irgend etwas geschehen, um den Aufenthalt hier ein wenig zu verschönern und behaglich zu machen; gleichwohl hauste der gegenwärtige Eigenthümer dieser Räume mit seiner Fa-

milie schon sechszehn Jahre darin. Meine von Wasser triefende Kleidung schien die Dame des Hauses nicht im mindesten zu befremden, sie benahm sich aber ziemlich schroff und abstoßend gegen mich. Auf meine Frage nach Lebensmitteln wies sie mir das Hinterviertel eines frisch geschlachteten Thieres, und als ich mein Verlangen nach einem andern Theile des noch wenige Stunden vorher mit Grasen beschäftigt gewesenen Hammels an den Tag legte, versetzte sie ziemlich schnöden Tones, dieses Stück sei nun einmal für mich bestimmt; wollte ich das nicht, so solle ich auch kein anderes bekommen.

Ich überlegte, daß schlechtes Fleisch noch immer besser sei als gar keins, machte gute Miene zum bösen Spiel und nahm was mir geboten wurde. Auch etwas Mehl kaufte ich für einen hohen Preis. Als ich fragte, ob denn kein Steg über den Strom führe, auf dem ich meinen Rückweg bewerkstelligen könne, gab die Xantippe mir zur Antwort, es sei freilich einer da, allein sie hätten ihn für ihren eigenen Gebrauch errichtet, und sie sähe nicht ein, weshalb sie Fremden gestatten sollte, sich dessen gleichfalls zu bedienen. So mußte ich denn, wohl oder übel, mit Fleisch und Mehl beladen, zum zweitenmal ein kaltes Bad nehmen; denn gewiß hätte das Weib meiner Bitte nicht nachgegeben, und ich wollte mich auch gar nicht so weit erniedrigen, dies Geschöpf überhaupt zu bitten.

Als ich mich am andern Ufer meiner Kleider entledigte, um sie in der Sonnenhitze trocknen zu lassen, überlegte ich, wie wohlthuend ein klein wenig Konkurrenz auf die Liebenswürdigkeit dieser Ansiedlerfamilie wirken müßte. Indem ich diesen Gedanken weiter verfolgte, sah ich im Geist schon nach Verlauf weniger Jahre von der Stelle aus, wo ich mich befand, eine lange Reihe von Häusern und Kaufläden emporsteigen — und in der That, dieser Platz war zu einer größeren Ansiedlung vortrefflich geeignet; der „schwarze Forst“ hatte ein Ende, und vor uns lag offenes Land, in welchem wir weit mehr Reisenden als früher begegneten. Bald stießen wir auch in kurzen Zwischenräumen auf Zelte, in denen Lebensmittel feilgeboten wurden, und so hatte jede weitere Besorgniß des Hungerleidens ein Ende.

Nach einer Wanderung von vierzehn Tagen langten wir endlich in Bendigo an. Schachte, Erdaufwürfe, Zelte, Menschen wurden immer zahlreicher. Zu beiden Seiten des staubbedeckten Pfades war die Erde auf-

geworfen und Goldgräber waren eifrigst mit dem Durchwühlen derselben beschäftigt. Ungeheure Vorräthe waren von Kaufmannsgütern aller Art aufgestapelt. Wir erkundigten uns sogleich nach dem Orte, an welchem der Beamte, von dem wir einen Erlaubnißschein zum Goldgraben lösen mußten, sein leichtes Obdach aufgeschlagen hatte, denn wir wünschten durchaus keine Zeit zu verlieren. Hierauf suchten wir uns einen Platz, auf dem wir Hütten zu bauen, das heißt, unsere Zeltstangen aufzustecken gedachten, und von jetzt ab betrachteten wir uns als ordentliche Bürger der Goldstadt.

Am nächsten Morgen war unser erstes Geschäft, nach dem Zelte zu forschen, welches wir dem Kärner zur Beförderung übergeben hatten; indeß wir fanden weder Zelt noch Kärner. Der Fuhrmann hatte für gut befunden nebst den acht Guineen auch das Zelt für sich zu behalten, vielleicht in der edlen Absicht, uns von einem lästigen Gegenstande ein für allemal zu befreien. Wir ergaben uns in das Unvermeidliche und suchten nur billige Werkzeuge zum Goldgraben zu bekommen, was eben nicht schwer hielt; denn Schaufeln und Spaten gab es in Menge und zu sehr mäßigen Preisen.

Endlich begannen wir nun das Tagewerk des Goldgrabens, um dessenwillen wir so weit hergekommen waren. Gleich Maulwürfen wühlten wir uns in die Erde, aber wir mochten etwa sechs Fuß tief gekommen sein, als in das von uns gegrabene Loch Wasser eindrang und wir den Platz verlassen mußten. Dies Mißgeschick ereignet sich nicht selten, und viele recht gut angelegte Schachte mußten wieder aufgegeben werden, weil unterirdische Wasser zu Tage kamen. Dabei war der Boden eine Art von verbranntem Thon und also sehr hart und schwer zu bearbeiten; jede Schaufel voll Erde, die wir in die Höhe brachten, mußte dann erst wieder mit der Spitzhacke klein geschlagen werden.

Wir hatten uns eine Hütte aus Zweigen und Buschwerk errichtet, um uns vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne zu schützen; die Tage waren sehr heiß, die Nächte dagegen furchtbar kalt. In einer Nacht wurden wir durch einen tüchtigen Regen aus dem Schlafe geweckt, er dauerte bis zum Morgen und natürlich gewährte unser Zweigdach nicht den mindesten Schutz dagegen; bald triesten unsere Wolldecken und wir nicht minder; alle Lagerfeuer wurden ausgelöscht und die Gegend ringsumher ward

in eine Art See verwandelt. Bad und Douche, die wir in solcher Weise unfreiwillig nahmen, ließen uns den festen Vorsatz fassen, uns neben unseren Grubenarbeiten auch mit Erbauung einer soliden Hütte zu beschäftigen. Als wir diesen Entschluß zur Ausführung brachten, hatten wir bereits einen zwanzig Fuß tiefen Schacht, ohne jedoch einen andern Erfolg erzielt zu haben, als wenn wir in der Londoner Erde nach Gold gewühlt hätten.

Unsere Mehlvorräthe gingen wieder zu Ende und so beschloß ich eines Abends nach vollbrachter Tagesarbeit mit einem Gefährten aufzubrechen, um frische Provision einzukaufen.

Da wir wohl wußten, wie rasch in diesen Gegenden dem Sonnenuntergang vollständige Dunkelheit folgt, so machten wir uns schleunigst nach dem zwei englische Meilen entfernten Kaufladen auf den Weg, versahen uns dort mit Allem, was wir nöthig hatten, und traten dann sofort den Rückweg wieder an. Zum Unglück aber wurde es bald so finster, daß wir den Weg durchaus nicht mehr unterscheiden konnten. Zwischen den Gruben, Schachten und Erdlöchern schlängelten sich so vielerlei Wege mitten durch, daß wir in kurzer Zeit die Richtung ganz und gar verloren hatten. Wir wußten nur noch, daß der uns zunächst gelegene bewohnte Punkt die von dem Lager-Polizeikommissar bewohnte Hütte sein mußte, von der die unsrige etwa eine englische Meile entfernt war. Wenn wir Wolldecken, Holzaxt und Feuerzeug bei uns gehabt hätten, so würden wir an Ort und Stelle unter freiem Himmel geschlafen haben, allein die Nacht drohte empfindlich kalt zu werden und wir mußten ein Obdach suchen.

Nachdem wir eine gute Zeit vergeblich hin und her geirrt waren, erspähten wir endlich ein Lagerfeuer und beschlossen darauf zuzugehen, um dort Erkundigungen über die Richtung einzuziehen, die wir nach dem Zelte des Polizeikommissars einzuschlagen hatten. Als wir näher kamen, sprangen zwei an der Kette liegende Bulldoggs mit wüthendem Geheul auf uns los und hätten uns beinah erfaßt. Diese in Bendigo ganz gebräuchliche Art von Wachmannschaft hatte erst in der vorigen Nacht einen Unglücklichen, der ihr zu nahe gekommen war, niedergerissen und zerfleischt. Wir kamen mit dem bloßen Schrecken davon und hatten wenigstens den Vortheil, daß ein am Feuer liegender Mann sich freundlich erbot, mit uns zu gehen, um uns den Weg zu zeigen. Er führte uns jetzt raschen Schrittes

einen sehr gewundenen Pfad, der immerfort zwischen tiefen Löchern und Gräben hinlief. Ich wünschte mir eben im Stillen Glück, in keiner dieser Tiefen bis jetzt den Tod gefunden zu haben, als ich plötzlich bis an die Brust versank. Ich schrie laut auf und erwartete schon jeden Augenblick gänzlich zu verschwinden, als unser Führer mit einem raschen Sprunge noch rechtzeitig zu Hülfe kam, um mich bei der Hand zu fassen und einem sichern Tode zu entreißen. Kaum aber hatte er mich auf festen Grund und Boden gebracht, als mein Gefährte, der eine Strecke zurückgeblieben war und nun hastig herbeieilte, in dieselbe Versenkung gerieth. Wir zogen ihn heraus, und trotz des Schmutzes, mit dem wir bedeckt waren, konnten wir doch nicht umhin, unser Abenteuer zu belachen. Wir befanden uns nämlich beide in einem dicken Ueberzuge nassen Kothes, der uns bis an den Hals reichte; wir waren in ein Loch gerathen, in das man bereits ausgewaschene Erde geworfen hatte und sahen wandelnden Thonmodellen gar nicht unähnlich.

Nicht lange nachher erreichten wir das Zelt des Polizeikommissars; unser Führer sprach uns nochmals sein Bedauern über den Unfall aus, der uns betroffen hatte und verabschiedete sich. Uns selbst überlassen, waren wir auf's Neue bemüht, den Weg zu unserer Hütte ausfindig zu machen, mußten aber um Mitternacht, durchaus erschöpft und unfähig, uns zurecht zu finden, das weitere Suchen aufgeben. Was sollten wir aber jetzt anfangen, in unsern Nachtgewändern aus nasser Erde konnten wir uns doch unmöglich schlafen legen, und gleichwohl besaßen wir kein Mittel, Feuer anzuzünden; wir entschlossen uns daher, zu dem Zelt des Kommissars zurückzukehren und um Erlaubniß zu bitten, den übrigen Theil der Nacht daselbst zubringen zu dürfen. Die wachhabende Mannschaft war nicht wenig überrascht, als sie zwei Kothmodelle angestiefelt kommen sah, die sich ein Nachtquartier erbaten. Freundlichst und bereitwilligst ward uns ein Ruheplatz eingeräumt, allein es fehlte an Wolldecken, unter denen wir arme, durchnäßte Wanderer uns hätten erwärmen können. Endlich erbarmte sich ein Wächter unser und mit einem derben Fluche, daß er Christenmenschen nicht so beben und frösteln sehen könne, zog er sich selbst seinen weiten Wachmantel aus und stellte denselben zu unserer Verfügung.

Wir dankten ihm herzlich, warfen rasch unsere nassen Kleider ab und deckten uns mit der weiten, warmen Hülle dicht zu.

Trotz meiner Erschöpfung wollte doch kein Schlaf in meine Augen kommen. Der Wind, welcher heftig wehte, trieb bald die Flamme gerade über uns hin, bald blies er sie wieder fort, und uns zugleich den letzten Rest Wärme aus Mark und Bein. Auch war mir die ganze Umgebung zu neu und im höchsten Grade aufregend. Beim Schein des lodernden Feuers sah ich hohe militairische, bis an die Zähne bewaffnete Gestalten kommen und gehen; zuweilen blieben sie neben uns stehen und betrachteten uns neugierig und befremdet. Von einer halben Stunde zur andern rief die uns zunächst postirte Schildwache: Nr. 1. Alles in Ordnung. Diesem Rufe folgte augenblicklich aus einiger Entfernung ein zweiter: Nr. 2. Alles in Ordnung. Dann kam Nr. 3., 4. u. s. w. In solcher Weise ging die Nacht hin. Der Morgen graute kaum, so sprang ich auf, und da der Thonüberzug auf meinen Gewändern inzwischen trocken und hart geworden war, so begann ich ihn gegen einen Holzklotz zu schlagen. Das half, und mein Gefährte, der darüber erwachte, folgte meinem Beispiele. Zum Abschiede wollten wir der gutherzigen Schildwache zum Zeichen unserer Dankbarkeit ein Stück Geld geben, allein der brave Soldat wollte nichts annehmen und erklärte, unser herzlicher Händedruck sei ihm Dank genug. Inzwischen war es völlig Tag geworden und wir begaben uns auf den Rückweg; nach einem Marsch von einer Viertelstunde hatten wir unsere Hütte wieder erreicht.

Wir brachten jeden freien Augenblick damit zu, dieselbe vollständig auszubauen, Baumstämme bildeten das Gerüst, und die Lücken und Zwischenräume suchten wir mit Rasen und nassem Thon bestmöglichst auszufüllen.

Leider begannen meine Gefährten während dieser baukünstlerischen Beschäftigung plötzlich den Muth zu verlieren. Unsere Arbeit war freilich eine sehr mühsame; der Mangel an Allem, was ein Leben behaglich macht, kaum noch erträglich, und die Ausbeute, die wir gewannen, so unbedeutend, daß wir noch immer von dem mitgebrachten Gelde zehren mußten. Dabei waren noch die Preise der keineswegs ausgesuchten Lebensmittel fast unerschwinglich hoch. Der Erste, welcher dieser Lebensweise müde

wurde, platzte endlich mit der Erklärung heraus, er habe das Goldgraben satt und wolle ihm für immer den Rücken kehren. Mit diesen Worten nahm er Abschied und kehrte nach Melbourne zurück. Bald folgten ihm auch die beiden Andern, nachdem sie vergebens versucht hatten, mich durch ihr Zureden von dem Entschlusse abzubringen, noch drei Monate mein Glück zu versuchen.

So blieb ich also allein zurück, indeß mein Alleinsein entmuthigte mich nicht, denn ich bedachte, daß die größere Mühe auch von größerem Lohne begleitet sein könne. Leider beschränkte sich jedoch die Goldausbeute auf den dürftigsten Ertrag. Eines Tages, da sie gerade einmal lohnender gewesen war, wollte ich mir eine besondere Güte anthun und einen Pudding backen. Ich erhandelte zu diesem Zweck im Kaufladen eine Art eisernen Ofens, der zwar sehr rostig war, mir aber doch noch brauchbar zu sein schien. Als ich ihn in die Hütte gebracht hatte, wusch ich ihn und ging dann zu Bette. Ich mochte aber kaum eine Stunde geschlafen haben, als mich ein heftiger Schmerz an der inneren Fläche meiner linken Hand weckte, die vom Gebrauch der Axt und der Schaufel mit Rissen und Wunden bedeckt war.

Das Uebel wurde immer bedenklicher; binnen wenig Tagen waren Hand und Arm eine einzige unförmliche Masse. Der Rost war in meine wunden Finger eingedrungen und hatte so ein Leiden herbeigeführt, das mir Tag und Nacht keinen Augenblick Ruhe ließ. Ich war nicht im Stande zu arbeiten, noch konnte ich mich ankleiden oder eine Mahlzeit bereiten. Die geringste Bewegung wurde unsäglich marterhaft für mich. Nach vierzehn Tagen waren Hand und Arm wie ein Sieb durchlöchert. Wer nie in Australien war, hat keine Vorstellung davon, wie rasch Entzündungen unter dem Einfluß einer so glühenden Sonne Fortschritte machen. Dabei steigerte sich das Fieber, das solche Leiden begleitet, von Tage zu Tage, und zwar besonders dadurch, daß mir von keiner Seite die geringste Handreichung zu Hülfe kam. Oft war ich stundenlang bemüht, Feuer anzufachen, und glaubte ich endlich damit zu Stande gekommen zu sein, so drang ein Windstoß durch die noch nicht verklebten Lücken meiner Hütte, löschte die schwache Flamme aus und streute Funken und Asche nach allen Seiten umher.

Nur wer als Hinterwäldler in so völliger Vereinsamung erkrankt, weiß, was es damit auf sich hat, gänzlich auf sich selbst beschränkt zu sein. Ich war kaum im Stande mich anzukleiden und wälzte mich zuweilen mehrere Tage und Nächte auf meinem Schmerzenslager. Da ich zur Handhabung der Axt gänzlich unfähig war, so hatte ich kein anderes Brennmaterial, als die dürren Zweige, welche der Wind von den Bäumen riß und die ich, wie ein altes Weib, welches Holz in den Wäldern sucht, mühsam vom Boden auflas.

Trotz des Fiebers, das mich bald mit eisiger Kälte durchschauerte, bald mir glühend das Mark in den Gebeinen austrocknete, mußte ich selbst für alle meine Bedürfnisse Sorge tragen. Niemand kam mir zu Hülfe, ja selbst das erbsensuppenfarbene Pfützenwasser, mit dem ich meinen Durst löschte und welches ich zum Theekochen gebrauchte, mußte ich mir aus ziemlicher Entfernung herbeischleppen. Auf meine Geschwüre konnte ich nichts weiter legen als Umschläge von Brod und dabei war der Preis desselben so hoch, daß meine Kasse ganz in Verfall gerieth. Wie sehr erschrak ich aber, als ich eines Morgens die Umschläge abnahm und die Wunden voll Maden fand. Einige der unzähligen Insekten, die mich allnächtlich in dichten Schwärmen umsummten, mußten ihre Eier in die Wunde gelegt haben und so war das Unglück entstanden. Ich war nahe daran, in Verzweiflung zu gerathen, ermannte mich jedoch, schälte die Insekten mit einem Federmesser aus der Wunde und bähte diese sodann, trotz des unsäglichen Schmerzes, mit kochend heißem Wasser. Die Operation gelang. Wäre sie mißglückt, so hätte ich mir den vom Brand bedrohten Arm selbst mit der Axt abgehauen.

Sechs Wochen lang hatte ich diese Lebensweise geführt, bei der die Geduld eines Robinson zuletzt erschöpft worden wäre; ich war wie ein Gefangener in meiner Hütte und verließ dieselbe nur, um das Allernothwendigste, dessen ich bedurfte, herbeizuschaffen. Endlich heilten meine Wunden. Als ich jetzt aber wieder nach Hacke und Spaten griff, fand ich, daß meine Hand zu solcher Arbeit nicht mehr tüchtig sei. Jetzt endlich entschloß ich mich, das mir so unheilvoll gewordene Bendigo zu verlassen. Ich verkaufte meine Werkzeuge um die Hälfte des Preises, den ich selbst dafür gegeben hatte, schnürte mein Bündel, nähte den Rest meines Geldes

in mein Rockfutter ein, füllte meinen Reisesack mit Brod und Fleisch und sagte den Goldfeldern Lebewohl.

Ich mußte meine Wanderschaft so viel als möglich beeilen, denn hätte sich eine meiner Wunden unterwegs wieder geöffnet, so wäre ich verloren gewesen. Und gleichwohl trat ich den weiten Weg mit sehr geschwächten Kräften an. Beladen mit den nicht eben leichten Werkzeugen, die auf einer Reise durch Urwälder unentbehrlich sind, brach ich an einem Dienstag gegen Mittag auf und war am Abend des nächsten Freitags bereits vor Melbourne angelangt. Ich hatte also in 3½ Tagen 130 englische Meilen zurückgelegt und dabei größtentheils über Berg und Thal, durch waldbedecktes Land wandern müssen. Schuhe und Strümpfe waren buchstäblich durchgelaufen, meine geschwollenen und wunden Füße vermochten mich kaum noch zu tragen. Dazu kam noch, daß ich mich unterwegs verirrte, den Pfad verlor, meine wenigen Eßvorräthe aufzehrte, ohne sie durch neue ersetzen zu können und so während der letzten 24 Stunden meiner beschwerlichen Wanderung ohne einen Bissen Nahrung blieb.

Auch in Melbourne sollten meine Mühseligkeiten nicht sofort ein Ende nehmen. Ich brauchte einen vollen Tag, ehe es mir nur gelang, eine Wohnung zu finden, die mir indeß nicht viel mehr als ein Obdach und eine dünne Matratze zur Erholung darbot. Auch mit den Lebensmitteln war es schlecht bestellt, und für schweres Geld konnte ich nichts Anderes bekommen, als was auch in Bendigo zu haben gewesen war: Mehl und Fleisch; an Gemüse war nicht zu denken. Bald mußte ich auch meine Wohnung wieder räumen, da ihr Eigenthümer sie selbst brauchte, und so sah ich mich genöthigt, unter einem Leinwandzelte zu hausen, bis sich mir endlich die ersehnte Gelegenheit darbot, meine Rückfahrt nach England antreten zu können.

VI.

Ein Feldzug in Neuseeland.

Eine „Taua" oder Kriegsgesellschaft, angeblich aus sechshundert wohlbewaffneten Männern bestehend, hatte sich in den Pässen des Wanganui-Flusses versammelt und verlangte eine Conferenz mit den englischen Behörden. Sie weigerte sich aber mit dem Vice-Gouverneur und dem Oberoffizier im Süd-Distrikt, die in dem Königlichen Schiffe Raçehorse nach dem Wanganui abgegangen waren, in Verbindung zu treten; sondern wollte durchaus mit dem Ober-Gouverneur selbst verhandeln, von dessen Ankunft im Süden sie gehört hatten.

Der Gouverneur zeigte sich dazu bereit, schiffte sich sofort (den 13. Januar 1848) im Inflexible ein und segelte nach der oben erwähnten Niederlassung, die ungefähr dreißig (englische) Meilen nördlich von Wellington an der Westküste liegt. Der die englischen Streitkräfte commandirende General-Major benutzte gleichfalls die Gelegenheit, diesen wichtigen militairischen Posten zu besuchen, und ich (erzählt ein englischer Reisender) erhielt Erlaubniß, ihn zu begleiten. Da der Gouverneur die Absicht hatte, den Eröffnungen der Taua scharfe, wenn nicht erniedrigende Bedingungen entgegenzustellen, so fehlte es unter den zahlreichen See- und Landoffizieren an Bord nicht an solchen, die einen baldigen Bruch seitens der kriegerischen und ungezügelten Stämme der Eingeborenen lebhaft herbeiwünschten — ein Wunsch, der übrigens, wie ich voraus bemerke, nicht in Erfüllung ging.

In einigen Kajüten bemerkte ich mehrere sehr barbarisch aussehende Waffen, Schwerter, die offenbar mit der Absicht geschärft waren, etliche Maori-Schädel zu zersplittern, so wie Kugelbüchsen, die sich vortrefflich dazu eigneten, nur aus recht anständiger Entfernung einen Feind wegzuputzen. Glücklicherweise aber wurde diesmal kein Blut vergossen, denn die Angelegenheit erledigte sich auf diplomatischem Wege.

Der erste bemerkenswerthe Gegenstand, den der Inflexible die Straße aufwärts passirte, war die kleine Tafel-Insel Mana, die gerade so aussieht, als sei sie aus der Mündung des Porirua-Hafens herausgeschossen worden, um dessen Eingang als eine Art Schutzmauer zu dienen. Rangihaieta, einer der grausamsten Maori-Häuptlinge, hat eine seiner zahlreichen Lagerstellen auf dieser kleinen Insel, und in der That ist sie ein passender Ort für einen Seeräuber-Schlupfwinkel. Bald nachher fuhren wir an der schönen, hohen und waldigen Insel Kapiti vorbei, die ganz besonders dadurch werthvoll ist, daß sie die einzige erträgliche Rhede auf dieser ungeschützten und hafenlosen Küste darbietet. Kapiti, wie so viele andere Theile dieses Landes, erfreut sich der Ehre, schon unzählige Mal von verschiedenen europäischen Speculanten den Eingeborenen abgekauft worden zu sein. Auch für Rangihaieta besitzt diese Insel als ein Ort, nach dem er gelegentlich seine Zuflucht nehmen kann, besondere Reize.

Fast gegenüber — auf dem Hauptlande, da der Kanal nicht mehr als eine Viertel- oder eine halbe Meile breit ist — war die Missionsstation Waikanai sichtbar, deren Kirche sich in der Ferne wie eine ungeheuere Scheune ausnahm. Rund um dieselbe zeigt sich zwischen der See und den Bergen viel ebenes Land, und einen waldigen Hügel hinab sieht man einen Theil der großen Militärstraße sich winden, die allmählig längs der Küste geführt wird. Diese Straße ist wie alle Straßen, welche durch zu erobernde Länder geführt werden, eines der mächtigsten Mittel zur Unterwerfung Neuseelands gewesen, und wird es gleichfalls noch ferner sein. Die eingeborenen Häuptlinge, welche die brittische Herrschaft am ungeduldigsten ertragen, sind sich der großen Bedeutung dieses Straßenbaues ihrem eigenen Geständnisse nach, vollkommen bewußt; allein sie finden diese Verbindungsmittel für ihre eigenen Interessen so vortheilhaft, daß die Straße sogar während des Krieges verschont geblieben ist.

Bei gutem Winde und reichlichem Dampf bekamen wir bald den Racehorse in Sicht, der in dem offnen und ungeschützten Fahrwasser des Wanganui, etwa eine halbe Meile von der Mündung des Flusses vor Anker — nicht lag, sondern unstät hin und herschwankte. Obwohl die Brise leicht war, hatten wir doch eine schwere See, und die Brandung schlug donnernd auf die Barre, so daß alle Verbindung mit der Küste,

ausgenommen vermittelst des Telegraphen, welchen der commandirende Officier auf dem Posten errichtet hatte, verhindert wurde. Durch diesen Telegraphen bekamen wir die Nachricht „alles still" und gingen nun für die Nacht in tieferes Wasser. Am Morgen fanden wir das Schiff bei ruhiger See vor Anker.

Der Sonnenaufgang an diesem schönen Sommermorgen gewährte ein prachtvolles Schauspiel. Während der Ocean noch dunkel zu unsern Füßen lag, und die Küste trübe und unbestimmt im Morgennebel dämmerte, blitzte der erste Sonnenstrahl, wie ein flammendes Schwert aus einer Scheide, quer über die große Insel auf den schneeigen Scheitel des Tongariro, vierzehn Meilen landeinwärts und 10,000 Fuß über der Oberfläche des Meeres, dann wenige Sekunden später auf den fast ebenso hohen Gipfel des Mount Egmont, der zwar bedeutend nördlicher von Wanganui, doch nicht über 5 Meilen von der See liegt. Der malerische Anblick des Mount Egmont, der an Gestalt und Farbe vollständig einem Zuckerhut gleicht, war in der feurigen Sonne gewiß so schön wie eigenthümlich. Das Licht war von dem ersten Berge auf den zweiten gesprungen, wie ein Signalfeuer, welches dem andern antwortet! Bald nachher war die ganze Spitze des Kegels übersilbert, aber die Abhänge und die Grundfläche blieben mehrere Stunden ganz in Nebel gehüllt.

Tongariro und sein Schwesterberg Ruapehu können zu einer Bergkette gehörig betrachtet werden, während der Egmont mitten aus dem verhältnißmäßig ebenen Lande von Taranaki, jetzt Neu-Plymouth, vereinzelt hervorragt.

Die Barre vor dem Wanganui ist manchmal wochenlang nicht zu passiren und immer ist die Passage mit Gefahr verbunden. Der Regierungs-Schooner in der Mündung des Flusses machte, wie wir sahen, stundenlange Anstrengungen, um zu uns zu gelangen, und wir hatten so die nicht erfreuliche Aussicht, vielleicht zwei oder drei Tage auf anderen Wind warten oder die Expedition gänzlich aufgeben zu müssen, als glücklicher Weise ein nach dem Binnenlande bestimmter Schooner in Sicht kam, uns an Bord nahm und wenige Minuten später aus allen Kräften gegen die Brandung kämpfte. Wir passirten indeß wohlbehalten die furchtbare Barre, auf welcher kurz vorher ein Kapitän mit seinem Boot verunglückt war.

Die Ufer des Wanganui-Flusses sind so flach und der Lauf desselben so gewunden, daß ein auf Entdeckung gesandtes Vermessungsschiff eine Viertelmeile von der Küste vorbeifahren könnte, ohne den Eingang gewahr zu werden.

Nachdem wir wieder in tiefes Wasser gekommen waren, zogen wir ein Segel auf und gingen langsam den ziemlich breiten und nicht unangenehmen Fluß hinauf. Um 3 Uhr Nachmittags trafen wir einige Offiziere der Garnison in ihren Booten, gingen, ungefähr eine Meile von der Mündung, gerade vor der Kolonie vor Anker und wurden von den dort befindlichen Booten des Rattlesnake schnell ans Land gebracht.

Die Wanganui-Niederlassung der Neuseeländer Compagnie besteht gegenwärtig aus einer Kirche und einigen vierzig Häusern, die über eine traurige, aus Sand und Sumpf abwechselnd bestehende Ebene zerstreut sind. Zwei Anhöhen, die sich vielleicht sechszig Fuß über die Ebene erheben, grenzen an das Dorf an seiner hinteren Seite. Auf ihren höchsten Punkten sind zwei Pfahlwerke errichtet worden, welche die Niederlassung und den Fluß, der sich hier zu einem gegen 500 Fuß breiten schönen Strom erweitert hat, beherrschen. Das gegenüberliegende oder linke Ufer hat den Vortheil der Höhe, indem die Shakespeare-Klippe vier oder fünfhundert Fuß hoch ist.

Im Jahre 1840 wurde ein großer Strich Landes am Wanganui von Agenten der Neuseeländer-Gesellschaft gekauft, und erhielt den Namen Petre. Waaren im Werthe von 700 Pf. St., darunter auch Feuerwaffen, sollen den Eingebornen als Entschädigung gegeben worden sein. Die Verkaufsakte wurde mit den Unterschriften von zwanzig bis dreißig Häuptlingen bedeckt.

Die Vermischung der Weißen mit den Maoris ist aber, wie man sich erzählt, der sittlichen Entwickelung der Barbaren keineswegs förderlich gewesen, und Wanganui gerieth, wie Kororarika, in schlechten Ruf. Die wenigen Ansiedler von Wanganui, die ein besseres Streben hatten, wurden fortdauernd von den Eingebornen am Anbau des von ihnen erkauften Landes gehindert, und die kriegerischen Stämme des Inneren, für welche der Fluß eine große Durchgangsstraße bildete, erhielten den Ort beständig in Angst und Noth, die für das Wohlbefinden und den künftigen Aufschwung

der jungen Kolonie gleich sehr verderblich wurden. Die rechtliche Erwerbung des Landes wurde von den Eingebornen für nichts geachtet, und zuletzt mußte der Distrikt sogar auf's Neue von einem Regierungsagenten angekauft werden.

Der räuberische Charakter der Maoris trat mit den Erfolgen, die sie erlangten, immer kecker hervor. Die Kolonie wurde ganz offen bedroht und die Kolonisten fingen an, sie zu verlassen. Militärische Besatzung änderte die Sachlage nicht, soweit die Stadtbewohner davon betroffen wurden, denn der Offizier, welcher dort zuerst kommandirte, verfuhr insofern rücksichtslos, daß er solche Häuser, die seinen Absichten der Vertheidigung entsprachen, mit Besatzung belegte und befestigte, andere aber, die sein Glacis belästigten, der Zerstörung preisgab. Endlich steigerte die barbarische Ermordung einer harmlosen, englischen Familie in der Nachbarschaft, und die allmälige Einschließung der Stadt durch eine Kriegsgesellschaft, deren Stärke man auf sechs- bis achthundert Mann schätzte, sowie die Vereinigung anderer, aufrührerischer Rotten in den Pässen des Flusses und dem benachbarten Distrikt Monawata, die allgemeine Furcht aufs Höchste; und obwohl einige Unerschrocknere zurückblieben, um sich mit den Soldaten zu vereinigen, so flüchtete doch der größte Theil der Bewohner, deren Zahl sich auf etwa dreihundert belief, nach Wellington. Die befreundeten Eingeborenen und die mit den Weißen lebenden Maori-Frauen verschwanden, wie die Ratten ein einstürzendes Haus verlassen, von dem Platze; und Wanganui wurde zu einem, von einem wachsamen und verrätherischen Feinde belagerten, rein militärischen Posten. In dieser Eigenschaft hat Wanganui einige Bedeutung. Das Land ist von Natur ohne Holz und für die Truppenbewegungen, wenigstens längs den Flußufern, ziemlich geeignet. Ein schöner, aus den Schneegefilden des Tongariro und den bevölkerten Berg- und Seedistricten an seinem Fuß entspringender Fluß läuft etwa 30 Meilen durch ein Land, in welchem viele kriegerische Banden hausen, von denen manche auf unzugänglichen kegelförmigen Bergen, denen man sich nur mit Hülfe von Leitern nähern kann, ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Die brittische Position beherrscht die Fahrt auf dem Fluß (der die Hauptverbindungslinie mit der Küstenstraße ist), dessen Verkehr und die

Ufer an seiner Mündung, die des Fischfangs wegen besucht werden. Sie sperrt also die Eingeborenen, wenn sie sich feindlich zeigen, von dem einzigen Kanal ab, der sie sowohl mit ihren nothwendigen Bedürfnissen wie mit den Luxusartikeln versieht, zu denen insbesondere Taback und Munition gehören.

Es sind gegenwärtig 500 Mann brittischer Truppen in den zwei Verschanzungen von Wanganui stationirt, die, wie ich glaube, obschon sich die frühere panische Furcht gelegt hat, dennoch nicht funfzig Ansiedler zu beschützen haben.

Es war im Dezember 1846, bald nachdem Rangihaieta und seine „Taua" in dem Horokiwi-Thale besiegt und zerstreut worden, als der den Süddistrict commandirende Offizier, Oberst-Lieutenant Cleverty, zum Schutze der Ansiedelung, für deren Sicherheit der Gouverneur große Besorgniß hegte, von Wellington aus ungefähr 185 Mann von allen Waffengattungen, einige Artillerie eingerechnet, mit neun Offizieren absandte. Geeignete Plätze wurden rasch zu Schanzpfählen und Blockhäusern ausgewählt, Offiziere und Mannschaften wurden vorläufig in Schilfhütten untergebracht, die Position ward verschanzt und mit doppelten kugelfesten Palissaden umgeben und einige leichte Kanonen und Mörser wurden montirt. Rangihaieta befand sich weit davon, unter seinen Verwandten und Freunden in Manawatu. Er scheint nicht unmittelbar mit der aufrührerischen Partei zu Wanganui operirt zu haben, unterließ aber nicht, gelegentlich sein angeborenes Gelüst zu befriedigen, indem er bald einmal einen armen unbewaffneten Ansiedler ausplünderte, bald wieder Viehheerden auf der Landstraße besteuerte und sie davon trieb.

Im April des Jahres 1847 machte er mit 30 bis 40 Wilden in einem einzigen Kriegscanoe einen Einfall auf der Insel Kapiti, wo er einen Engländer Namens Brown brandschatzte, bei dem er unter anderm einige Gewehre und funfzig Pfund Pulver, nebst einem Vorrath von Blei und Kugelformen, ohne Zweifel der Hauptzweck seines marodirenden Besuchs, in Beschlag nahm. An demselben Tage, und im verdächtigen Zusammenhange mit dieser Expedition, ereignete sich bei Wanganui eine der entsetzlichsten mörderischen Zerstörungen eines friedlichen Haushaltes, welche jemals die Geschichte eines wilden Stammes geschändet haben — die Ermordung der Familie Gilfinnan.

Am Abend des 18. April hörte man Herrn Gilfinnan, einen Ansiedler,

der ungefähr eine Meile von Wanganui wohnte, von dem entgegengesetzten Ufer des Flusses nach einem Bote rufen, um ihn herüber zu holen, da er von einigen Eingeborenen verwundet worden sei. Er wurde über das Wasser gebracht, und es fand sich, daß er durch einen Schnitt von einem Tomahawk eine schwere Wunde im Nacken erhalten hatte.

Am folgenden Morgen sandte der den Posten kommandirende Offizier eine Abtheilung bewaffneter Polizeimänner und befreundeter Maoris, von zwei bis drei Colonisten begleitet, nach Matarana, dem Aufenthalt des Unglücklichen, um über das Schicksal der Familie Gewißheit zu erhalten. Sie fanden das Haus bis auf den Grund niedergebrannt und um die Trümmer desselben die verstümmelten Körper der Mutter, zweier Söhne von zwölf und vier Jahren, und einer Tochter von vierzehn Jahren zerstreut umher liegen. Die älteste Tochter, ein Mädchen von sechszehn Jahren, war, schwer verwundet, entkommen, und vier andere Kinder fand man unverletzt.

An demselben Tage, nachdem der Mord und die Namen der Mörder in dem, den Cantonements gerade gegenüber gelegenen Missionsorte Putiki bekannt geworden war, erboten sich einige von den Eingeborenen ihre Gefangennehmung zu versuchen, da man wußte, daß sich die Mörder mit ihrem Raube den Fluß hinauf geflüchtet hatten. Der christliche Häuptling Honi Wiremu (John Williams) nebst sechs andern jungen Männern, verfolgte sie in einem leichten Canoe, holte sie ein, ergriff sie, und brachte fünf von den sechs Mördern als Gefangene in das brittische Lager. Eine von dem Kommandanten veranstaltete gerichtliche Untersuchung hatte das Erkenntniß des „absichtlichen Mordes" gegen vier von den Gefangenen zur Folge, während sich über den fünften die feste Ueberzeugung bildete, daß er zu den Mitschuldigen gehöre.

Der District von Wanganui stand damals unterm Kriegsgesetz, welches aber mit dem ablaufenden Monat zu Ende ging. Der Kommandant verlor daher keine Zeit und brachte die Mörder vor ein allgemeines, aus sieben Offizieren bestehendes Kriegsgericht. Sämmtliche Angeklagten wurden des Mordes und Raubes schuldig gefunden, und vier von ihnen zum Tode, der fünfte zur lebenslänglichen Transportation verurtheilt.

Am Morgen des 26. April wurden die vier Mörder an einem Galgen vor den Palissaden aufgehängt. Der fünfte Verurtheilte, trostlos bei dem

Gedanken an Transportation, bat dringend, ihn das Schicksal seiner Mordgenossen theilen zu lassen. Ich sah ihn später — es war ein dicker, gleichgültig aussehender Bursche von 16 Jahren — an Bord der Regierungs-Brigg unter der Mannschaft, wie natürlich gut beaufsichtigt, arbeiten.

Die Erzählung des unglücklichen Gatten und Vaters, den jener furchtbare Verlust betroffen hatte, lautete: „Am Abend des 18. April ging ich nach meinem Hofe, um zu sehen, ob alles während meiner Abwesenheit in der Stadt gehörig ausgeführt worden war. Ich hatte mich noch nicht lange dort aufgehalten, als ich sechs Eingeborene in der Richtung meines Hauses den Hügel herabkommen sah. Ich kehrte nach Hause zurück, und ging ihnen entgegen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte ich, wohin sie gingen. Sie entgegneten „Schweine jagen," und verlangten sodann Lebensmittel, Tabak u. s. w. Vor allem sollte ich ihnen Mehl geben. Ich erwiderte ihnen, ich hätte keins übrig, und indem ich auf und ab ging, unterhielt ich mich mit ihnen, während sie scheinbar in ganz friedlicher Stimmung waren. Sie hatten einen Hund bei sich, offenbar von europäischer Abstammung, welchen sie Pepper nannten. Ich streichelte denselben, und jetzt kamen zwei von den Eingeborenen nahe an mich heran — einer, der größte von den Leuten, öffnete die Thür und versuchte in das Haus zu gelangen, was ich indeß nicht zugeben wollte. Er brauche einen Feuerbrand, sagte er, um seine Pfeife anzuzünden. Nachdem ich ihm Feuer gebracht hatte, ging ich wieder ab und zu. Ich hatte eben eine Frage beantwortet, als ich mich plötzlich von einem Tomahawk in den Nacken getroffen fühlte. Sogleich rief ich den Meinigen zu: „Verrammelt die Thür, ich bin verwundet!" und gelangte sodann vermittelst einer Hinterthür in das Haus. Fast gleichzeitig wurden die Fenster zertrümmert. Ich hatte die Lichter ausgelöscht, Wasser in's Feuer gegossen und verriegelte die Thür mit einem Holzstück. Endlich gab ich den wiederholten Bitten meiner Frau nach, die Flucht zu ergreifen, da es allein auf mein Leben abgesehen sei, Frauen und Kindern aber sonst nie ein Leid geschehe. Ich machte mich also aus einem kleinen Fenster, welches die Wilden noch nicht entdeckt hatten, davon, schlich durch den Garten und kam glücklich an den Fluß."

Es zeugt eben so sehr von der Tapferkeit Honi Wirenu's und seiner Gefährten, wie von dem heilsamen Einfluß der christlichen Lehre,

daß der Abscheu vor den durch ihre eigenen Landsleuten begangenen Grausamkeiten sie vermochte, die Mörder mit Gefahr ihres eigenen Lebens der Gerechtigkeit zu überliefern. In der That war, bei nur gleicher Zahl, einer Bande gesetzloser Menschen gegenüber, von welchen ein verzweifelter Widerstand erwartet werden konnte, nicht allein Schnelligkeit sondern auch List erforderlich, um auf Erfolg rechnen zu dürfen. Herr Power, einer von denen, welche sich freiwillig dabei betheiligten, über das Schicksal der unglücklichen Familie Erkundigungen einzuziehen, schließt seinen Bericht von der Verfolgung der Mörder folgendermaßen: „Die Flüchtlinge, welche um diese Zeit 12 Meilen von der Niederlassung entfernt waren, und keine Verfolgung weiter fürchteten, waren ganz guter Dinge, sangen und rühmten sich ihrer Heldenthat. Als das Canoe ihrer Verfolger längst dem der Mörder hinfuhr, sah Patapo, ein eingeborener junger Häuptling und ein besonderer Liebling der Offiziere, der sich im Bug des Schiffes verborgen hielt, daß einer der Flüchtlinge eine gespannte Muskete neben sich hatte, und daß die Waffen der Uebrigen ganz in ihrem Bereiche lagen. Da er die Mörder aber gern lebendig in seine Gewalt bekommen wollte, so sprang er, den Tomohawk zwischen den Zähnen, auf den Burschen mit der Muskete, und erhaschte dieselbe, indem er gleichzeitig das Canoe umstürzte. In wenig Minuten war die ganze Gesellschaft im Wasser gefangen genommen."

Achtundvierzig Stunden, nachdem die Nachricht von dem Morde in Wellington eingetroffen war, hatte der kommandirende Oberst-Lieutenant Schiffe gedungen und eine ansehnliche Verstärkung für Wanganni eingeschifft. Der Kommandant von Wanganni, Kapitän Laye, überzeugt, daß die Hinrichtung der Mörder die Leidenschaften der feindlich gesinnten Eingeborenen auf's Höchste steigen würde, verstärkte sogleich seine Position, indem er das Glacis vom Gestrüpp säuberte, zwei der festesten Häuser an den Ausgängen des Dorfes verschanzte und, nach gehaltenem Kriegsrath, die Wohnung eines Ansiedlers ganz nahe beim Lager, auf die es der Feind, der sich bis auf eine halbe Meile herangezogen hatte, ganz augenscheinlich abgesehen, dem Erdboden gleich machte. Er warb auch Leute aus dem Dorfe an und vereinigte sie zu einem freiwilligen Corps, bildete Sammelplätze für die Stadtbewohner, vervollständigte seine Vorräthe und flößte Jedermann, Civil- wie Militärpersonen, solches Vertrauen

zu der Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen ein, daß sie alle von ihrer Lage unzertrennlichen Entbehrungen gern ertrugen. Das erste Blutvergießen geschah durch feindliche Patrouillen, die einen Soldaten vom 58. Regiment, der gegen die Ordre sich vom Lager entfernt hatte, gefangen nahmen und niedermachten. Die Politik der Maoris bestand aber zunächst darin, die Garnison auf ein ihnen günstiges Terrain zu bringen. Ihre Streitkräfte waren auf einen, ungefähr eine halbe Meile entfernten Hügel postirt, und von hier aus versuchten sie allerhand Manöver, um die Britten aus ihren Verschanzungen zu locken, indem sie ihre Plänkeleien zuweilen bis auf ein- oder zweihundert Yards von den Palissaden ausdehnten. Allein der Kommandant, der die Verschlagenheit der Feinde recht wohl kannte, blieb standhaft; so sah er eines Tages, nachdem ein kleiner Trupp Maoris sich in einer Menge Schelmstreiche ohne allen Erfolg ermüdet hatte, ein Corps von hundert bis hundertfünfzig Mann aus den Farrnkräutern, wo sie versteckt lagen, sich erheben und nach dem Lager auf dem Hügel sich zurückziehen.

Der Häuptling Mamaku hatte etwa vier- bis fünfhundert Mann in seinem Lager; dreihundert zogen außerdem, wie man erfuhr, den Fluß hinab, und, was das Schlimmste war, die christlichen Eingeborenen des Districts, die des Missionsortes Patiki ausgenommen, erhoben sich in Massen und vereinigten sich mit der feindlichen Taua.

Am 18. Mai sah man große Schaaren der Insurgenten von allen Richtungen her dem Orte sich nähern. Sie nahmen Besitz von den benachbarten Hügeln, dann von mehreren Häusern in den nächsten Umgebungen der Stadt und eröffneten ein wohlgeschütztes, zerstörendes Feuer auf die Verschanzungen, das Dorf und das Kononenboot im Fluß. Zu schwach an Zahl, um bei Tage den Feind anzugreifen, entsandte der Kommandant während der Nacht zwei starke Abtheilungen, um sich der von den Maoris in Besitz genommenen Gebäude, die sie beim ersten Angriff ausgeplündert hatten, wieder zu bemächtigen. Die Truppen, welche den Auftrag mit großer Tapferkeit vollführten, erlitten keinen Verlust, die Feinde dagegen hatten nicht nur einige dreißig Verwundete, sondern verloren auch einen sehr kriegerischen Häuptling, Namens Maketu, der von einer Musketenkugel getödtet wurde. Auch ein anderer Häuptling von geringerer Bedeutung ward erschlagen. Nach dem Gefecht zogen sich die

Maoris eine Zeitlang zurück, um die Körper der Gebliebenen bei Seite zu schaffen und Rache zu schwören. Am folgenden Morgen sah man sie trostlos auf den Hügeln sitzen und ihren Verlust bejammern; bald darauf waren sie sämmtlich verschwunden.

Am 4. Juni kam Oberstlieutenant Cleverty im Inflexible mit einer ansehnlichen Verstärkung zu Wanganui an, wodurch die Streitmacht im Lager auf ungefähr 550 Mann gebracht wurde, und übernahm das Kommando. Die ganze Woche hindurch recognoscirte er den Fluß aufwärts, an jedem Ufer ½—1 Meile weit, und unterrichtete sich dadurch mit Sicherheit über die Lage des feindlichen Lagers, das auf dem rechten Ufer aufgeschlagen und durch eine Reihe verschanzter Klüfte, die sich von einem Sumpfe bis nach dem Fluß hin erstreckten, geschützt, aber doch kein regelmäßiger Pah*) war.

Bei der ersten Gelegenheit drang nun eine Abtheilung Seesoldaten in Booten den Fluß hinauf, — während Landtruppen längs der Küste vorrückten — landete im Rücken der Verschanzungen und verbrannten einige Hütten des feindlichen Lagers. Ihre Führer waren mißvergnügt, daß nicht gleichzeitig auch die Landtruppen die Recognoscirung in einen Angriff verwandelten, und die Brustwehren und verschanzten Gräben zu stürmen suchten; allein der Oberst, der die Ueberzeugung hatte, daß ein unmittelbarer Angriff auf eine so günstige Stellung wie die des Feindes, diesem nur vortheilhaft sein könne, hatte nicht Lust, seine Leute für einen unnützen Posten aufzuopfern, den die Gegner nach einer oder zwei Doppelsalven auf die ungeschützten Soldaten wahrscheinlich in Stich gelassen hätten, ohne weiteren Verlust als den einiger Lebensmittel und einer Anzahl elender Schilfhütten. Es war also kein besonderer Zweck zu erreichen, wenn man sich auf feindlichem Boden in ein Gefecht einließ; dagegen mußte jeder Tag ohnehin die Gegner in Noth bringen, sie mißvergnügt machen und die allmälige Zerstreuung der mit Lebensvorräthen und Munition sehr dürftig versehenen Haufen herbeiführen.

Am 1. Juli jagte man einer marodirenden Abtheilung, die geraubtes Vieh über die Höhen von St. John's Wood trieb, nördlich vom englischen

*) Ein regelmäßig angelegter, befestigter Platz der Eingeborenen.

Lager, einen Theil ihrer Beute wieder ab. Einige Tage darauf schienen die empörten Stämme allmälig die Ansiedlung ringsum einzuschließen, indem sie in beträchtlicher Zahl auf beiden Ufern des Flusses, sowie auf den vorhin erwähnten Höhen, ungefähr eine drittel Meile von der Stadt sichtbar wurden.

Endlich, als sich einige Patrouillen der Eingeborenen so dreist zeigten, daß sie einem Hirten und seinen Schützlingen gerade unter den Kanonen der Festung den Weg abzuschneiden versuchten, so wurden zwei Abtheilungen Soldaten unter tüchtigen Subalternoffizieren zu ihrer Vertreibung abgesandt. Die Patrouillen flohen, ohne Zweifel nach einer vorgängigen Verabredung, dem Hügel von St. John's Wood zu und einen steilen Hohlweg hinauf, welcher stark verschanzt war, und hinter dem sich ein feindliches Corps unter den Bäumen verborgen hielt. Die Soldaten, welche den Flüchtigen nachstürzten, wurden von einem starken Feuer empfangen, welches sie natürlich erwiederten, und so entstand ein Gefecht. Der Oberst, welcher hinzugekommen war, sandte in's Lager nach Verstärkungen; doch auch die Gegner wurden von den Ihrigen hinter den waldigen Höhen lebhaft unterstützt, und bald befanden sich etwa auf beiden Seiten 400 Mann im hitzigen Kampf. Der Feind hatte den Vortheil starker von Erde aufgeworfener Brustwehren, welche quer über die schmale und rauhe Anhöhe gezogen waren, nebst Verschanzungen zu beiden Seiten des Grabens, während die brittischen Truppen gänzlich unbeschützt waren. In der That hätte für die angreifende Macht das Terrain nicht ungünstiger sein können. Die einzige Möglichkeit, um sich von den brittischen Palissaden den Höhen von St. John's Wood zu nähern, gewährte ein schmaler Streifen trockenen Sandes, der kaum von drei Mann zugleich zu passiren, und auf beiden Seiten von tiefem, sumpfigem, zerschnittenem Lande, das aber keinen Schutz gewährte — denn dies lange Schilf war schlimmer als gar keins — eingeschlossen war. Eine Abtheilung, die nach links hin abgesandt wurde, um die Feinde in der Seite zu beunruhigen, und ihre Aufmerksamkeit von dem Hauptangriff abzulenken, befand sich plötzlich bis über die Knie im Wasser und Schlamm, während die hohen, mächtigen Binsen beinahe ihre Köpfe überragten. Es war eine überaus hülflose Lage, in der sie von einer gleichen Anzahl des leichter bewaffneten Feindes unschwer häten aufgerieben werden können. Und in der That, wären sie

nicht rasch aus ihrer Noth befreit worden, so wäre dies ihr Schicksal gewesen; denn der Feind hatte ihre verwundbare Lage bemerkt, und traf bereits Anstalt, sie zu benutzen. Zum Glück erreichte die Mannschaft einen sandigen Hügel, der sich in den Morast verläuft, als ein starkes Corps Maoris aus den Verschanzungen gegen sie losbrach.

Die wenige Artillerie, die nur aus einem messingenen Dreipfünder und einer Feldhaubitze bestand, eröffnete, längs der natürlichen Fahrstraße tapfer losstürmend, ihr Feuer auf den befestigten Hohlweg, welches von einer Gewehrfeuersalve, die zwei Mann kampfunfähig machte, beantwortet wurde. Eine zweite Abtheilung, welche besser postirt war, setzte die rechte Flanke der Truppen mit dem Flusse in Verbindung, wo das Kanonenboot, unter der Leitung eines tüchtigen Offiziers, gegen den Häuptling Mamaku, der mit einer zahlreichen Bande den Britten in den Rücken zu fallen gedachte, Front machte und ihn zurück trieb.

In der Hoffnung, den Feind aus seinem Versteck zu locken, versuchte jetzt der Oberst einen theilweisen Rückzug, indem er gleichzeitig die Stellung der Kanonen änderte. Diese Bewegung wurde nicht sobald von den Maoris bemerkt, als sie mit einem betäubenden Lärm den Hügel kühn herabstürzten und, Gewehr und Tomahawk in der Hand, über die nächsten ihrer weißen Gegner herfielen. Die Soldaten, welche sofort Kehrt machten und nun ihrerseits zum Angriff übergingen, warfen diejenigen, welche den Bajonettangriff erwarteten, über den Haufen und trieben die Uebrigen hastig zu ihren Brustwehren und Reserven zurück. Auf englischer Seite wurde ein Offizier verwundet, und ein andrer wäre beinahe von einem handfesten Krieger niedergeschlagen worden; derselbe sprang auf ihn los, als jener im Farrenkraut stolperte, wurde aber in dem Augenblick, wo er zum Streiche ausholte, von einem Soldaten durch den Kopf geschossen. Zwei Gemeine wurden getödtet und elf verwundet, von denen einer noch in der Folge starb. Nichts als die wohlbekannte Ungeschicklichkeit der Neuseeländer im Gebrauch der Feuerwaffen kann den geringen Erfolg erklären, welchen sie während dieses Scharmützels erreichten.

Nach dem so eben gedachten lebhaften Kampfe blieben die Feinde hartnäckig bei ihren Werken, die in bewunderungswürdiger Weise, wenn auch nur für den Augenblick, errichtet waren, indem jede Annäherung an

dieselben nur durch ein Feuer in der Front und in den Flanken möglich wurde. Die sumpfige Natur des Bodens am Fuße des Hügels machte überdies jeden Versuch, die Stellung zu ändern, unnütz, es hätte denn durch einen sehr langen Umweg zur Rechten geschehen müssen, wozu aber an jenem Tage nicht Zeit blieb.

Es war schwer, eine glaubhafte Nachricht über den Verlust des Feindes zu erhalten. Von der Bande der Ngatiruakas, die mit dem christlichen Pah von Putiki in Verbindung stehend, den Verlust ihren Freunden daselbst mittheilte, wurden drei Mann getödtet und zehn verwundet. Der Häuptling dieses Stammes, Namens Paore te Hotite wurde im Einzelkampf von einem englischen Soldaten getödtet, welcher, nachdem er seinen Gegner mit dem Bajonett durchstochen, kaltblütig mit der doppelläufigen Vogelflinte desselben davon ging.

Von dem Verluste, welchen die verschiedenen von den Häuptlingen Mamaku, Te Hapua, Te Pehe, Ngopera und Anderen angeführten Stämmen erlitten, hörte man wenig; und wie gewöhnlich trugen sie besondere Sorge, die Größe desselben geheim zu halten.

In jenem Kampfe fochten auf Seite der Britten nur zwei bis drei Eingeborene, dagegen standen auf Seite der Gegner viele zur Mission gehörige und bisher gutgesinnte Maoris. Unter den vordersten Kämpfern befand sich sogar ein Eingeborner, welcher Lehrer des Evangeliums war.

Nach dem Gefecht am St. John's Wood bot sich ein merkwürdiger Anblick dar. Die Eingebornen vom Putiki-Pah, welche gern wissen wollten, wie es ihren Verwandten im feindlichen Lager ergangen sei, erhielten vom Oberst die Erlaubniß sie auf den Hügeln zu besuchen; und hier fand nun, nach dem in solchen Fällen üblichen Herkommen der Maoris, eine belebte Scene des Händeschüttelns und Nasenreibens statt. Zwei bis drei Tage später erwiederten die feindlichen Eingebornen, welche noch immer beträchtliche Streitkräfte auf den Höhen entfalteten und gelegentlich Schüsse mit den brittischen Pikets wechselten, die Begrüßungen der Putikis. Ein Häuptling, Te Hapua, lief mit einem Stück weißen Papiers auf seinem Ladestock auf den englischen Posten zu, und fragte nach Hori Kingi (Georg King), dem Häuptling der christlichen Eingebornen. Eine Menge Putikis eilten mit Genehmigung des Obersten in die Ebene unter den Palissaden, und ungefähr

hundert der feindlichen Maoris kamen zu ihnen herab und führten ganz im Bereich der Kanonen einen ausgelassenen Kriegstanz auf. Ehrenhalber schwiegen die Kanonen eine Zeitlang; die Menge zog sich zurück und bald nachher fand eine Reihe der wüthendsten Tänze längs der von den Feinden eingenommenen Anhöhe statt; sie wollten zeigen, daß sie noch in beträchtlicher Stärke vorhanden seien. Ihr Heulen und Brüllen, gleich wie von einer Menge wilder Thiere, hallte vom Hügel wider und war im Lager deutlich zu hören. Die Putika-Renegaten waren die ersten, welche die Reihen des Feindes verließen und bald nachher brach die Taua ganz und gar auf, und zerstreute sich in Winterquartiere, ein Entschluß, zu welchem sie ihre gewöhnliche unstäte Art der Kriegführung, die Unzulänglichkeit der Munition und Lebensmittel (denn diese wilden Krieger hatten bisher nur davon nothdürftig gelebt, daß sie den Ansiedlern und ruhigen Eingebornen ihr Vieh raubten), die strenge Kälte der Jahreszeit und vielleicht auch die Bekanntschaft mit dem Bajonett, veranlaßt hatten.

Ein lange gedrohter und von den Truppen lange ersehnter Angriff auf die brittischen Palissaden fand gar nicht statt. Der Plan der Feinde war gewesen, die Schilfhütten der Cantonements innerhalb der Palissaden durch Feuerbrände, die man dagegen schleuderte, anzuzünden und während der durch den Brand entstandenen Verwirrung einen stürmischen Angriff zu machen. Hätten sie wirklich diesen Versuch mit dem festen Entschlusse zu siegen oder zu sterben unternommen, so würden wenige von ihnen dem letzteren Schicksale entgangen sein. Die Grasdächer waren durch eine Decke von in Leimwasser getauchten Brodsäcken feuerfest gemacht worden, und innerhalb der Forts befanden sich mehr als 500 brittische Soldaten nebst Artillerie, während der Feind nur wenig zahlreicher war und keine Kanonen hatte. Aberglaube war, wie ich hörte, ein Hauptgrund, daß der beabsichtigte Sturm aufgegeben wurde. Am Abend nämlich der zur Ausführung bestimmten Nacht befragten die Priester oder Seher die Stellung des Mondes und eines gewissen Sternes zu einander, wobei der erstere die belagernde Taua, der letztere das brittische Lager darstellen sollte. Dabei gelangten nun diese diplomatischen Astrologen zu der Entdeckung, daß der Stand der beiden Himmelskörper dem Unternehmen der Maoris ungünstig sei, denn die Sichel

des Halbmondes hatte dem funkelnden Stern den Rücken zugekehrt, anstatt ihn mit seinen Hörnern zu bedrohen, welches das günstige Zeichen gewesen wäre.

Die Blokade des Flusses, sowie andere strenge Maßregeln der Engländer setzten die an den Ufern wohnenden Eingeborenen in die größte Verlegenheit, und gedrängt von einer Hungersnoth kam im Oktober 1847 eine zahlreiche Deputation der Vornehmeren in das Lager, und bat den dort commandirenden Offizier reuig um Vergebung. Er sicherte ihnen die Verzeihung des Gouverneurs unter gewissen Bedingungen zu, und der Gouverneur befand sich jetzt in der Absicht hier, um diese Bedingungen namhaft zu machen und gegen deren Annahme seitens der zerknirschten Aufständischen für die geschehenen Uebelthaten Vergebung zu ertheilen.

Mit den Scharmützeln bei Wanganui endigte der Neuseeländische Krieg — der erste, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch der letzte.

Der Maori ist schlau genug zu wissen, wenn er überflügelt ist. Als Honi Heki zuerst die brittische Standarte niederhieb und die Fahne des Aufstandes im Lande entfaltete, fand sich kein Kriegsschiff an seinen Küsten und nur eine Compagnie Soldaten auf seinem Boden. Am Ende des Wanganui-Feldzuges gab es aber zwei stattliche Regimenter daselbst, jedes 900 Mann stark, eine mächtige Seemacht, mit einem Dampfschiff von 1200 Tonnen, und eine allmälig zunehmende starke Schaar ausgedienter Wehrmänner. Auch wissen die älteren Häuptlinge recht wohl, daß, von wo diese kamen, auch nöthigenfalls noch mehr „Hippas“ und „Hoias“ (nach der Sprache der Eingebornen statt: Schiffe und Soldaten) kommen würden. Einer solchen überlegenen Zahl gegenüber fand der Maori, der den Kampf für einen anregenden Zeitvertreib, nicht für das Geschäft des Lebens hält, daß Makadamisiren gegen Commissariats-Sold, Ferkel- und Kartoffel-Handel in den Ansiedlungen und selbst Psalmensingen mit den Missionären, einträglicher sei als das Kriegsspiel, das schlimmste von allen Spielen. Das glückliche Ergebniß dieser Ueberzeugung ist, daß er allmälig seine eingeborene Liebe zum Müssiggang und zum Blutvergießen den gewerblichen Bestrebungen und den Gewohnheiten des civilisirten Lebens opfert.

Berlin, Druck von W. Bürenstein.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das

Buch der Reisen.

Bunte

Bilder aus der Natur

und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung

für die reifere Jugend

gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

Neues

Buch der Reisen.

Bunte

Bilder aus der Natur

und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung

für die reifere Jugend

gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

Jedes Werk mit sechs colorirten Zeichnungen von Theodor Hosemann.

In verziertem höchst geschmackvollem Einbande.

Preis jedes Buches von 21 Bogen 1 Thaler 10 Sgr.

Inhalt des Buches der Reisen:

Amerika. Waldleben und Waldabenteuer in Maine. — Ein Wettlauf mit Wölfen. — Ein Kampf mit Wölfen. — Eine Fahrt auf dem Mississippi. — Die Heldin von Texas. — Mexikanische Räuber. — Ein Sturm auf Antigoa. — Die Schlangen im Innern von Central-Amerika. — Ein Erdbeben in Santiago. — Die Tigerhöhle. — Ein Hundekönig in Südamerika.

Afrika. Ein Reiseabenteuer in der Sahara. — Eine Löwenjagd in Algerien. — Die Löwensagen der Araber. — Die Straußenjagd bei den Arabern in Nordafrika. — Soldatenleben am Kap. — Der wilde Hund in Südafrika. — Die Wirthschaft eines holländischen Boers. — Elephantenjagd am Kap. — Reise durch die Wüste von Suez nach Kairo.

Asien. Reiseerinnerungen aus Sibirien. — Die ewigen Flammen bei Baku. — Die Hindus. — Der Fluch eines Fakirs. — Leben und Treiben in Madras. — Jagdabenteuer in Nepal. — Ein chinesisches Gastmahl. — Tigerkämpfe zu Golo. — Eine Theeplantage auf Java. — Die Verbrennung der Leiche des Dewa Argo. — Die Hahnenkämpfe in Manila.

Australien. Ein Haifischfang in Sidney. — Die Holzsäger in den Urwäldern Australiens. — Eine Reise im Innern von Australien. — Sitten und Charakter der Neu-Seeländer. — Tahiti.

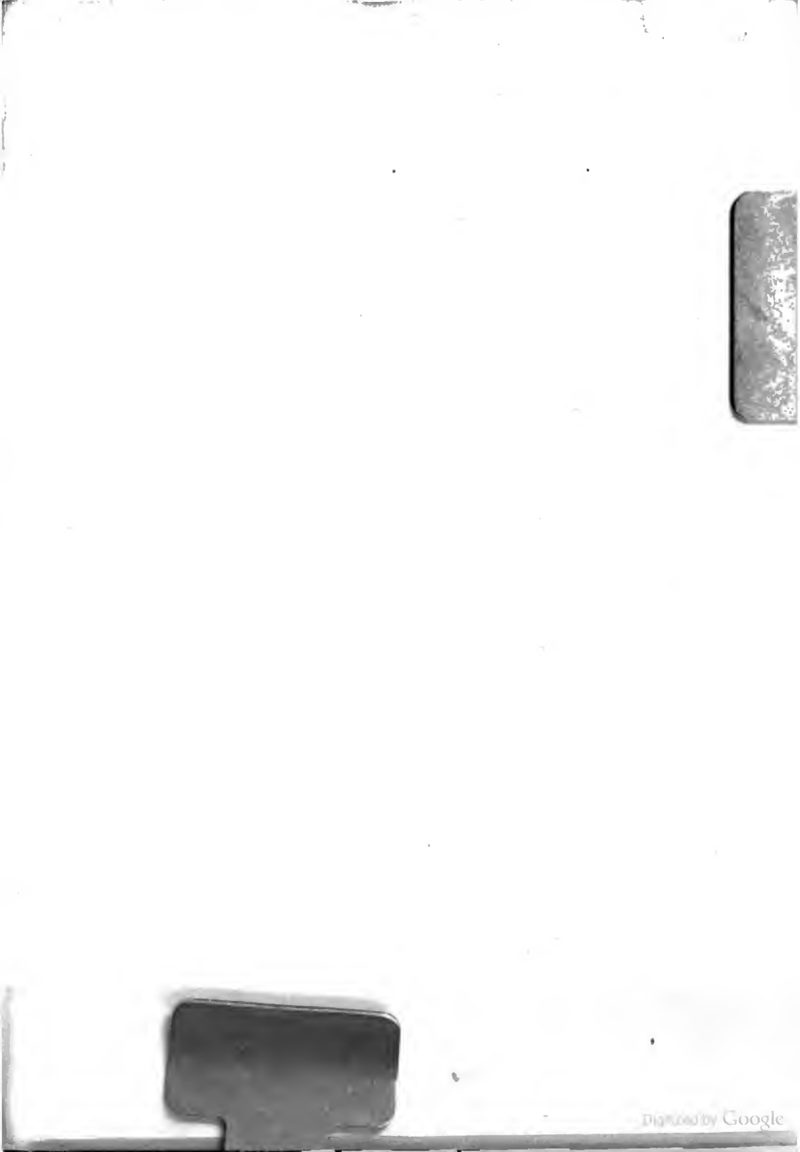
Inhalt des neuen Buches der Reisen:

Amerika. Ritt durch die Pampas. — Ein Stiergefecht zu Mérida (Yucatan). — Kalifornische Sittenbilder: 1) Scene aus dem Goldsucher-Leben. 2) Jagdabenteuer. Die Prima Donna. Rückkehr. — Abenteuer eines Verirrten. — Seltene Lebensrettung. — Eine Ueberschwemmung. — Ein Waldbrand. — Wie wir in Canada auf den Fischfang gingen.

Afrika. Das Wallfisch-Etablissement in der Algoa-Bai. — Abenteuer auf der Löwenjagd. — Ein Jagd- und Handelszug in das Innere von Südafrika. — Häusliches Leben der Neger im Innern Afrika's. — Ein neuer Robinson Crusoë. — Springbock-Jagd auf dem Kap. — Heuschrecken.

Asien. Eine Besteigung des Adamspiks. — Jagd- und Sittenbilder von den Philippinen. — Der Krater Tanbucan Prau. — Das Brautgeläute. — Der Alligator-See. — Das gesprengte Krokodil. — Indische Gaukler und Taschenspieler. — Scenen aus dem Nomadenleben der Baschkiren an der östlichen asiatischen Seite des Ural-Gebirges. — Eine samojedische Hochzeit. — Die Holländer in Japan.

Australien. Eine Wasserhose in der Südsee. — Sitten der Insulaner. — Die Schlangen in Australien. — Abenteuer im Busch in Australien. — Eine Außenstation. — Buchan Charley, der Buschklepper. — Ein Kampf mit den Schwarzen.




VERLAG
JULIUS SPRINGER
BERLIN